DEUTSCHE RUNDSCHAU

BAND CCXXXV

(April—Mai—Juni 1933)

BERLIN
DEUTSCHE RUNDSCHAU G.M.B.H.

Inhaltsverzeichnis

zum

Zweihundertfünfunddreißigsten Bande

(April—Mai—Juni 1933)

Inhaltsverzeichnis



Erich Müller

Konservativer Anspruch

I.

November 1918. Der Pöbel ist entfesselt. Schwarzweißrote Fahnen werden von einer johlenden Menge durch die Gosse gezerrt. Da verhüllt die Nation ihr Haupt und geht in die Verbannung. Die Idee des Reiches flieht zu den Wenigen, die, ihr eine Heimstatt gebend, die Zeichen seiner Macht und seines Ruhmes lieber wie bei Scapa Flow in den Untergang schicken, als daß sie, wenn auch ohne Willen und nur auf Befehl, Selbstentmannung nun vor dem Feind begingen. Noch einmal fordert die Ehre ihr Recht, bis sie überflutet wird von den Wogen des Umsturzes, einer Revolte, die, vom Defaitismus genährt, jeder geschichtlichen Größe bar war, und der damit jeglicher Enthusiasmus mangelte.

Jene Zeit erfährt jetzt ihre Sühne. Ueber dem Land weht wieder unsere Fahne. Diese Zeit haben wir mit heißem Herzen ersehnt. Dafür haben wir seit jenem November gestritten, einsam und oft nicht verstanden, verspottet und verfemt, immer die ewigen Quellen des Reiches suchend. Darum ist unsere Freude stark, daß die Verirrung in unserer Geschichte nunmehr ihre Korrektur erhält. Indem wir uns zu dem deutschen Durchbruch zur Macht und seiner Symbolik als zu einem Werk bekennen, an dem wir teilhaben, dürfen wir gerade in dieser Stunde nationaler Hochstimmung, in dieser Phase der nationalen Revolution mit Moeller van den Bruck sagen: „Alle Revolution ist Nebengeräusch, Zeichen von Störungen, doch nicht Gang des Schöpfers durch seine Werkstatt, nicht Erfüllung seiner Gebote, noch Uebereinstimmung mit seinem Willen. Die Welt ist erhaltend gedacht. Und wenn sie sich verwirrt hat, dann renkt sie sich alsbald aus eigener Kraft wieder ein: sie kehrt in ihr Gleichgewicht zurück. Alles Revolutionärtum kann nur in dieser Richtung wirken, in der am Ende nur wieder die Bahn für den konservativen Menschen freigemacht wird."

Nur Böswilligkeit kann dieses Wort in der Richtung deuten, als stehe der konservative Mensch in Zeiten der Verirrungen seines Volkes abseits und ließe den Dingen den Lauf, bis nach der revolutionären Umgestaltung die Stunde seines Handelns gekommen sei. Vielmehr sieht der konservative Mensch, daß wir, „die in eine bestimmte Zeit geboren werden, immer nur fortsetzen, was andere begonnen haben, und daß wiederum dort, wo wir abbrechen, andere abermals aufnehmen. So gibt der konservative Mensch sich Rechenschaft über alles, was flüchtig ist, hinfällig und ohne Bestand, aber auch über das, was erhaltend ist und wert, erhalten zu werden. Er erkennt die vermittelnde Macht, die Vergangenes an Künftiges weitergibt. Er erkennt mitten im Seienden das Bleibende. Er erkennt das Ueberdauernde."

Solche konservative Rechenschaft gilt es heute abzulegen. Wie wir im Umsturz des Jahres 1918 aufgerufen wurden, die Revolution zu gewinnen, sie nicht allein abzulehnen und zu bekämpfen, sondern sie als schöpferisches Mittel zur staatlichen

Gestaltung zu benutzen, also Probleme einer Lösung nahezubringen, die ohne diesen Umsturz nicht lösbar gewesen wären, so heißt es auch heute, die Revolution unserer Tage zu gewinnen, uns nicht mit Freudenausbrüchen über die Wiedergewinnung nationaler Ehre zu begnügen. Es gilt vielmehr, da unsere völkische und staatliche Ehre nur außenpolitisch wieder errungen werden kann, über die Enge innenpolitischer Auseinandersetzungen hinauszuwachsen und endlich der geistesgeschichtlichen Revolution, die säkular und europäisch ist, den Weg zu ihrer Sichtbarwerdung und Erfüllung freizulegen.

II.

Neben die Fahne des Großen Krieges hat der Staat die Feldzeichen der nationalsozialistischen Freiheitsbewegung gesetzt. Damit ist das Verdienst dieser Bewegung um die Wiedergeburt des Volkes anerkannt. Es wird im Lager der nationalen Bewegung niemand geben, der nicht mit dem Reichspräsidenten die Anerkennung des geschichtlichen Verdienstes Hitlers teilte. Gerade weil wir es tun und uns als seine ihm unbekannten Mitkämpfer fühlen, dürfen wir den Staatsmann Hitler vor der ungerechten Auffassung zu bewahren versuchen, als sei der Durchbruch des Januar allein der Erfolg einer Bewegung. In der NSDAP spielt das Wort vom „unbekannten SA-Mann" eine große Rolle. Nun — wir, die wir der Partei nicht angehören, ohne deshalb weniger leidenschaftlich der Sache der nationalen Revolution verpflichtet zu sein, können mit Fug und Recht jenes Wort abwandeln, auf uns beziehen und — auch von der NSDAP — Anerkennung hierfür erwarten.

Als der nunmehr berühmt gewordene Kreis der sieben Männer, von dem Hitler zu seinem grandiosen Aufstieg den politischen Ausgang nahm, sich zusammenfand, hatte das nationale Deutschland bereits seine erste Schlachten siegreich geschlagen. In der Folgezeit, da Hitler sammelte, brannte es nur zu oft an den Grenzen nicht allein unseres Staates, sondern auch in den fernen Weiten des deutschen Volksbodens. Es bedeutet keine Schmälerung des Verdienstes des jetzigen Kanzlers, aber eine Würdigung der „unbekannten Soldaten der deutschen Revolution", wenn wir feststellen, daß die Niederschlagung der kommunistischen Aufstände in Mitteldeutschland und Bayern, die Kämpfe an Rhein und Ruhr, im Baltikum und in Oberschlesien, in Kärnten und wo immer das Reich in Gefahr war, geführt wurden, ohne daß die Kämpfer, wie es heute der Fall sein würde, ihren Antrieb von einer politischen Bewegung erhielten, sondern sie stritten nur für das unsichtbare Reich.

Was soll damit gesagt sein? Bewegung und Staat konnte der Nationalsozialismus gleichsetzen, solange er sich im Kampf um den Staat befand. Je mehr die Bewegung aus der Sphäre der Propaganda in das Stadium der Staatsgestaltung überwechselt, hat sie den Notwendigkeiten auf dieser höheren Ebene gerecht zu werden. Und zu diesen Notwendigkeiten gehören die Anerkennung geschichtlicher Tatsachen ohne propagandistische Korrekturen und — die Schlußfolgerungen daraus.

Wie es durchaus der von der NSDAP erhobenen Parole der Volksgemeinschaft widerspricht, in Schwarz-Weiß-Malerei die eigenen Wähler als den neuen Adel der Nation und die Gegner als minderwertig zu erklären, so liegt auch eine Mißachtung eines der typisch deutschen Wesenszüge, des Föderalismus, der auch für die nationale Bewegung seine Geltung hat, darin, im Lager der sich zur Nation Bekennenden Differenzierungen vorzunehmen, die nicht Einordnungen nach den inneren Werten der Persönlichkeiten sind.

Das deutsche Volk ist keine lateinische Nation. Was der Fascismus vollzog, indem er sich allein und ausschließlich als Staat konstituierte, ist in Deutschland nicht nachzuahmen. Die Anerkennung der heroischen Leistungen des gesamten nationalen Deutschland in der Nachkriegszeit sowohl in aktiven Kämpfen wie an Bemühungen um eine politische Sinngebung unseres Schicksals und mühsamer geistiger Kärrnerarbeit sollte fascistische Vorstellungen wie einen Spuk verfliegen lassen. Indem wir damit romanische Staatsauffassungen als dem deutschen Charakter abträglich erklären, begeben wir uns keineswegs in eine Bundesgenossenschaft mit dem Liberalismus, der wesensmäßig Feind jeder Diktatur und alles Autoritären ist. Wir wollen nur nicht, daß das verkündete Programm, jedem Mitkämpfer aus den Anfängen der nun zum Staat vorgestoßenen Bewegung eine entsprechende Versorgung zuzusichern, mehr wird als der Ausdruck einer verständlichen Anerkennung für kampf- und opferreiche Gefolgschaft.

III.

Damit nähern wir uns einem anderen Problem. Die deutsche Revolution ist, mag sie sich im Augenblick auch noch so sehr oder gar allein als eine politische Angelegenheit darstellen, letztlich eine Umwälzung im Geistigen. Der Niedergang unseres Volkes und Staates datiert nicht erst seit jenen trüben Novembertagen. Zwar stürzte die Kurve unseres völkischen Seins damals in beschleunigtem Zeitmaß ins Bodenlose, aber sie setzte mit ihrem Abstieg bereits ein, als fremdvölkische Ideen in unseren Geistes- und Seelenraum einströmten. Die geistige Revolution unseres Jahrhunderts hat nicht das klägliche Geschlecht von 1918 als den Feind zu erkennen, sondern unversöhnlicher Widersacher der Ideenwelt von 1789 zu sein. Es heißt im Zuge der Gerechtigkeit zu handeln, die Schuld des November zu sühnen. Da die Schuld aber eine politische ist, die nicht moralisch gewertet werden kann, hat sie auch politisch ihre Sühne zu erfahren. Und solche Sühne kann nur darin bestehen, jede Spur der Ideenwelt der französischen Revolution in unserem Volk auf immer und ewig zu tilgen.

Gegen jene Ich-Zeit haben wir die Wir-Zeit zu setzen. Wir haben die Zeit, die, diesseits gerichtet, den Verstand vergötzte und im Selbstzweck begründet war, abzulösen durch eine im Jenseitigen verankerte, im Glauben lebende und in Blut und Geschichte begründete neue Epoche. So erkennen wir diese Revolution als eine geistige und sittliche, die mehr noch als die politische den Gesetzen des organischen Werdens unterworfen ist.

Dabei mögen sich auch die Verantwortlichen bewußt sein, daß Demokratie, Parlamentarismus und wie die Ausdrucksformen des Liberalismus sonst heißen, nur Projektionen sind, und zwar auf die politische Ebene. In den übrigen Bezirken unseres Lebens, in Kultur und Wirtschaft, erfahren wir die gleichen Abzeichnungen ein und desselben Geistes, des Geistes, der in den Begriffen Masse, Klasse und Partei, Mechanisierung und Kollektivierung lebt. Bevor nicht an seine Stelle eine Haltung getreten ist, die gegen ihn die arteigenen Werte unseres Volkes, Persönlichkeit und Gliederung auf ihrem Nährboden der Gemeinschaft, setzt, können wir nicht von einer Vollendung der deutschen Revolution sprechen.

Wir sind uns vollkommen klar darüber, daß einer der Wege zur staatlichen Machtergreifung war, sich der Mittel zu bedienen, die dem Wesen und den Einrichtungen des zu erobernden Staates gemäß waren. Wie der 5. März gelehrt hat, konnte der Staat von Weimar mit dem System von Weimar erobert werden. Es bleibt nur die Frage, ob der Charakter des alten Staates nun, wenn auch im neuen Gewande, erhalten werden soll. Dabei spielt im Grunde keine Rolle, ob die

in der Hauptsache befehdeten Parteien — wie die der Mitte — aufgerieben oder aus ihrer Schlüsselstellung entfernt sind oder — wie die der Linken — durch besondere Maßnahmen an der Sichtbarmachung ihres politischen Willens gehindert werden. Auch ein Staat, in dem nur nationale Parteien sind, ist ein Parteienstaat und mit den Hypotheken des Liberalismus belastet. Selbst eine freiwillige Klausur der nationalen Parteien und eine dadurch legal an das Kabinett delegierte Diktatur bedeutet noch keine radikale Aufhebung des Parteiensystems. Eine endgültige Absetzung von den politischen Ausdrucksformen des Liberalismus ist erst mit der Preisgabe des Prinzips, das Volk in Parteien sich ordnen zu lassen, gegeben. So würde das Opfer der Selbstauflösung der Parteien der sichtbarste Ausdruck der Revolution sein. Und da eine Revolution, wenn sie zukunftsträchtig sein soll, total sein, also auch eine sittliche Revolution werden muß, müssen auch aus diesem Grund die der sittlichen Erneuerung im Wege stehenden Parteien fallen. Dabei verstehen wir unter sittlicher Erneuerung nicht die notwendige Säuberung unseres kulturellen Lebens von Sinnen- und Sensationsspekulationen jeder Art, sondern die Einsetzung des Wertes in seinen Rang, gegen die das Prinzip der Partei steht, das nicht nach Persönlichkeitswerten stuft und gliedert, sondern nach Gesetzen, die nur der Partei eigen sind.

IV.

Es mag hingehen, daß dem Volk oft Gelegenheit gegeben wird, seiner Freude über den errungenen Sieg in vielen Zeichen Ausdruck zu geben. Es mag im Interesse der Stärkung der Staatsautorität sogar begrüßenswert sein, wenn breite Massen des Volkes sich häufig und laut zu den Symbolen des neuen Staates bekennen. Es geht aber nicht an, solche Begeisterung höher zu schätzen, als sie wert ist. Gesinnung hat viele Worte. Haltung, die abgeklärt im Innern ruht, ist ohne äußerliche Bekundung. Wir erleben augenblicklich eine Hoch-Zeit der Gesinnung. Die sittliche Revolution aber hat die Aufgabe, ohne Ansehen einer Gesinnung Haltung zu erwecken und zu gestalten, auch wenn solche Haltung dann nicht in allem und jedem mit dem Willen der Staatsführung übereinstimmen sollte.

Wir gehören nicht zu denen, die der demokratischen Vorstellung huldigen, als sei die absolute Freiheit ein Bestandteil eines Staates, wodurch er sich vornehmlich als Kulturstaat auszeichne und sich von Barbarei unterscheide. Wir bekennen für uns als Grundsatz, daß Freiheit an sich keinen letzten Wert darstellt. Die Bejahung einer absoluten individuellen Freiheit hat zur Atomisierung der Gesellschaft, zur Aufspaltung des Volkes, zur Nivellierung der Kultur geführt, wie Edgar J. Jung es in seinem Buche „Die Herrschaft der Minderwertigen" und an dieser Stelle oft eindringlich dargelegt hat. Es gibt kein Schaffen und keine Leistung im luftleeren Raum abstrakter Vorstellungen. Das führt zur Auflösung aller Ordnungen, die durch Raum und Zeit, Geschichte und Volkstum gegeben sind, führt zur Internationale auf jedem Gebiet. Es gibt nur eine Freiheit, die empfangen wird vom Volk und die wiederum dem Volk dienend lebt. Eine Gesinnung aber verwehrt selbst die Freiheit der Handlung in den so gegebenen Grenzen. Daß sie aber in unseren Tagen vorherrscht, ist ein Zeichen für den Uebergangscharakter unserer Zeit. Bei aller Freude über die begeisterte Teilnahme des Volkes an den staatlichen Veränderungen sollten wir nicht vergessen, daß die Gesinnung der Masse ein veränderliches Ding ist, daß viele von denen, die heute aufdringlich durch Abzeichen sich als Soldaten der Revolution ausweisen wollen, Jahre hindurch die Front der Gegner bildeten, uns Versailles und den Young-Plan bescherten. Masse mag man entfesseln, wenn man ihrer als eines Mittels bedarf. Niemals aber darf ein

geistiges Ausgerichtetsein auf ihre Wünsche und Nöte die Richtschnur staatspolitischen Handelns werden. Masse kennt immer und nur das Heute. Der Staat aber hat, auch gegen die Masse, für das ewige Volk zu handeln.

V.

Solchen Erfordernissen gemäß muß die Revolution gelenkt und weitergetrieben werden. Die Gesetze des Lebens sind stärker als die der Ideen. So wird manches fallen müssen, was bislang noch als Hauptinhalt des politischen Wollens gewähnt wurde. In der Propaganda des Nationalsozialismus hat so die Parole der Arbeit, als Gegenparole gegen den Kapitalismus gedacht, eine nicht unwesentliche Rolle gespielt und nicht zuletzt zu dem politisch erfreulichen Zustrom von Arbeitern aus den marxistischen Lagern beigetragen. Dieser Weg soll weiter beschritten werden, wie uns die Vorbereitungen zum „Fest der deutschen Arbeit" am 1. Mai ankünden. Die darin ruhende Gefahr hat Hans Grimm bereits vor einiger Zeit ausgesprochen, als er schrieb: „Aus dem Kapitalismus als Gesinnung entsteht politisch allenfalls eine internationale Gemeinschaft wie das Judentum. Aus dem Sozialismus als Wirtschaftsform, aus der „Werte schaffenden" Arbeit entstünde für uns politisch ein hungriger, müder europäischer Heimarbeiterstaat unter Völkerbundskontrolle und kann gar nichts anderes entstehen."

Indem wir diese Worte wiedergeben, wollen wir uns nicht wirtschaftspolitisch bekennen, sondern die Gefahr aufdecken, daß die Revolution bei solcher Ausrichtung erstickt zu werden droht. Es geht nicht um die veralteten liberalen Gehirnklügeleien einer Gegenüberstellung von Kapitalismus und Sozialismus, sondern darum, daß wir in dem Eingespanntsein in diese Begriffe und ihren Kampf an unserer letzten Aufgabe vorbeiirren. Und diese letzte Aufgabe heißt: Vernichtung von Versailles und Schaffung der Grundlagen zum Werden des mitteleuropäischen Reiches.

Die französische Revolution hat ihren letzten und größten Triumph in Versailles erfahren. Die Verwirklichung des Reiches schien in die Sterne entrückt. Nach dem Prinzip der Nationalstaaten wurde Europa neu geformt. Es gelangt aber erst zur Ruhe und zur Erfüllung seiner Bestimmung, wenn der deutsche Staat staatlich, wirtschaftlich und kulturell der Kern einer mitteleuropäischen Reichsföderation ist. Ansätze hierzu sind auf geistigem Gebiet in reichem Maße vorhanden. Es gilt jetzt, von Staats wegen diese Aufgabe in Angriff zu nehmen. Sollte hierfür eine Masse das geeignete Instrument sein? Die grauenvolle Lage unseres Volkes in seinen Beziehungen zu den Nachbarstaaten, die Zukunft, beladen mit Not und Entbehrung, Schrecken und dem Zwang zu alles Bisherige übersteigenden Opfern erfordert die Abkehr von den Stimmungen der Straße und die Besinnung auf die Größe und den Ernst der Aufgabe.

Wir haben den zuversichtlichen Glauben, daß die Staatsführung im Bewußtsein der Schwere ihrer Aufgabe ihr Amt angetreten hat. Nun spreche man aber nicht mehr vom Sieg der nationalen Revolution, da wir doch erst nur einen tiefen Atemzug getan haben und unser Gewand und unsere Wohnstatt säuberten. Nun beginne man die Revolution, die nur dann nicht allein eine Episode gewesen sein wird, wenn das Leben selbst in sein Recht gesetzt wird und nicht mehr Utopien oder Prinzipien.

Der Kampf zweier Epochen ist entbrannt, zweier Kontinente. Es ist das Ringen der von Gott gesetzten Werte gegen vom Verstand erklügelte Scheinwerte. Im Zeitalter der französischen Revolution, im romanischen und asiatischen Prinzip kämpft die Masse gegen das 20. Jahrhundert, gegen die deutsche Sendung, gegen die in der Gemeinschaft wurzelnde Persönlichkeit. Es gibt nichts, weder staatlich,

noch wirtschaftlich, noch kulturell, was nicht auf diese Gegensätze zurückzuführen wäre. Möge die Staatsführung, nicht zuletzt diejenigen ihrer Mitglieder, die sich als Treuhänder und Vorkämpfer der konservativen Revolution erklärten, durch Handeln uns davor bewahren, daß die deutsche Revolution ein Zwischenspiel in unserer Geschichte wird.

Denn diese Treuhänderschaft erstreckt sich, wie Herr v. Papen in seinen aufsehenerregenden Reden des öfteren ausgeführt hat, auf wertvollste Träger der deutschen Revolution, nämlich auf die geistig hochstehenden jungen Kräfte. Ihre aus einem inneren Gesetz entspringende Unabhängigkeit hat es ihnen verwehrt, sich dem Organismus von Parteien anzugliedern. Die Nationalsozialisten mögen das Verständnis dafür aufbringen, daß diese Menschen der deutschen Revolution am besten in jener Haltung dienen können, welche durch das Bestreben, nur dem eigenen Gewissen und nicht einer Parteiinstanz verantwortlich zu sein, zu allen Zeiten den höheren Menschen gekennzeichnet hat. Diese Haltung allein hat es geschichtlich ermöglicht, in den Zeiten des geistigen Niederbruches die Flamme des heiligen Reiches zu nähren. Mit dem Ermächtigungsgesetz ist die Epoche der Machtergreifung abgeschlossen, die der schöpferischen Gestaltung beginnt. Dazu bedarf es keiner Gesinnungstüchtigkeit und keiner Abzeichen, sondern nur geistiger Kräfte und charakterlicher Stärke.

Dieser Appell an die Nationalsozialisten ist um so begründeter, als die nationalen Formationen, die außer der Nationalsozialistischen Partei heute hinter der nationalen Regierung stehen, es in geradezu verblendeter Weise versäumt haben, der jungen Generation Raum, Anerkennung und Entfaltungsmöglichkeit zu geben. Noch heute tätscheln die geistigen Greise, die in der deutschen Rechten das große Wort sprechen, herablassend den Jungen die Schulter. Wir sind es leid, getätschelt zu werden. Unser Sinn steht nicht nach heuchlerischer Liebkosung, sondern nach Anerkennung des Rechtes der Jugend, das die Nationalsozialistische Partei vorbehaltlos gewährt hat.

Matthias Scholtes

Katholizismus und deutsche Revolution

Von einem deutschen Katholiken

I.

Es ist viel Druckerschwärze verbraucht worden bei den Auseinandersetzungen über die Frage, ob Programm und Ziele des Nationalsozialismus den Anschauungen und Lehren der katholischen Kirche fundamental zuwiderlaufen oder nicht. Der deutsche Episkopat und — mit etwas mehr Zurückhaltung auch die römische Kurie — wiesen verurteilend auf „Irrtümer und Gefahren" hin. Ohne allen Zweifel haben die kirchlichen Oberhirten das Recht, die Gläubigen auf Gefahren für die Kirche und den Glauben hinzuweisen. Drohte aber wirklich eine solche Gefahr für Kirche und Glauben vom Nationalsozialismus her? Diese Frage ist zu verneinen. Einst war die katholische Kirche so erhoben und erhaben, daß sie aus säkularer Betrachtungsweise ein Urteil fand, das

von der Verworrenheit und Leidenschaft des Tagesstreites nicht angekränkelt war. So ist es diesmal, leider, nicht gewesen. Die politischen Interessen der „katholischen" Zentrumspartei trübten Blick und Urteil der kirchlichen Autoritäten. So kamen Kirche und Glauben in die Gefahr, für einen ganz gewöhnlichen politischen Machtkampf mißbraucht zu werden, für einen Machtkampf, bei dem es nicht einmal um wirklich weltanschauliche Grundsätze des Zentrums ging, sondern um die baren Interessen eines Nutznießers der Staatsmacht.

Die deutschen Bischöfe und der Vatikan hätten besser getan, die Zentrumspartei und ihre Politik einer kritischen Prüfung zu unterziehen. Freilich, die Partei hat ein prächtiges Programm, ein Wunderwerk schönster katholischer Grundsätze. Aber die politische Praxis steht in krassem Widerspruch zu diesem Programm. Es genügt, auf das Ergebnis ihrer Regierung mit der Sozialdemokratie in Preußen hinzuweisen. Niemals in Deutschland sind Grundsätze christlicher Staats- und Kulturpolitik so mißachtet und mißhandelt worden. Das deutsche Volk wird noch vielleicht zwei Generationen an den Schäden dieser unheilvollen Zeit zu kranken haben. Sie wiegen schwerer als der ganze Substanzverlust an Menschen in den Kriegsjahren. Am schwersten ist dabei der deutsche Katholizismus getroffen. Aber es ist mit seine Schuld, daß die Zentrumspartei Kirche und Glauben jahrelang mißbrauchen konnte, um eine Politik zu treiben, deren Ergebnisse christlichem Geist und christlichen Grundsätzen geradezu Hohn sprechen.

Niemand wird das Zentrum von dieser Sünde freisprechen können. Denn es ist eine Sünde wider den Geist christkatholischer Weltanschauung. Es ist auch eine Sünde wider die Nation, wider natürlichen Selbsterhaltungstrieb, der in jedem Lebewesen wie in jedem Volk lebendig ist. Man muß sich fragen, wie die Zentrumspolitik auf einen so tragischen Irrweg geraten konnte. Der Grund liegt unserer Meinung nach in einem völligen Mißverstehen einer christlichen Grundlehre. Die katholische, wie die christliche Lehre überhaupt, lehrt, daß alles, was Menschenantlitz trägt, vor G o t t gleich ist. Vor Gott! Christi höchstes Gebot ist die Nächsten- und Bruderliebe. Sie macht den Einzelnen verantwortlich für das materielle u n d g e i s t i g e Wohlergehen seines Nächsten. Diese Gleichheit vor G o t t und diese Verantwortung für den Nächsten ins P o l i t i s c h e übertragen zu wollen, ist ein grotesker Wahn. Das Ende ist eine Aufspaltung der Gesellschaft und des Volkes in egoistische Individuen, die sich höchstens noch in der Form von „Interessentenhaufen" zusammenzuschließen vermögen. Um andere Haufen und den Staat auszubeuten. Der Liberalismus hat diesen Auseinanderfall begonnen. Der Marxismus ist sein Kind und der Enkel der Bolschewismus. Und mit diesem Liberalismus und Marxismus hat sich das Zentrum verbunden. Nicht „um Schlimmeres abzuwenden", sondern weil es selber vom Geist des Liberalismus verseucht war.

Dieses Zentrum hat, wie der Marxismus und der Liberalismus, jetzt eine schwere politische Niederlage erlitten. Schwerer als der Machtverlust ist der innere Zusammenbruch. Der Geist einer neuen Zeit, aus dem Selbsterhaltungstrieb eines innerlich durchaus noch gesunden Volkes erwachsen, geht über das Zentrum der letzten vierzehn Jahre hinweg wie über den Marxismus und Liberalismus. Die Rolle dieses Zentrums ist ausgespielt. Nicht die des deutschen Katholizismus. Es wäre kurzsichtig und unrichtig, Grundhaltung und politisches Wollen des katholischen Volksteils mit der Zentrumspartei und ihrer Politik gleichzusetzen. Die deutschen Katholiken haben sich seit dem Zusammenbruch 1918 langsam, aber konsequent immer mehr vom Zentrum abgewandt;

der prozentuale Anteil sank ständig. Und jetzt, zum Schluß, zeigt es sich, daß nur noch wenig mehr als ein Drittel der katholischen Wahlberechtigten für das Zentrum stimmte. In sehr starkem Maße hat sich der katholische Volksteil der konservativen Rechten und vor allem dem Nationalsozialismus zugewandt. Die katholische Jugend vor allem rebellierte gegen die Partei, deren Führung und Politik ihr völlig unverständlich waren. Man kann darum behaupten: der deutsche Katholizismus war auf dem Weg der Wende und Selbstreinigung.

II.

Christkatholische Weltanschauung ist allerdings nicht für revolutionäre Politik und Betätigung. Sie ist im besten Sinne konservativ, bejahend, wahrend. Sie stellt das Große und ewig Gültige gleichsam unter sakralen Schutz, sie stellt es in den Bezirk des Heiligen und Unantastbaren. Aber neben diesem konservativen Zug zeigt sich auch im Katholizismus die revolutionäre Kraft des Christlichen. Sie ist wirksam, seit die Lehre Christi und die Kirche eine völlig neue Welt schufen, die Welt des christlichen Abendlandes. Die christliche Lehre wird diesem christlichen Abendland die Grundlinien seiner Weiterentwicklung geben — oder seine Kultur und Gestaltungskraft werden zerfallen. Diese Entwicklung wird, mit großem Maßstab gemessen, nicht weniger revolutionär sein als in den vergangenen Jahrhunderten.

Wir durchleben im Augenblick eine Phase dieser christlichen Revolution, wenn die Triebkräfte aus dem Christlichen auch im Augenblick noch durch allerhand zeitliches Beiwerk überdeckt sind. Allerdings handelt es sich jetzt in erster Linie um eine Rebellion des Protestantismus, äußerlich hervorgerufen durch die Koalition zwischen Marxismus und Katholizismus, die das protestantische Preußen in seinen Lebensgrundlagen zu zerstören drohte. Aber darüber hinaus hat jetzt die Rebellion des deutschen Protestantismus eine höhere Mission zu erfüllen: die Mission, die deutsche Nation zu schaffen. Der Protestantismus hat in der Reformation vor den Thron der Könige und Fürsten den Altar gestellt. Daran und an dem konfessionellen Gegensatz zwischen Protestantismus und Katholizismus ist die große deutsche Einigung gescheitert. Es gelang dem jungen protestantischen Preußen, einen ersten Notbau des Reiches zu schaffen, der jedoch die inneren Gegensätze nicht überwinden konnte.

Jetzt ist die Zeit da, das Werk zu vollenden. Die Wahlen haben gezeigt, daß die „Mainlinie" nicht vorhanden und daß das deutsche Volk im Aufbruch ist zur Nation. Wie immer in der deutschen Geschichte wird die Erneuerung aus einer großen Not geboren. Die F ü h r u n g liegt beim P r o t e s t a n t i s m u s, bei dem jungen Preußen. Der Protestantismus, speziell der preußische, hat die Aufgabe, die wilde Bewegung noch dunkler Triebe und Gärungen in Z u c h t zu nehmen. Er hat ihr Zucht und geistige Führung zu geben, er hat sie auf die Ebene der politischen Realität zu führen.

Revolutionäres Gestalten ist nicht Sache des Katholizismus, aber es ist christlicher Geist von seinem christlichen Geist. Und der Protestantismus braucht für seine Mission jetzt Stütze und Halt am Katholizismus, das ist das erste. Später, wenn diese protestantische deutsche Revolution feste Formen und feste Gestalt annimmt, wird die Zeit einer s t ä r k e r e n aktiven Mitwirkung des Katholizismus da sein. Seine Aufgabe ist dann, das Geschaffene festigen und vertiefen zu helfen, es zu heiligen und zu wahren. In welch politischen Formen diese notwendige Einschaltung erfolgen wird, darüber sich jetzt den Kopf zu zerbrechen, wäre müßig.

Paul Fechter

Der Zusammenbruch des Kunstbetriebs

Eine Folge hat die deutsche Revolution bereits in ihrer ersten Phase gehabt: der bisherige Kunstbetrieb im Reich und vor allem in Berlin ist bis auf letzte Reste zusammengebrochen. Er ist mit einer Widerstandslosigkeit im Orkus verschwunden, die etwas Beängstigendes und Beschämendes zugleich hat. — Die nationale Bewegung ist mit einer Plötzlichkeit vor Aufgaben gestellt worden, die sie selbst wohl kaum erwartet hatte.

Vorangegangen waren die Theater — vor allem in Berlin. Seit ungefähr zwei Jahren wurden die hippokratischen Züge der gepriesenen deutschen Theaterkultur sichtbarer und sichtbarer, und wer Augen hatte, konnte schon damals das Ende voraussagen. Der Zusammenbruch des Berliner Theaters mit seinen Folgeerscheinungen im Reich ist jedenfalls kaum überraschend gekommen. Es starb seit mehreren Jahren an seiner Ueberlebtheit. Seine Totengräber waren die falschen Propheten des Zeittheaters und des Anationalismus. Naive Theaterdirektoren haben bis zuletzt auf diese falschen Führer gehört mit dem Ergebnis, daß das ganze große Berliner Theater heute ein völliges Trümmerfeld ist. Am Leben geblieben ist das Staatstheater, für das Hanns Johst seine vereinten bajuvarisch-sächsischen Kräfte einsetzt, und um dessen Zukunft man sich kaum Sorge zu machen braucht. Uebriggeblieben ist das Deutsche Theater, dem Herr Achaz seine Spielleidenschaft und seine Verbindungen als Hilfsstellung gegeben hat. Uebrig ist zur Zeit, da dies geschrieben wird, noch die Volksbühne, das Schillertheater und das Theater in der Behrenstraße, in dem Ralph Arthur Roberts gezeigt hat, daß selbst in den schlechtesten Zeiten ein Theater sehr gut bestehen kann, wenn es ohne Ansprüche lediglich lebendiges Theater bringt.

Alles Uebrige ist erledigt, zusammengebrochen, der Operette, dem Massengastspiel irgendeiner Gruppe verfallen, die versucht, im allgemeinen Debacle wenigstens das nackte Leben zu fristen. Von den mehr als dreißig Theatern Berlins spielen noch drei bis vier eine Rolle, die übrigen sind entweder nicht mehr vorhanden oder kulturell und geistig zu völliger Belanglosigkeit herabgesunken.

Die Aufgabe, die sich hier bietet, liegt auf der Hand. Daß die früheren Zustände wiederkehren, ist ausgeschlossen: daß von den sämtlichen Berliner Theaterhäusern, wie es in der Nachkriegszeit fast durchgehend der Fall war, kein einziges mehr in deutschen Händen ist, einen deutschen Leiter hat (die kurzen Zwischenspiele des Herrn von Ostau und anderer können außer Acht bleiben), wird sich in absehbarer Zeit nicht wiederholen. Die bisher leitenden Männer des Theaterbetriebs sind so völlig im Hintergrund verschwunden, daß sie kaum mehr eine Rolle spielen werden, und Nachwuchs ist nicht da, wird sich auch kaum in der nächsten Zeit hervorwagen. Das ganze Berliner Theater wird in der nächsten Zeit neu aufgebaut werden müssen — wofern es überhaupt wieder aufgebaut wird. Fünfundzwanzig Berliner Bühnen stehen neuen Kräften, welche die Revolution vielleicht heraufträgt, offen und zur Verfügung. Die Bewegung hat reichlichst Gelegenheit zu zeigen, ob sie die Kraft besitzt, geistige Energien und Fähigkeiten zu lösen und mobil zu machen, um hier auf einem der wichtigsten Gebiete der inneren wie der äußeren Propaganda das deutsche Leben zu verwirklichen, das ihr als Ideal vorschwebt. Das alte Theater ist tot; wir warten des neuen, das da kommen soll.

Im Reich ist es nicht viel anders. Ueberall sind die bisherigen leitenden Männer verschwunden, ein Teil der Schauspieler mit ihnen. Die Bahn ist frei für Neues. Es wird sich jetzt erweisen können, wieweit das deutsche Theater in seiner ganzen Mannigfaltigkeit, die größer ist als in irgendeinem anderen Lande der Erde, allein aus den Kräften des Landes leben kann, und was für eine Form es annehmen wird, wenn es allein von den Kräften dieses Landes gespeist wird. Es wird sich zeigen müssen, ob vor allem das Publikum ebenso willig, wie es dem Ruf der Führer auf dem Weg zur Neuformung der Nation gefolgt ist, auch dem neuen Theater und dem Ruf seiner Kassen folgen wird. Es steckt im Deutschen ganz in der Tiefe etwas, das die eigene Art auf allen Gebieten der Kunst immer erheblich schwerer aufzufassen und anzunehmen geneigt ist als die fremde. Es wird sehr interessant werden festzustellen, ob es gelingt, diesen eigentümlichen inneren Widerstand, der bis in die besten Schichten der Nation überall festzustellen ist, jetzt einmal zu überwinden, oder ob am Ende gerade auf diesen Gebieten doch wieder zuletzt das spezifisch Nichtdeutsche, vielleicht weil es die Erholung vom Eigenbesitz des allzu Deutschen bedeutet, sich einschleichen und den Werdeprozeß wieder der alten bisherigen Richtung annähern wird.

Parallel mit dieser Neuwerdung des Deutschen Theaters wird sich, wenn überhaupt noch, eine neue Theaterkritik entwickeln. Die alte ist entschwunden, verweht, unzeitgemäß geworden wie das Theater, dem sie diente. Es wird sich zeigen müssen, ob in lebendiger Wechselwirkung mit dem neuwerdenden deutschen Theater eine neue Generation kritischer Menschen heraufsteigt, die nun aus lebendigem Miterleben der veränderten Zeit eine neue lebendige Haltung zu den Vorgängen auf den künstlerischen Gebieten findet — oder ob die Zeit dieser merkwürdigen berichtenden Betätigung gegenüber den flüchtigen Stunden eines Theaterabends überhaupt vorüber ist. Es wäre denkbar, daß das Gefühl des Nebensächlichen der eigenen Tätigkeit, das die lebendigen kritischen Menschen während der letzten Jahre bereits immer hatten, nicht nur auf der Belanglosigkeit und Unzeitgemäßheit des bisherigen Theaters beruhte, sondern auf einer tieferen Erkenntnis der Ueberlebtheit der ganzen Institution wuchs. Es ist wieder einmal interessant geworden im Reich des Theaters und dessen, was mit ihm verbunden ist. Wir haben das Glück, noch einmal vor einer großen Chance der Bühne selbst wie ihrer Spiegelung im kritischen Abbild des Berichtenden zu stehen.

* * *

Ganz ähnlich ist die Situation auf dem Gebiet der bildenden Künste. Auch hier war im Lauf des letzten halben Jahrzehnts die lebendige Teilnahme, mit der man früher die Vorgänge der Malerei, der Plastik, der Architektur mitlebte, mehr und mehr gewichen, und zwar nicht nur bei Menschen, die ein Leben lang berufsmäßig an Ausstellungen des Inlands und Auslands teilgenommen hatten, also voraussehen konnten, daß bei ihnen eine gewisse Sättigung vorlag, sondern auch bei den Jungen, die an der Tätigkeit selbst, am Malen, Bilden, Bauen unmittelbarsten, lebendigsten Anteil nahmen. Das gilt vor allem von Berlin. Der Berliner Kunstbetrieb hatte sich mit vierzig, fünfzig verschiedenen Ausstellungsplätzen in Schlössern, Kunsthandlungen, Salons, Museen selbst erledigt und wirkungslos gemacht. Er war zum Teil ein Geschäft, zum Teil Bildungssache, zum Teil Gewohnheit geworden. Er hatte Ausdehnungen angenommen, die jeden Menschen, der versuchte, alles zu sehen, was gezeigt wurde, zur Verzweiflung bringen konnten, und jeden künstlerischen Menschen, der selber malte und arbeitete, notwendig in eine Verwirrung bringen mußten, die seine seelischen Kräfte vernichtete oder zum mindesten schwer gefährdete. Da überdies mehr und mehr Pariser Unsitten Platz gegriffen hatten, derart, daß die Kunsthändler nicht mehr sich persönlich für bestimmte Maler einsetzten, die sie schätzten und für zukunftsreich hielten, sondern einfach von beliebigen Malern für die Ausstellungsräume Miete für eine bestimmte Zeit entgegennahmen, also daß jedem

Dilettantismus und jeder Belanglosigkeit Tür und Tor geöffnet waren, hörte die alte unmittelbare Beziehung zwischen Publikum und Veranstaltungen überhaupt auf. Heute hängt der gesamte Kunstbetrieb Berlins mit ganz geringen Ausnahmen völlig ohne Boden in der Luft und hat zu den wirklichen Vorgängen der Zeit keinerlei Beziehung mehr. Lebendig geblieben ist die Nationalgalerie mit dem Kronprinzenpalais und dann und wann einmal ein kleiner kultivierter Laden irgendeines Liebhabers, der sich noch wie früher die Mühe macht, Lebendiges im Werdenden herauszufinden. Sezession und Große Berliner Kunstausstellung, Kunstgemeinschaft und Juryfreie sind tot. Die Akademie ist im Grunde ebenso verschollen trotz gelegentlicher lebendiger Einzelheiten, die in ihr auftauchten. Das Berliner Kunstleben ist, ohne daß wie bei der Theaterkrise äußere Kräfte mit eingegriffen hätten, in sich zusammengesunken wie ein geplatzter Bovist.

Hier liegt für die nationale Bewegung dieselbe Aufgabe vor wie drüben bei den Theatern. Man wird eine Stelle schaffen müssen, in der man mit höchster Qualitätsforderung und Strenge die wirklich lebendigen Menschen der Zeit und der Jugend herausfindet und zeigt. Man wird zunächst einmal die große repräsentative deutsche Ausstellung veranstalten müssen, die da anknüpft, wo die Jahrhundertausstellung von 1906 aufhörte, nämlich einmal die gesamten wesentlichen Leistungen des letzten Menschenalters der Nation zum Bewußtsein bringt. Man wird vor allem den bürgerlichen Kreisen der nationalsozialistischen Bewegung durch diese Ausstellung zum Bewußtsein bringen müssen, wie sehr die expressionistische Bewegung Deutschlands, der Kreis der Brücke, genau wie in Italien der Futurismus für den Fascismus, dem neuen Nationalismus vorgearbeitet hat, indem er dem Leben, der Kunst wieder die Grundlage eines echten, unmittelbaren Gefühls gab und gegen den zerflatternden Relativismus der impressionistischen Zeit sich bekennend das aufrechte Ja und Nein seiner Form und seiner Farbe stellte. Man wird dann — es scheint, daß von Regierungsseite der Verein Berliner Künstler dazu ausersehen ist — ein einheitliches Zentrum für die gesamte Berliner Kunst schaffen müssen, an das sich alles ankristallisieren kann, was Leben im Leibe hat und zugleich die Kraft, diesem Leben reinen und starken Ausdruck zu geben. Dies Zentrum wird die Aufgabe haben, die Massen des jetzt herandrängenden Dilettantismus, der mit Recht Uebergangenen, der bloß aus guter Gesinnung heraus Arbeitenden zurückzuweisen und höchste Qualität als erste Voraussetzung einer Kunst festzulegen, die sich mit dem höchsten Ehrenbeiwort „deutsch" bezeichnen darf. In dem Moment, in dem ein solcher Mittelpunkt rein von strengen Qualitätsforderungen aus geschaffen ist, fällt der ganze heutige Wirrwarr des Belanglosen, soweit er nicht schon tot ist, in sich zusammen; das Publikum sowohl wie die Heranwachsenden bekommen wieder Maßstäbe, und Salons und Händler sind gezwungen, wohl oder übel diese Maßstäbe ebenfalls zugrunde zu legen. Die heutige Vermischung von wirtschaftlich gewerkschaftlichen Gesichtspunkten mit künstlerischen, die Rücksicht darauf, daß es jemandem, der malt, schlecht geht, und nicht darauf, ob er wirklich gute Bilder malt, muß bei dieser Neuordnung des deutschen Kunstbetriebes allerdings ohne Rest ausgeschaltet werden.

* * *

Bliebe die Musik. In ihrem Betrieb wird sich wahrscheinlich am wenigsten ändern, weil sie von allen Künsten die lebendigste, unmittelbar aus sich selber ihre Erscheinungsformen bestimmende geblieben ist. Zur Musik hat die deutsche Nation, seit sie überhaupt begann, auch an die gesellschaftlichen Formen des musikalischen Betriebes heranzukommen, immer die stärkste und unmittelbarste Beziehung gehabt. Hier ist von den Verfallssymptomen, die das Theater und die Malerei aufweisen, so gut wie nichts festzustellen. Ein paar Erscheinungen der Nachkriegsjahrzehnte wie die Komponisten kommunistischer Lehrstücke und mehr oder weniger kommunistischer Opern werden in der Versenkung verschwinden. Zwischen den wertvollen jüdischen Kräften der Musik, den dirigierenden

wie den ausübenden, und der neuen Bewegung wird sich, nachdem die ersten stürmischen Wogen sich geglättet haben werden, sehr bald ein Ausgleich ergeben ohne viel Eingriffe und Führungsnotwendigkeiten, weil auf dem Gebiet der Musik, wie gesagt, beinahe die ganze Nation bei uns die Rolle des Sachverständigen übernehmen kann. Hier regelt sich alles noch sinngemäß und richtig vom Konsumenten aus, der aufnimmt und verzehrt, was ihm entspricht, und an sich selbst eingehen läßt, was er nicht mag. Hier liegen für die Bewegung kaum Aufgaben; sie wird ja auch mit einer sinngemäßen Regelung und Reformation auf den anderen Gebieten genug zu tun haben. Man kann ihr nur wünschen, daß sie für diese Aufgaben die richtigen Männer findet, so daß ihr Umwege und Entgleisungen erspart bleiben. Sie hat das Glück, alles für eine Besserung und einen neuen Aufbau bereit zu finden; sie hat die Pflicht, für diesen Wiederaufbau ihre besten Kräfte und ihre beste Einsicht einzusetzen. Denn hier im Theater und in der Kunst sind die Punkte gegeben, an denen die innere Propaganda ganz von selbst schon in die äußere übergeht, und diese äußere wird von jetzt ab die wichtigste und die eigentliche Aufgabe.

Robert Paul Oszwald

Wilhelm von Oranien

Ein Vorkämpfer nationaler und religiöser Freiheit vor vierhundert Jahren

In zahlreichen Gedenkfeiern wird dieses Jahr in den Niederlanden des vierhundertjährigen Geburtstages Wilhelms von Oranien gedacht, und zwar nicht nur in den nördlichen, sondern auch in den südlichen Niederlanden, die heute dem belgischen Staatsverbande angehören. Die Erinnerung an den Geburtstag Wilhelms von Oranien, den 24. April 1533, wird dem heutigen Geschlechte Anlaß, nicht nur parteipolitische und weltanschauliche Gegensätze im Interesse eines nationalen Gemeinschaftsempfindens zu überbrücken; sie erfüllt nicht nur die Herzen der Nordniederländer mit tiefer Dankbarkeit gegen den großen Oranier, den „Vater des Vaterlandes", der ihnen das hohe Gut nationaler Unabhängigkeit errungen hat; diese Erinnerung erweckt auch in weiten Schichten des heutigen Geschlechts im Norden und im Süden das Gefühl völkischer Zusammengehörigkeit über alle heutigen staatlichen Grenzen hinweg. Wie bei uns in Deutschland durch den Weltkrieg und vor allem durch die Not der Nachkriegszeit die Auffassung immer tiefer und weiter geworden ist, daß das Volk naturgeworden und von Ewigkeitswert ist, während der Staat die geschaffene, veränderliche und dem wechselvollen geschichtlichen Ablauf unterworfene Form für den naturgewordenen, sich aus Urquellen des Lebens immer neu gebärenden volklichen Inhalt darstellt, so zeigen die diesjährigen Gedenkfeiern für Wilhelm von Oranien, daß auch in dem gesamten niederländischen Volke jene Auffassung zwar noch nicht Allgemeingut geworden, aber doch in weiten Kreisen durchgedrungen ist.

Diese Betrachtungsweise ist neu. In Belgien hatte der Historiker Pirenne und seine Schule im Belang eines belgischen Einheitsstaates das Dasein eines belgischen „Volkes" aus der Geschichte zu beweisen versucht, indem er die Unterschiede zwischen den nördlichen

und südlichen Niederländern in den Vordergrund rückte, das Gemeinsame beider Volksteile überging und die volklichen Gegensätze zwischen Wallonen und Flamen ohne genügende Berücksichtigung ließ, während es in Wirklichkeit kein belgisches „Volk", sondern nur einen aus zwei verschiedenen Völkern, den Flamen und Wallonen, bestehenden belgischen „Staat" gibt.

Die holländische Geschichtsschreibung stand bis in die jüngste Zeit hinein ganz unter einem auf die gegenwärtigen staatlichen Grenzen beschränkten Blickpunkt und sah in der Trennung der beiden Niederlande im 16. Jahrhundert, zum Teil in unmittelbarer Nachfolge von Pirenne, eine geschichtliche Notwendigkeit, welche vor allem auf einem Unterschied der beiden Teile in Abstammung, Geschichte und Religion beruhen sollte.

Bei den diesjährigen Gedenkfeiern kommt eine veränderte Geschichtsbetrachtung deutlich zum Ausdruck. Reformierte und Katholiken beteiligen sich gemeinsam an diesen Feiern, und zwar nicht etwa nur deshalb, weil das Geschlecht der Oranier noch heute dort regiert und die offiziellen Persönlichkeiten, soweit sie katholisch sind — auch der Ministerpräsident Ruys de Beerenbrouck gehört der katholischen Partei an — sich deshalb einer Gedenkfeier des großen Ahnherrn des regierenden Hauses nicht entziehen können, nein, die katholischen Kreise beteiligen sich in Vorträgen und Aufsätzen an diesen Feiern, weil sie in Wilhelm von Oranien den Begründer ihrer nationalen Unabhängigkeit und zugleich den Vorkämpfer für Religionsfreiheit erblicken, die allein in einem religiös gemischten Lande eine ungestörte Religionsübung gewährt, wenn auch dabei einzelne Redner ihr Bedauern darüber nicht verschweigen, daß Wilhelm von Oranien vom Katholizismus zum Calvinismus übergetreten ist.

Noch bedeutsamer ist es, daß sich Nord- und Südniederländer in einem neu erwachten völkischen Gemeinschaftsbewußtsein gemeinsam an diesen Feiern beteiligen. Sowohl der Norden wie der Süden hat eine dramatische Dichtung für dieses Jubeljahr geliefert, das Heldendrama „Vader des Vaderlands" von L. Veterman, welches die Rotterdamer Hauptstadt-Bühne spielt, und das historische Drama „Willem de Zwijger" von dem jungen flämischen Dichter Paul de Mont, das die National-flämische Bühne sowohl in Flandern wie in Holland zur Aufführung bringt. Am deutlichsten kommt dieses Gemeinsamkeitsbewußtsein in der Zusammensetzung des Ausschusses und in der Auswahl der Rednerliste für die große „Volkshuldigung" zum Ausdruck, die am 17. April in Delft, wo Wilhelm von Oranien 1584 ermordet wurde, stattfindet. Neben dem streng calvinistischen, in der internationalen Diplomatie und in Völkerbundskreisen angesehenen holländischen Staatsminister H. Colijn steht der fromm-katholische, edle Märtyrer der flämischen Bewegung Dr. August Borms sowie der weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus verehrte flämische Priester-Dichter Kaplan C. Verschaeve; neben holländischen Gelehrten wie Prof. Brugmans, Prof. Gerretson, Prof. Geyl, Dr. Japikse, Prof. Kielstra, Dr. Tenhaeff u. a., die flämischen Gelehrten Prof. J. de Decker, ehemals Vorsitzender der Bevollmächtigten-Kommission des Rats von Flandern, Dr. A. Jacob, früher Dozent an der während des Krieges von dem deutschen Generalgouverneur von Bissing verflamschten Universität Gent, sowie Dr. V. Leemans, der erfolgreiche, unermüdlich auf den germanischen Kulturzusammenhang hinweisende Herausgeber der flämischen katholischen Wochenschrift „Jong-Dietschland"; neben dem holländischen evangelisch-lutherischen Pastor Domela Nieuwenhuis der flämische Dominikanerpater Dr. R. van Sante, der zu den drei flämischen Frontsoldaten gehörte, die im Bewußtsein der Tragik, auf der belgischen Seite gegen die wahren Belange ihres Volkes zu kämpfen, im Sommer 1917 überliefen, um den Aktivisten im besetzten Belgien eine Botschaft der flämischen Frontpartei zu bringen; neben den Vertretern des „Algemeen Nederlandsch Verbond" P. J. de Kanter und Oberst L. Oudendijk und dem ehemaligen Staatssekretär der Südafrikanischen

Republik W. J. Leyds die flämischen Großniederländer Prof. Heyndrikx, während des Weltkrieges Mitglied des Rats von Flandern und Bevollmächtigter für das flämische Innenministerium, und Dr. R. van Roosbroeck aus Antwerpen; neben dem Führer der holländischen Nationalsozialisten Ingenieur A. A. Mussert der katholische Dichter Wies Moens, der in dem flämischen Nationalsozialismus, der Verdinaso-Bewegung (Verbond van Dietsche Nationaal-Solidaristen) an hervorragender Stelle steht usw. Die Festreden bei der Volkshuldigung in Delft sind dem früheren Oberbefehlshaber des niederländischen Heeres, dem reformierten General J. C. Snijders, dem flämischen Aktivisten und katholischen Pastor Dr. R. de Smet, und dem Verdinaso-Führer Wies Moens anvertraut worden. Es ist eine Vereinigung führender Köpfe des gesamten niederländischen Volkes — nur der Marxismus beteiligt sich an dieser nationalen und volksbewußten Feier nicht — die sich hier unbekümmert um staatliche Grenzen und unter Ueberbrückung aller politischen und weltanschaulichen Gegensätze zusammengefunden haben, um Wilhelm von Oranien als Sinnbild nationaler Einheit und religiöser Verträglichkeit zu feiern. Versuche, den „Vater des Vaterlandes" als einseitigen Calvinisten bei dem katholischen Volksteil in Holland in Verdacht zu bringen und die Gemeinsamkeit der Gedenkfeiern zu stören, welche Versuche von hollandfeindlichen belgischen Kreisen ausgingen, sind fehlgeschlagen.

Die während des Weltkrieges zum politischen Selbstbewußtsein erwachte flämische Bewegung und die dadurch hervorgerufene Annäherung der seit 350 Jahren getrennten Volksteile sind die Ursachen zu einer erneuten und vertieften Geschichtsbetrachtung gewesen; die Aktivisten des Weltkrieges erkannten den wahlverwandten aktivistischen Zug im Befreiungskampf des 16. Jahrhunderts und fühlten in der Sehnsucht und Not ihres Kampfes stärker als der „saturierte" Staatsbürger die innere Uebereinstimmung mit dem Streben der niederländischen Freiheitskämpfer nach nationaler Einheit. Die wissenschaftliche Unterbauung brachte dann der Vertreter der niederländischen Geschichtswissenschaft an der Universität London, Prof. P. Geyl, der in rastloser Tätigkeit nach dem Kriege in zahlreichen Untersuchungen, Aufsätzen und Vorträgen die holländische Geschichtswissenschaft aus der engen Beschränkung auf die seit 300 Jahren bestehenden staatlichen Grenzen befreite — nicht ohne harte Kämpfe mit der bis dahin herrschenden Geschichtsauffassung — und wieder das niederländische Volk in seiner Gesamtheit in den Mittelpunkt der geschichtlichen Betrachtung rückte. Der „kleinholländischen" Geschichtsbetrachtung setzte er die „großniederländische" entgegen.

So sehen heute die Niederländer des Nordens und des Südens in Wilhelm von Oranien das Sinnbild ihres eigenen Strebens und Wünschens; und zugleich haben sie damit das Bild dieses Mannes nicht nur in eine neue Betrachtungsweise gerückt, sondern sind auch seiner w i r k l i c h e n Bedeutung im 16. Jahrhundert gerechter geworden als frühere Geschichtsbetrachtungen.

* * *

Dieser große Freiheitsheld des 16. Jahrhunderts entstammte dem deutschen Geschlecht der Grafen von Nassau und wurde am 24. April 1533 auf dem Schlosse Dillenburg als Sohn Wilhelms von Nassau und der Juliana von Stolberg geboren. Sein Vater stand der neuen Lehre Luthers sympathisch gegenüber, wenn er auch gewisse Formen der bisherigen Religionsübung beibehielt und den katholischen Glauben in seinen Ländern duldete; seine Mutter, der Mittelpunkt eines innigen Familienlebens, war überzeugte Anhängerin des neuen Glaubens. Das Kind wuchs inmitten einer großen Schar von Geschwistern und Freunden in Dillenburg heran, bis ihm in seinem elften Jahre infolge eines Erbvertrages die reichen niederländisch-burgundischen und französischen Besitztümer seines Oheims René von Chalons zufielen und dadurch seinem Leben die bestimmende Richtung gegeben wurde.

Im Jahre 1404 hatte Engelbert I. von Nassau-Dillenburg die niederländische Erbtochter Johanna von Polanen geheiratet und war dadurch in den reichen Besitz der Herren von Polanen in Brabant und Holland gekommen. Sein Enkel Engelbert II. von Nassau war seit 1485 mehrfach Statthalter in den Niederlanden, seit 1494 Vorsitzender des Großen Rates von Burgund und erhielt die Burggrafschaft Antwerpen zu seinen großen Ländereien hinzu. Als Ritter des Goldenen Vlieses hatte er den Wahlspruch „Ce cera moy Nassau" gewählt, wodurch er auch als niederländisch-burgundischer Edelmann seine deutsche Abstammung bekundete. Mit seinem Bruder Johann V. von Nassau hatte er 1472 eine Erbeinigung getroffen, wonach alle Besitzungen links des Rheines ihm und seinen Erben, die rechts des Rheins Johann und dessen Erben zufallen, während beide Linien beim Mangel gesetzlicher Erben sich gegenseitig beerben sollten. Dieser Fall trat bereits bei dem Tode Engelberts II. 1504 ein. Ihm folgte nunmehr der älteste Sohn seines Bruders, Heinrich, der in demselben Jahre mit seinem Bruder Wilhelm, dem Vater Wilhelms von Oranien, den Erbvertrag von 1472 erneuerte. Heinrich bekleidete in den burgundischen Niederlanden ansehnliche Stellungen in gleicher Weise wie sein Onkel und zählte zu den vertrautesten Ratgebern der Krone. Nach seinem Tode 1538 erbte sein einziger Sohn René aus seiner zweiten Ehe mit Claude de Chalons seine großen Besitzungen. Dieser hatte bereits 1530 nach dem Tode seines Oheims mütterlicherseits Wappen und Titel eines Prince d'Orange angenommen. So kam das Fürstentum Oranien in der Provence, wo die alte Feste Arausio einer der wichtigsten Stützpunkte der Karolinger in dem Kampfe gegen die Mauren gewesen war, und das seit dem 11. Jahrhundert ein wenn auch kleines, doch von jeder Lehnszugehörigkeit unabhängiges, selbständiges Fürstentum war, in den Besitz der Nassaus. Mit dem Namen Orange verband sich nach der mittelalterlichen Legende der Glanz Seneschals Wilhelm, eines der Paladine Karls des Großen. René, der mit Anna von Lothringen vermählt war, starb 1544 im Alter von 26 Jahren an einer Verwundung, ohne einen Erben zu hinterlassen. Dadurch trat die Nassauische Erbordnung wieder in Kraft. Die niederländischen und französischen Besitzungen mit dem Fürstentum von Oranien kamen an die nassauische Linie rechts des Rheines. Der elfjährige Wilhelm von Nassau-Dillenburg wurde der Erbe.

* * *

Am Hofe Karls V. und bei den burgundischen Großen sah man mit Bedenken, daß der reiche Besitz der niederländischen Güter, welche den Anspruch auf die führende Stellung in diesen Gebieten begründeten, dem Sprößling eines protestantischen Geschlechts zufallen sollte. Deshalb traf man vorsorgliche Bestimmungen, um den jungen Prinzen in einem Geiste zu erziehen, der den Aemtern entsprach, die seiner warteten. Die Eltern mußten zustimmen, daß er in der katholischen Religion und als burgundischer Edelmann erzogen wurde. Der Junggraf Wilhelm, wie er bisher in Dillenburg hieß, der nunmehr nach Breda und Brüssel übersiedelte, wurde jetzt Guillaume de Nassau, Prince d'Orange. Zwei Jugendgespielen, die Grafen von Isenburg und Westerburg, wurden ihm beigegeben, bis sie 1549 wieder nach Hause geschickt wurden, als der Bruder Granvellas, Jérôme de Champeigny, Gouverneur des jungen Prinzen wurde und sorgsam darüber wachte, daß nicht etwa ketzerische Neigungen der Verwandten diesen der katholischen Kirche abspenstig machen würden und er zu sehr unter deutschen Einfluß gerate.

Der junge Prinz gewann durch sein offenes, herzliches Wesen, seinen scharfen Verstand und seine große Liebenswürdigkeit sehr bald alle Herzen und die besondere Gunst Karls V., der ihn, kaum daß er mündig geworden war, zu Staatsgeschäften heranzog und ihn in jungen Jahren mit hohen militärischen Aemtern auszeichnete. Noch nicht 19jährig ging er eine reine Liebesheirat mit Anna van Büren ein, wodurch weitere ansehnliche Besitzungen seinem Vermögen zuflossen.

Ein Gegensatz zu dem Sohne Karls V., Philipp von Spanien, ist nicht plötzlich und ohne weiteres mit dem Regierungsrücktritt Karls V. 1555 eingetreten. Wilhelm hatte Philipp früher auf dessen Einzug nach Antwerpen begleitet und ihn dann in seinem Schlosse in Breda fürstlich bewirtet. Die Abdankung Karls V., wo der Kaiser, gestützt auf die Schultern des jungen Oranien, von den Generalständen Abschied nahm, war für diesen, so dramatisch sich auch das Bild für den späteren Betrachter darstellt, doch nur eine kurze Unterbrechung des Lagerlebens vor Marienbourg und Philippeville, wo er als Oberbefehlshaber die Truppen Karls V. befehligte und wohin er sofort am nächsten Tage zurückkehrte. Erst Philipp von Spanien hat ihn zum Vliesritter geschlagen sowie zum Mitglied des Staatsrates und zum Statthalter ernannt. Wilhelm hat später in seiner Apologie als Anstoß für seine veränderte Haltung gegenüber Philipp die Erzählung angegeben, die ihm während seines Aufenthaltes in Paris 1559 König Heinrich II. gemacht hat, der den Oranier als vertrauten Ratgeber des spanischen Königs für eingeweiht hielt, nämlich die Erzählung von dem Plane einer völligen Ausrottung der Ketzer. Durch diesen Plan aufs tiefste erschrocken, suchte er so schnell wie möglich nach den Niederlanden zurückzukehren. Mit dem Jahre 1559 beginnt seine abwehrende Haltung gegenüber Philipp.

Die Ursachen müssen wir jedoch tiefer suchen. Wir finden sie in seiner Dillenburger Abstammung und in den engen Beziehungen zu seinen deutschen lutherischen Familienmitgliedern, die er seit seiner Mündigkeit in reger Weise wieder aufgenommen hatte. Er unterstützte seinen bejahrten Vater in dessen Sorgen um seine zahlreiche Familie, stiftete wiederholt die Mitgiften seiner Schwestern, half das Studium und die militärische Ausbildung seiner Brüder Johann, Ludwig und Adolf bezahlen und nahm 1556 seinen Bruder Ludwig von Nassau in seinen Palast in Brüssel auf, wo dieser ein angesehener Edelmann wurde, seinem Bruder als „Amtmann" bei der Verwaltung seiner Güter half, aber auch sein vertrautester Ratgeber in Familien- und Staatsangelegenheiten war. Nach dem Tode seines Vaters 1559 war Wilhelm das Haupt der Dillenburger Familie geworden, und das Verhältnis der Brüder und Schwestern untereinander blieb auch jetzt vorbildlich, und alle wetteiferten in Ehrfurcht und Liebe für ihre hochverehrte, kluge Mutter Juliana von Stolberg. Man kann sich die Empfindung vorstellen, die ihn ergreifen mußte, als er von dem Plane der Ausrottung der verurteilten religiösen Anschauungen erfuhr, die doch auch die Anschauungen von Vater und Mutter, Brüdern und Schwestern waren. Das ganze schwere Problem des Religionskampfes und der Religionsfreiheit traf den jungen Staatsmann, so daß er, wie er in seiner Apologie schreibt, den Entschluß faßte, das „vermine Espagnole", das spanische Geschmeiß, aus den Niederlanden zu vertreiben, „esmeu de pitié et de compassion", von Erbarmen und Mitleid gerührt.

Wilhelm von Oranien stand im Dienste Philipps von Spanien und bekleidete Aemter, die ihn zur Treue verpflichteten, die er aber als Haupt von Aufständischen nicht wahrnehmen konnte und durfte. Er wahrte seine Gehorsamspflicht, bis er im April 1567 fürchten mußte, daß man auch von ihm wie von allen anderen Gouverneuren und Beamten einen neuen Eid verlangen würde, den er nicht schwören konnte. Deshalb legte er, wie er an Philipp schrieb, alle seine Statthalterschaften und anderen Aemter nieder und blieb dabei, auch als die Landesstatthalterin Margareta von Parma die Abdankung nicht annehmen wollte. Tags darauf verließ er Antwerpen, ging nach Breda und zehn Tage später nach Dillenburg. Der Herzog Alba näherte sich den Niederlanden. Dillenburg wurde nun für viele Jahre der Mittelpunkt, von dem aus Wilhelm den Widerstand gegen Philipp organisierte. Seine Mutter war in allen Jahren sein Schutzengel. Man kann ihn nicht begreifen, ohne zu wissen, welchen Einfluß diese charakter-

feste Frau auf ihn gehabt hat, die, selbst als sie um des niederländischen Freiheitskampfes arm geworden war, alt und blind die Briefe diktierte, worin sie dem Prinzen Stärkung zusprach, „um doch in allem das Ewige höher zu achten als das Zeitliche." Von Dillenburg aus knüpfte Wilhelm die Fäden, um Hilfe ausländischer Fürsten zu erhalten, nachdem seine Versuche, den Kaiser und die deutschen Fürsten zur Unterstützung zu gewinnen, fehlgeschlagen waren; die deutschen Reichsfürsten ließen in kleinlichen Streitereien um eigene dynastische Belange die Gelegenheit verstreichen, die niederländischen Gebiete beim Reiche zu erhalten; ein beherrschender Reichsgedanke fehlte, und der Kaiser trieb anstatt Reichspolitik nur habsburgische Hausmachtpolitik. Nach Frankreich und nach England dehnte Oranien seine Bemühungen aus, hierbei vor allem durch seinen Bruder Ludwig unterstützt. Neben diplomatischen Verhandlungen gingen militärische Vorbereitungen einher, die oft mißglückten, bei denen Wilhelm aber nie den Mut sinken ließ und immer neue Versuche unternahm. Gleichzeitig wurde von Dillenburg aus eine umfassende publizistische Tätigkeit betrieben, ebenso wie die Organisation der finanziellen Hilfsmittel. Aber auch da erfuhr er vielen Widerstand und wenig Verständnis, auch nicht bei den Konsistorien der calvinistischen Flüchtlingskirchen im Rheingebiet; um 1570 war Wilhelm von Oranien für die Calvinisten noch nicht „ihr" Mann. Trotz aller Gegenschläge hielt er aus, und diese Zähigkeit und zuversichtliche Ausdauer machten ihn zu dem berufenen Führer des Volkes, dessen Sehnsüchte und Befreiungswünsche er wie kein anderer fühlte und immer aufs neue zu befriedigen suchte, bis dann 1572 mit der Einnahme von Breda durch die Geusen der Aufstand ausbrach und Wilhelm nach den Niederlanden eilte, um die Führung zu übernehmen. Aber ohne den Zufluchtsort Dillenburg und ohne die moralische, finanzielle und diplomatische wie militärische Unterstützung seiner Verwandten sind die endlich zum Durchbruch führenden Vorbereitungen Wilhelms von Oranien nicht zu denken.

Diese Bedeutung Dillenburgs und der deutschen Nassauer für den niederländischen Befreiungskampf wird heute in Holland mitunter übersehen oder nur zögernd anerkannt. Waren auch die oben erwähnten Störungsversuche der diesjährigen Feier durch belgisch-katholische Kreise, welche Wilhelm von Oranien wegen seiner deutschen Abstammung den katholischen Holländern verdächtig machen wollten, ohne größere Bedeutung, auffällig war es, daß manche der Abwehrschriften sich um diesen Einwurf herumwanden, anstatt die deutsche Abstammung rundweg zu bejahen; als ob dies ein dunkler Fleck auf dem Schilde des Oraniers sei. Man suchte ihn als einen „dietschen" Edelmann hinzustellen, um jenen Einwürfen begegnen zu können. Bedenklicher ist es, daß selbst in Kreisen des „Dietsche Bond", der in bewußt völkischer Auffassung Nord- und Südniederländer umfaßt, eine gegensätzliche Einstellung zu Deutschland, die auf irrigen Anschauungen der gegenwärtigen politischen Lage zu ruhen scheint, laut geworden ist, indem man vorgeschlagen hat, die Worte in dem Nationallied „Wilhelmus van Nassauwen ben ik van d u i t s c h e n bloed" dahin zu ändern, daß an Stelle „duitsch" das Wort „dietsch" gesetzt werden soll. Das wäre eine Geschichtsfälschung; denn von „dietschen bloed" ist Wilhelm von Oranien keineswegs gewesen, so sehr er auch der Verkörperer niederländischen Wesens geworden ist. Eine solche Abirrung muß aber auch gegenüber dem Geschlechte peinlich wirken, dem die Niederlande ihre Freiheit verdanken, da die deutschen Nassaus in diesem Kampfe alle männlichen Sprößlinge bis auf einen geopfert haben. Es wird der gegenseitigen Sympathie zwischen Deutschland und Holland keinen Abbruch tun, wenn man auch in Deutschland stolz darauf ist, daß ein deutsches Grafengeschlecht mit Herz und Seele, Gut und Blut in den Niederlanden für das Ideal nationaler und religiöser Freiheit gelebt und gestritten hat und dafür gefallen ist.

* * *



Wilhelm von Oranien war ein tief religiöser Mensch. In einem Briefe an Graf Wilhelm V. von Hessen aus dem Jahre 1567 spricht er von seinem Bedürfnis nach dem Umgang mit einem „ehrerbietungswürdigen, gelehrten, sanftmütigen und welterfahrenen Manne für das Lesen und die Auslegung der heiligen göttlichen Schrift." Als er die Universität Leiden im Jahre 1575 errichtet, stiftet er die Bibel in acht Foliobänden in vier Sprachen als „fundamentum futurae aliquando bibliothecae". In dem berühmten Brief, den er am 9. August 1579 aus Dordrecht an die Kommissare der Provinz Nord-Holland richtete, stehen die Worte: „daß wir, ehe wir mit dieser Sache und der Beschützung der Christen und anderer Unterdrückten in diesen Landen begonnen haben, mit dem Potentaten aller Potentaten einen solchen festen Bund geschlossen haben, daß wir ganz sicher sind, daß wir und alle, die fest darauf vertrauen, durch seine gewaltige und mächtige Hand zuletzt doch noch befreit werden sollen, trotz aller seiner und unserer Feinde." Aber er war kein Fanatiker und gab nicht viel auf die äußere Form. Der Glaube war ihm ein inneres Bedürfnis, das eine ureigenste Angelegenheit jedes einzelnen Menschen sei und nicht aufgezwungen werden könne. Hier sprach das Blut seines Vaters in ihm, und sein Gefühl klang darin mit dem vieler, wenn auch nicht aller Niederländer zusammen. Bereits 1564, als er noch als Katholik in den Niederlanden lebte und der offene Bruch mit Philipp noch nicht eingetreten war, äußerte er sich dahin, daß er die Gewohnheit der Fürsten, durch ihren Willen und Befehl der Menschen Glauben und Gottesdienst in willkürliche Grenzen zu beschränken, nicht teile.

Während seines Dillenburger Aufenthaltes neigte er dem Luthertum zu, das ihm innerlich mehr zusagte als der fanatische Calvinismus der Südniederländer. Als er aber dann in den Jahren 1572 bis 1576 an der Spitze des Teilaufstandes der Provinzen Holland und Seeland stand, trat er zur reformierten Religion über, weil in dieser Zeit jene Provinzen diesen Glauben angenommen hatten und er in dem heldenhaften Geist dieser Provinzen, die in dem Befreiungskampf die anderen Provinzen überflügelten, die Gewähr für den endlichen politischen Sieg erblickte. Ein orthodoxer Calvinist ist er aber auch damals nicht geworden. Er ordnete die neuen Kirchengemeinden in das städtische Leben ein, brachte sie unter die Aufsicht der Behörden und legte damit den Grund zu dem eigentümlich niederländischen Calvinismus, der von der strengen kirchlichen Staatslehre Calvins sehr abweicht. Als dann 1576 der allgemeine Aufstand in den gesamten Niederlanden losbrach, da stützte sich Wilhelm von Oranien wohl vielfach auf die reformierten Gemeinden im Süden, war jedoch immer bestrebt, eine allgemeine Religionsfreiheit und den Religionsfrieden durchzusetzen. Als Spanien einen vorteilhaften Frieden, aber ohne Religionsfreiheit anbot, war Oranien dagegen, wieder wie so oft von seiner treuen Mutter beraten, daß er „unter seinem vielfachen Kreuz nicht kleinmütig werden möge." Sein ruheloser und zielsicherer Kampf um Religionsfreiheit, welche erst dreihundert Jahre später Allgemeingut werden sollte, macht ihn zu einem der großen Männer der Geschichte, die mit ihren Ideen und Einsichten ihrer eigenen Zeit weit voraus sind. Er schien sein Ziel zu erreichen, als im Jahre 1578 die „Pacificatie" von Gent abgeschlossen wurde, worin alle Provinzen Duldung der verschiedenen religiösen Richtungen zusagten. Auch das große Ziel, die Einheit der gesamten Niederlande im Kampf um ihre nationale Befreiung, schien damals der Verwirklichung nahe. Da kam durch die Bilderstürmerei fanatischer Calvinisten, besonders in Gent, einerseits und durch die militärischen Erfolge des Herzogs von Parma andererseits der große Bruch in die Niederlande.

* * *

Das politische Ideal einer von fremdem Joche befreiten Einheit der gesamten Niederlande war das Hauptziel des Prinzen von Oranien. Diesem hohen Ziel diente sein Streben nach Toleranz. Er sah, seiner Zeit weit voraus, daß staatlich-volkliches Leben

und religiöse Ueberzeugung auf zwei verschiedenen Ebenen liegen, von denen keine zwangsweise über die andere gestellt werden darf. Als nach dem Zusammenschluß der hauptsächlichsten wallonischen katholischen Provinzen in der Union von Arras am 6. Januar 1579 kurz darauf am 23. Januar die übrigen Provinzen die Union von Utrecht schlossen, welche lange Zeit als ein Werk des Prinzen von Oranien angesehen wurde, hat er lange gezögert, sich ihr anzuschließen. Wie aus einem von Prof. Block in Leiden vor dem Weltkrieg aufgefundenen Brief des Leidener Bürgermeisters Aernt Dircksz vom 26. Februar 1579 über seine Sendung zu Oranien nach Antwerpen hervorgeht, hat der Prinz sich geweigert, der Union beizutreten, weil ihm ein Staat vorschwebte, worin Katholiken und Protestanten nebeneinander mit ungefähr gleichen Rechten leben sollten. Erst am 3. Mai 1579 hat er die Union unterzeichnet, indem er nach dem Abfall der anderen Provinzen das Erreichbare höherstellte als das Bessere. Man muß feststellen, daß diese Union von Utrecht noch einmal die nördlichen und einen Teil der südlichen Niederlande vereinigte, als es gelang, auch die flämischen Provinzen zum Anschluß zu bewegen. Diese Gebiete gingen aber bald durch die Waffenerfolge des Herzogs von Parma wieder verloren.

Man darf jedoch den militärischen Erfolgen nicht allein die Ursache für die Trennung zuschreiben. Die Menschen der damaligen Zeit lassen sich in Passive und in Aktive einteilen. Die einen, die Passiven, trauten dem Norden und dem jetzt calvinistisch gewordenen Prinzen von Oranien nicht und erstrebten vor allem die Aufrechterhaltung des Katholizismus und letztlich eine Versöhnung mit Philipp von Spanien; die anderen, die Aktivisten jener Zeit, wollten die staatliche Freiheit und Einheit und gaben ihr zuliebe die religiösen Streitigkeiten auf. Jene waren der hohe Adel, die Geistlichkeit und die bürgerlichen Patrizier; diese waren die „Intellektuellen" und das eigentliche Volk. Die Passiven verstanden Wilhelm von Oranien nicht, und ihn selbst verhinderte bald die Kugel eines burgundischen Meuchelmörders, sein Ziel, das nahe schien, ganz zu erreichen.

Nachdem man schon 1567 bei seiner Verbannung seine Güter und Besitzungen für frei und jedem käuflich, der sie haben wollte, erklärt hatte, schleuderte 1580 Philipp den Bann gegen ihn und verhieß jedem, der ihn lebend oder tot gefangen nehmen würde, hohe Belohnung im Diesseits und im Jenseits. Auf diesen Bannstrahl antwortete der Prinz bald mit der berühmt gewordenen Apologie. In dieser kräftigen und leidenschaftlichen Staatsschrift, die den Einfluß der in seiner Umgebung weilenden Hugenotten, insbesondere den der antimonarchischen Schrift „Vindiciae contra tyrannos" von Du Plessis-Morney verrät, stellt er nach einer ausführlichen historischen Darlegung seiner und seiner Ahnen Verdienste um die burgundischen und spanischen Fürsten die beiderseitige verschiedene Staatsauffassung scharf gegeneinander: die unerträgliche Tyrannei der spanischen Herren und ihrer Knechte, welche die Grundsätze einer rücksichtslosen und ehrlosen Staatskunst auf ein freies Volk anwenden wollen, welches ein ruhiges und fleißiges Leben im Genuß der mit dem Gut und dem Blut ihrer Väter erkauften Privilegien führen will; und gegenüber den Grundsätzen jener spanischen Staatslehre seine eigenen: die von Recht und Gesetz, von Freiheit der Person und des Gewissens, von Menschlichkeit und Friede, von Treue und Ehre. Der Gegensatz, um den es in dem ganzen achtzigjährigen Freiheitskampf der Niederländer ging, war allen deutlich vor Augen gestellt: der Kampf um die Erhaltung und Sicherung des freien Selbstbestimmungsrechtes eines Volkes und seiner Volksgenossen gegen dynastische Zwangsherrschaft und fremdländische Willkür.

Der Kampf war auf dem Höhepunkt angelangt. Am 26. Juli 1581 beschlossen die Generalstaaten im Haag, worin auch noch Katholiken saßen, die öffentliche Absage an den spanischen König: das Plakat von „Verlatinge". Es war eine revolutionäre Tat, die mit staatsrechtlichen Gründen belegt und gerechtfertigt wurde. Dieses Staatsstück ent-

hält die staatsrechtlichen Gründe eines neuen positiven Staatsrechts, wonach ein Volk seinem Fürsten den Gehorsam aufsagen kann, wenn er auf gröbliche Weise seine Pflichten als Herrscher verletzt, da „der Fürst für das Volk und nicht das Volk für den Fürsten geschaffen" worden ist. In einer Zeit, wo überall in Europa der Absolutismus seinen Einzug hielt, ist in den Niederlanden, deren Geschichte diese Staatsform niemals gekannt hat, der Grundsatz aufgestellt und verwirklicht worden: nicht Fürstendienst, sondern Dienst am Vaterland, wie es im „Wilhelmus van Nassouwe" gleich im Eingang heißt: „Den vaderland getrouwe Blijf ik tot in den dood", getreu dem Gebote Gottes, „Der hoogster Majesteit", der man Gehorsam schuldig ist in der „Gerechtigkeit", mit welchem schönen Worte das niederländische Nationallied schließt.

* * *

Die hervorragendste Eigenschaft Wilhelms von Oranien war seine Standhaftigkeit, die ihn auch in den schwierigsten Lebenslagen, in den Zeiten, wo er fast von allen verlassen war, seiner Sache die Treue halten ließ. Er ist niemals verzweifelt, weil er immer an seine Berufung glaubte, an seine Aufgabe, die ihm von einer höheren Hand im Belang des unterdrückten niederländischen Volkes aufgetragen worden war. Das tiefe, mutige Wort von ihm „Point n'est besoin d'espérer pour entreprendre, ni de réussir pour persévérer" („Keineswegs ist Hoffnung nötig für die Tat, noch Erfolg für die Beharrung") zeigt ihn als einen Menschen sehr großen Formates. Damit ragte er auch weit über seine eigenen Kampfgenossen hinaus, die in kleinlicher Verzagtheit ihm oftmals nur zögernd folgten oder ihm sogar die Mittel zur Fortsetzung des Kampfes versagten. Während Behörden und Machthabende der Provinzen mehrfach von zaudernder Bedenklichkeit erfüllt waren, sah die Masse des Volkes in ihm den Retter, wie es in so rührender Weise bei seinem festlichen Einzug in Brüssel im Jahre 1577 sich zeigte, als er diese Stadt nach zehnjähriger Abwesenheit zum ersten Male wieder betrat. Erst die Ermordung des Prinzen am 10. Juli 1584 in Delft ließ die Generalstaaten aufschrecken und zu dem mutigen Entschluß bringen, von nun an die schwere Last, die der Prinz bisher getragen hatte, auf die eigenen Schultern zu nehmen.

Wilhelm von Oranien war der Wegbereiter der Religionsfreiheit, eine edle Persönlichkeit von feiner Menschlichkeit in einer Zeit von Grausamkeit und Willkür, der mit vornehmer Leutseligkeit das Herz des gemeinen Mannes ebenso gewann, wie er den Verstand der höher Gestellten in seine Denkweise zwang oder, wenn sie ihm Gegner waren, scharf zerpflückte. Er war vor allem der standhafte Fels, an dem die gewaltige Macht der spanischen Krone zerschellte, und der Baumeister der niederländischen Freiheit. Sein zu früher Tod ließ ihn das Werk nicht vollenden. Die Niederlande sind politisch anders geworden, als er sich erträumte. Sein Ideal ist als Vermächtnis geblieben, das heute, nach vierhundert Jahren, in einer Zeit gewaltiger Gärung und im Anbruch eines neuen Zeitalters, im Norden und Süden der gesamten Niederlande als Verpflichtung zur endlichen Vollendung der nationalen Einheit tief empfunden wird.

Wilhelm Kohl

Dilettanten / Erzählung

„Inscheniir? Inscheniir? Ich meen — Sie sollte uff die Rees' gehe!" Der alte Mosbacher, Kommerzienrat, Gründer und sozusagen alleiniger Inhaber der bedeutenden Spezialmaschinenfabriken Mosbacher u. Co., ging kritischen Blicks und die obigen Worte teils grunzend, teils gröhlend, wie es seine Gewohnheit war, um seinen Besucher herum. Was ihn zu diesem Ausspruch veranlaßte, war ein helles, elegantes Sommerüberzieherchen, das jenem, dem Diplom-Ingenieur und Doktor der Nationalökonomie Ernst Roellinghoff, in seinen Augen eher das Aussehen eines Reisenden als eines Ingenieurs verlieh. Und Ingenieur, Ingenieur vor allen Dingen mußte der sein, der für den Posten eines Privatsekretärs, man konnte auch sagen Direktions-Assistenten, bei ihm in Betracht kam. Dabei hatte Roellinghoff sich jenes Kleidungsstück von einem vermöglicheren Vetter eigens für die Vorstellung beim alten Mosbacher ausgeliehen. Der Anzug, den er unter dem Ueberzieher trug, war nämlich der neueste nicht mehr, und es war kaum die Frage, ob der Alte, der selbst in Kleidungssachen zwar souverän altmodisch, ja sogar nachlässig aufzutreten liebte, darob nicht etwas sehr Unmißverständliches gegrunzt und gegröhlt haben würde. Das wäre noch peinlicher gewesen, denn das Gröhlen — der Herr Kommerzienrat Mosbacher hatte die Gewohnheit, einzelne Worte und meistens gegen Ende des Satzes hin mit erhöhtem Stimmaufwand vorzubringen — das Gröhlen hatte einen ganz bestimmten Zweck. Es hing mit der Art der kommerzienrätlichen Oberleitung im Mosbacherschen Bürobetrieb zusammen. Das Büro des alten Mosbacher war nämlich so etwas wie ein Glaskasten inmitten des sonstigen allgemeinen Büros, mit der Möglichkeit allseitigen und weitestgehenden Ueberblicks. Von hier aus sah und hörte der Herr Kommerzienrat alles, jedenfalls vieles; und damit man auch seiner Anwesenheit immer wieder lebhaft inne wurde, daher jenes Gröhlen. Praktisch war diese Einrichtung freilich nur ein Ueberbleibsel aus vergangenen Aufbau- und Entwicklungszeiten; von einem Ueberblick auf die genannte Art konnte bei der Ausdehnung und Spezialisierung des Mosbacherschen Büros heute nicht mehr die Rede sein; aber der Ausblick war geblieben und ebenso die Vernehmlichkeit der kommerzienrätlichen Aussprüche auf weit hinaus.

Das elegante Sommerüberzieherchen war übrigens im großen und ganzen das Einzige, was Mosbacher an dem Bewerber auszusetzen fand. Der junge Mann, Anfang, vielleicht auch Mitte der Dreißig, war von stattlichem, sehr einnehmendem Aeußeren, und wenn Mosbacher selbstverständlich auch keinen Anstand nahm, auch d a s bei Gelegenheit scharf zu kritisieren, so schätzte er eine stattliche, eindrucksvolle Erscheinung, entsprechende ingeniöse oder kaufmännische Qualitäten vorausgesetzt, bei seinen Leuten doch sehr. Insgeheim — in der Oeffentlichkeit behauptete er gewöhnlich das Gegenteil — rechnete er auch eine gewisse Eleganz und Gefälligkeit in der äußeren Aufmachung dazu, jedenfalls bemäkelte er ihr Nichtvorhandensein gegebenenfalls stark. Nun, insofern ließ sich jetzt gegen Roellinghoff,

vor allem dank dem geliehenen Sommerüberzieher, nichts sagen. Der junge Mann hatte außerdem glänzende Zeugnisse, wenn auch nur aus kleinen Anfangsstellungen, er beantwortete die Mosbacherschen Examensfragen mit bemerkenswerter Klarheit und Präzision, machte überhaupt den Eindruck einer sehr gewissenhaften, einer sehr gediegenen und verläßlichen jungen Kraft. Und nachdem der Herr Kommerzienrat in den nächsten Tagen noch allerlei eindringliche, auf das berufliche und private Verhalten des Bewerbers sich erstreckende Erkundigungen hatte anstellen lassen, die auch samt und sonders nur Empfehlendes, jedenfalls nichts Nachteiliges über ihn zutage förderten, schrieb er ihm, er könne am nächsten Ersten oder vorher, wenn er wolle, seinen Posten bei ihm antreten. Von dem vorgesehenen monatlichen Gehalt zog er aber vorerst noch zwanzig Mark ab; die könne man immer noch zahlen, schrieb er, wenn sich dies als angebracht herausstellen sollte.

Es w a r angebracht. Ja, das stellte sich ohne weiteres und sehr bald heraus. Eigentlich — das muß nun an dieser Stelle eingeschaltet werden — war er etwas durchaus Neues, dieser Posten, den der alte Mosbacher da besetzt hatte. Privatsekretär? So etwas hatte es bisher bei ihm nicht gegeben. Was er Sekretärliches zu besorgen hatte, das hatte er seither mit einer Stenotypistin, mit einem „Mädche", mehr oder weniger glatt bewerkstelligt. Im übrigen hatte er doch seine „Leit", die Direktoren, Prokuristen, Betriebsleiter, die auch alle ihre Schreiber und Schreiberinnen hatten, zu was sollte er sich also auch noch damit belasten? Nein, es hing damit zusammen, daß er jetzt mehr Zeit hatte. Jawohl — er war nämlich der Jüngste nicht mehr, er war gut siebzig — er hatte vor kurzem die eigentliche Geschäftsleitung niedergelegt und war Aufsichtsratsvorsitzender geworden. Praktisch hatte das freilich nicht viel geändert; es hatte vor allem insofern nicht das Geringste geändert, als er auch weiterhin Tag für Tag, von morgens acht Uhr ab, im Werk und im Büro zu finden war und nach wie vor den Lauf der Dinge dort bestimmte. Aber mehr Zeit hatte er doch, und wenn auch nur deshalb, daß er sie sich nahm, daß er sich die Zeit ließ. Ja, die Entwicklung des Mosbacherschens Unternehmens hatte allmählich einen gewissen Sättigungsgrad, ein organisches Maximum sozusagen, erreicht; was noch kam, das war ein mehr selbstverständliches, mehr funktionelles Wachsen und Gedeihen; das brachten seine „Leit" auch fertig, da brauchte man eigentlich nur dabei zu sein. Und infolgedessen hatte man Zeit, m e h r Zeit jedenfalls, und da man ein lebhafter, überaus beweglicher Kopf war, andererseits Junggeselle, ohne Familie, so nahm man sich nun die anderen Lebensgebiete, die mit dem Mosbacherschen Spezialmaschinenbau immerhin nicht völlig ohne Zusammenhang waren, auch ein wenig vor. Man befaßte sich mit ihnen, machte sich Gedanken darüber, und Gedanken waren natürlich dazu da, ausgesprochen und von einer einsichtigen Umwelt zu deren Nutz und Frommen gebührend zur Kenntnis genommen zu werden. Mit einer Stenotypistin, mit einem „Mädche", ließ sich das nicht machen. Und seine „Leit" hatten anderes zu tun. Außerdem, das waren „Inscheniire, Kaafleit", nur das, ihnen eignete die entsprechende tiefere Einsicht und das entsprechende höhere Urteilsvermögen nicht. Daher also der Privatsekretär.

Und Roellinghoff, das muß man sagen, Roellinghoff war hier durchaus der richtige Mann. In bezug auf Einsicht und Urteilsvermögen ward er allen, auch den höchsten Ansprüchen gerecht. Er kam aus kleinen, völlig mittellosen Verhält-

nissen, war früh Waise geworden, hatte unter den denkbar schwierigsten Umständen studiert, kurz, das Leben hatte ihn bereits geschliffen auf die ergiebigste und mannigfaltigste Art. Außerdem war dieser Zeitgenosse nicht nur Diplom-Ingenieur und Volkswirt, sondern obendrein noch Theologe. Jawohl, er hatte zunächst, aus einer gewissen Veranlagung und weil vermögende Verwandte, die ihm das Studium ermöglichten, es so wollten, Theologie studiert. Dann hatte er dieses Studium, einer inneren Notwendigkeit zufolge, an den Nagel gehängt — damit selbstverständlich auch die Unterstützung seiner Verwandten — und sich ausgesprochen praktischen Fächern, erst der Technik und schließlich noch der Volkswirtschaft zugewendet. Er hatte studiert wie ein Wilder, und zwar vornehmlich der Wissenschaft, des puren Wissens und Verstehens wegen; das Geldverdienen, wozu all dies Wissen und Können doch nur da ist oder da sein soll, stand demgegenüber weit zurück. Und tatsächlich hatte Roellinghoff von seinen Kenntnissen und Einsichten auch noch nicht viel gehabt. Schulden hatte er, ja, und kärglich und kümmerlich gelebt. Und daran hatte sich eigentlich auch jetzt, wo er doch Privatsekretär und sozusagen rechte Hand des vielvermögenden Kommerzienrats Jakob Mosbacher war, nicht viel geändert. Sein Gehalt war, wenn auch schließlich auskömmlich, so doch, vor allem in Anbetracht der Schulden, knapp genug. Was man dem alten Mosbacher nicht mit Gewalt aus den Klauen riß — freiwillig gab er es kaum her. Und das Aus-den-Klauen-Reißen war Roellinghoffs Sache nicht. Dabei war sein Dienst keineswegs leicht oder gar bequem. In erster Linie war er — das ergab sich bei den beiderseitigen Schwergewichten ganz von selbst — in der Tat die rechte Hand des Inhabers und obersten Lenkers der Spezialmaschinenwerke von Weltruf Mosbacher u. Co., das Private kam, und zwar ausgiebig genug, dann noch hinzu.

Wie gesagt, Roellinghoff wurde allen, und darunter wahrhaft schwierigen Ansprüchen seines Postens durchaus gerecht. Das erkannte auch Mosbacher, wenn auch keineswegs offenkundig, an. Er schätzte manches an seinem neuen Mann. Er schätzte das angenehm Preußische, zuchtvoll Verläßliche in seiner Art; er schätzte das leis Zurückhaltende, so gar nicht Happige in seinem Auftreten und Sein. Nur — und das war Mosbachers Meinung nach nun ein großer, großer Fehler — daß Roellinghoff auch geschäftlich, auch als Unternehmer von dieser so ganz und gar unhappigen Art nicht ließ. Geschäftlich, das bekundete Mosbacher laut, geschäftlich und namentlich in Wahrnehmung der eigenen, der Mosbacherschen Interessen war ihm ein frisch-fröhlicher Wikinger unbedingt lieber als ein Theolog. Selbstlosigkeit, zum Beispiel von seiten der Angestellten, ja sogar seitens ganzer als Abnehmer gewisser Spezialmaschinen auftretender Gewerbezweige in allen Ehren, aber in Vertretung der eigenen, der Mosbacherschen Belange?! Mosbacher hielt Roellinghoffs Meinung nach dieser Richtung hin für eine verderbliche Irrlehre, und er bekämpfte sie mit allem Feuer. Gewiß, verschenken wollte Roellinghoff die Mosbacherschen Erzeugnisse ja auch nicht, aber er war so strikt und mit solchem Eifer auf die völlige Ausgewogenheit von Leistung und Gegenleistung bedacht, daß man glauben sollte, das Weltgefüge gerate in Unordnung — er behauptete das auch allen Ernstes — wenn einer auf gewisse Verschiebungen zu seinen Gunsten aus war. Dieser Roellinghoff verhielt sich überhaupt so, als ob er sich zu jeder Frist und in allem,

was zu tun und zu lassen war, für das richtige Funktionieren dieser Weltordnung voll mitverantwortlich fühlte. Es war deshalb eine große Befriedigung für Mosbacher und erleichterte ihn sehr, als ihm eines Tages von einem ganz offenbaren — ja, in Ansehung seiner sonstigen Untadeligkeit mußte man wohl sagen Makel seines Privatsekretärs berichtet wurde. Es war einer zuverlässigen Beobachtung nicht entgangen, daß Roellinghoff von Zeit zu Zeit, gar nicht häufig, eher sogar selten, dem Alkohol zusprach, sich, mit Respekt zu sagen, betrank. Ernst geschah solches, schweigsam, ohne Aufhebens und auch ohne irgendwie bemerkbare Folgen. Immerhin, die Tatsache bestand, und sie war zugleich ein klarer Beweis dafür, daß die Bäume der Rechtschaffenheit nun einmal nicht in den Himmel wuchsen.

Und noch etwas tadelte Mosbacher an seinem Mann. Gewiß, er war verläßlich in jeder Beziehung; seine ingeniösen und wirtschaftlichen Kenntnisse und Einsichten waren eminent; es ließ sich auf manche Weise Eindruck, ja sogar Staat mit ihm machen — aber er hatte keine Ideen. Zwar wäre es gerade Mosbacher gewesen, der etwaigen ingeniösen oder unternehmerischen Ideen in erster Linie grundsätzlich, dann aber im Hinblick auf den bekannten Sättigungsgrad aufs schärfste opponiert haben würde, aber daß jemand Ingenieur, junger Ingenieur sein und tatsächlich den Tag ohne irgendwelche epochalen, den Spezialmaschinenbau oder -markt von Grund aus umgestaltende Ideen verbringen konnte, das erschien ihm doch höchst merkwürdig, das erschien ihm doch als ein ganz offenbarer und fataler Mangel an ingeniöser und unternehmerischer Befähigung und Begabung. Und er wurde denn auch nicht müde, das immer aufs neue und in der unmißverständlichsten Weise klarzustellen und zu betonen. Oft, wenn er von seiner Wohnung oder von sonst irgendwoher mit seinem Privatsekretär telephonierte, fragte er ihn: „Habbe Sie keine Idee?" Und wenn Roellinghoff dann „Nein!" sagte, und er sei mit den vorliegenden Aufträgen und Obliegenheiten im übrigen voll beschäftigt, so wußte er sich vor Staunen nicht zu fassen, und geradezu als ein Naturwunder müsse das verbucht werden, gröhlte er in den Apparat.

Als ein Naturwunder pflegte es freilich von unterrichteter Seite bezeichnet zu werden, daß beide, Mosbacher und Roellinghoff, so lange — es waren immerhin schon einige Jahre seit jener Anstellung vergangen — miteinander auskamen, das heißt, daß weder Mosbacher seinen Privatsekretär inzwischen hinausgeworfen, noch daß Roellinghoff seinem Brotherrn den Bettel vor die Füße geschmissen hatte. Daß dies, aller wohlbegründeten Erwartung zum Trotz, in der Tat bisher nicht geschehen war, muß nun im wesentlichen als das Verdienst Roellinghoffs bezeichnet werden. Dieser vom Leben ja weidlich geschliffene Nationalökonom war Kummer gewohnt. Er hatte es noch kaum gut gehabt in seinem Leben und nahm darum manches in Kauf, worüber ein anderer verzagt oder auch empört auf und davon gegangen wäre.

Andererseits, und das war nun das eigentlich Denkwürdige, ja Erstaunliche an der Sache, andererseits konnte aber auch Roellinghoff seinem Brotherrn die Wahrheit sagen — und bei Gott, er tat es, er tat es mit theologischer Gründlichkeit, nach bestem Wissen und Gewissen — ohne daß Mosbacher, der solcher Wahrheiten jeweils mit Staunen, ja nicht ohne Nachdenklichkeit inne wurde, darob die sonst bei ihm üblichen Konsequenzen gezogen hätte. Er gröhlte zwar, er gröhlte wie noch nie, aber Roellinghoff tat seine Pflicht, und mehr als das, er

machte sich um Mosbacher u. Co. sogar verdient. Aber Ideen hatte er nicht, das stand fest.

Immerhin führte die Verschiedenartigkeit der Mosbacherschen und Roellinghoffschen Ansichten, vor allem auf den dem Spezialmaschinenbau abgewandteren Lebensgebieten, die Mosbacher ja nun aber mit Vorliebe zu seinen Gedankengängen erkor, jeweils zu beträchtlichen, ein gedeihliches Zusammenarbeiten nicht unbedenklich gefährdenden Spannungen. Die kommerzienrätlichen Ueberlegungen zielten, in Anbetracht jenes Sättigungsgrades und vielleicht auch gewisser mit den siebziger Jahren in Zusammenhang stehenden Umstände, mehr oder weniger auf die Beantwortung der Frage, wo denn der Mensch letzten Endes beheimatet sei, wenn der Spezialmaschinenbau zum Beispiel, wie es ja den Anschein habe, diese Beheimatung nicht biete. Die Roellinghoffsche Beantwortung dieser Frage war derart, daß Mosbacher rund heraus und mit allem Nachdruck feststellte, jener sei weder „Inscheniier" noch „Kaafmann", sondern geradewegs Theolog, und ein solcher eigne sich für eine prominente Wirtschaftsstellung nun einmal auf keinen Fall. Die Roellinghoffsche These besagte nämlich nicht mehr und nicht weniger, als daß alle materiellen Daseinsäußerungen in erster Linie tatsächlich Aeußerungen seien, das heißt nach außen geratene und — hier liege jetzt der Hase im Pfeffer — sich hier draußen gefallende Erscheinungen des eigentlichen inneren Wesens und Wirkens; daß einer seines eigentlichen Seins und Wesens also um so weniger teilhaftig sei, je mehr und je ausschließlicher er sich in diese Aeußerung, in dieses Draußensein verloren habe beziehungsweise verliere, darin aufgehe.

Selbstverständlich bekämpfte Mosbacher eine derartige weltabgewandte Irrlehre aufs lebhafteste. Wovon sie denn leben wollten, die „spinneten Teifel", die Theologen, die „Kinschtler", die Dichter, wenn es in erster Linie nicht „Baure" — Mosbacher hatte als Schuljunge noch die elterlichen Geisen gehütet — „Inscheniire" und „Kaafleit" gebe, hä? Selbstverständlich müsse man, wenn man sich schon auf der Erde befinde, auch von der Erde ausgehen, wenn man, um es so auszudrücken, in den Himmel wolle, seinetwegen — es war Roellinghoff, der dieses sprach — seinetwegen also als Bauer, Ingenieur, Wirtschafter. Aber, genau besehen, so könnten doch diese Daseinsformen zur Verwirklichung des eigentlich Menschlichen nur dienen, sie seien nicht sein Zweck.

Ohne „Baure, Inscheniire, Kaafleit" gehe es nicht, gröhlte Mosbacher, nie und nimmer! Aber ohne Theologen gehe es, jawohl!

Ja, bohrte Roellinghoff, und es sah aus, als blickte er dabei stur nach innen, geradewegs hinter seine sehr frei dieser Außenwelt dargebotene Stirn —, ja, es möge sogar so sein, daß einer kein guter Ingenieur, Wirtschafter oder Theologe sein könne, wenn er es nicht ganz, ausschließlich sei — entweder oder — —

Woraus Mosbacher dann ableitete und es klar und deutlich feststellte, daß er mit seiner Verteidigung der eigentlich werteschaffenden Berufe eben doch recht behalten habe. Innerlich, bei sich selbst, triumphierte er aber keineswegs. Innerlich räumte er ohne weiteres ein, daß der Standpunkt seines Privatsekretärs immerhin etwas für sich habe; innerlich war er sogar geneigt, einzuräumen, daß dieser Diplom-Ingenieur und Theologe doch wohl einer von denen sei, die aufs Ganze gingen, aufs Ganze gerichtet waren wenigstens, und daß es vielleicht auch nicht

geringe Existenzschwierigkeiten sein mochten, wenn einer all die Vielseitigkeit seines Seins und Wesens nicht klar unter einen Hut bringen konnte. Das bedachte Mosbacher, der ja ein blitzgescheiter Kopf war, sehr wohl. Aber er konnte es andererseits nicht leiden, wenn dem Stand der Ingenieure, zu dessen Ruhm er mit seinen Erfindungen ja auch einiges, und nicht gerade Unerhebliches beigetragen hatte, nicht volle, uneingeschränkte Wertschätzung zuteil wurde. Daß der Ingenieur nicht die Krone der Schöpfung sein sollte, das wurmte ihn tief, und das gab er, in der Oeffentlichkeit wenigstens, niemals zu.

Da aber auch Roellinghoff in dieser Beziehung zu keinerlei Kompromissen zu haben war, so erhoben sich beiderseits oft wahre Bastionen an Meinungstreue und Trutz mit wehrhaften und schier uneinnehmbaren Zinnen, von denen aus besonders Mosbacher mit schweren Ausfällen gegen die feindliche Position nicht sparte. Er verwendete dabei die massivsten materialistischen Brocken, erklärte in der Hitze die ganze Theologie für eitel Grillenfängerei, mit der man aber auch nicht den kleinsten, den simpelsten Pumpenschwengel in Bewegung setze, von ihrem in Mark und Pfennig gar nicht ausdrückbaren Unwert ganz zu schweigen. N i c h t s kaufe man sich dafür, schlechterdings nichts.

Und während eines solchen, auch für Mosbacher & Co. wenig einträglichen Fehdezustandes konnte es dann geschehen, daß Mosbacher, als er einmal in Frankfurt zu tun hatte und dort von Roellinghoff beiläufig auf das Goethe-Haus aufmerksam gemacht wurde, sich interessiert, jedoch breit und die Fäuste in die Seiten gestemmt, vor dem Haus aufpflanzte, es sorgfältig, erst geradezu, dann auch von seitswärts, schräg von links und schräg von rechts herauf, lange musterte, um dann unter beträchtlichem, die Aufmerksamkeit der anwesenden Jugend, aber auch der Erwachsenen mit Macht auf sich lenkendem Gröhlen kundzutun: „Jo, der Goethe! Der Goethe! Des war kenner von denne jämmerliche Dichter do, von denne Hungerlidter! Des war e vermegender Maan, des war e aang'sehener Maan — des sieht mer an demme Haas do! Jo, Geld muß mer habbe, Vermege muß mer habbe, sonst is mer e Sch . . . kerl!"

Da die umstehende Jugend darob selbstverständlich in beifälliges Johlen ausbrach, zog Mosbacher, der ein großer Kinderfreund war und in der weitläufigen hinteren Tasche seines altmodischen Schoßrocks stets eine große Tüte mit Zuckerwerk bei sich führte — der Gutselmann hieß er darum in seiner Heimatstadt —, jetzt diese Tüte hervor und teilte gröhlend und obige Goetheerklärung noch weiterhin in den aufnahmefähigen Kinderherzen zu befestigen trachtend, daraus nach allen Seiten. Seine blitzgescheiten Aeuglein und sein breites, fuchsig-graubärtiges Gesicht glänzten dabei voller Befriedigung, hatte er es doch seinem theologischen Privatsekretär wieder einmal schlagend und unwiderleglich gegeben. Er konnte sich auch, als die Tüte leer und das Johlen der ihnen noch eine ganze Strecke das Geleit gebenden Jugend endlich verklungen war, nicht enthalten, abermals an Goethe anknüpfend, die Abwegigkeit gewisser weltverneinender theologischer Firlefanzereien gebührend zu kennzeichnen.

Roellinghoff, der schon die ganze Zeit über ein steif abwehrendes, beinahe hochmütiges Gesicht gemacht hatte, begegnete der Mosbacherschen Attacke eisig. Das Verkehrteste, was er, im Hinblick auf ein gedeihliches Zusammenarbeiten jedenfalls, in solchem Falle tun konnte. Aber Roellinghoff war schwer gereizt —

vielleicht war es auch gerade die Zeit, wo seine alkoholischen Ausschweifungen stattzufinden pflegten — für Roellinghoff hieß es jetzt: Spaß beiseite! Und er gab einem Polargletscher an Schroffheit und Unzugänglichkeit der Haltung nicht das mindeste nach. Was den lebhaften und seines Triumphes eigentlich schon gar nicht mehr frohen Mosbacher naturgemäß nur noch weiter stachelte und aufbrachte.

Die Folge war ebenso unvorhergesehen wie radikal, nämlich, daß Roellinghoff dem gröhlenden und vor Wut krebsroten Mosbacher erklärte, er möge seinen Kram von jetzt ab gefälligst allein besorgen oder sich einen anderen dafür suchen, sich umdrehte, geradewegs zum Bahnhof ging und davonfuhr. Er könne einen Kaplan auch gar nicht brauchen, gröhlte Mosbacher noch hinter ihm drein. Dann erschrak er aber, denn jener ging tatsächlich davon, war weg, und Mosbacher begriff: bei Gott, es war kein Spaß.

Nein, es war der bittere, der unwiderrufliche Ernst. Roellinghoff bekam sein Gehalt bis zum Tage seines Abgangs ausbezahlt — keinen Pfennig mehr — und Mosbacher konnte seine Angelegenheiten fortan wieder mit einem „Mädche" besorgen — freudlos, unbefriedigend, unzulänglich genug — mehr schlecht als recht — und für die sinnigen, weltweisen Gespräche über das Leben, über Gott und die Ewigkeit und das alles, da hatte er nun niemand mehr. Einen neuen Privatsekretär anstellen? Noch einmal von vorn anfangen? Mosbacher schüttelte beinahe wehmütig den Kopf — nein, das machte er nicht, dazu hatte er keine Lust, dazu war er zu alt. Und außerdem: einen Doktor Roellinghoff bekam er nicht wieder, das war ausgeschlossen, und da hatte es eben keinen Zweck. Mosbacher machte die ganze Geschichte, das tägliche im Büro, im Werk sein, keinen Spaß mehr. Er war es leid, es hing ihm regelrecht zum Hals hinaus. Wozu? Man brauchte ihn nicht mehr, es ging ohne ihn. Es ging ohne ihn — Mosbacher verhehlte es sich nicht — sogar besser — einzelnes wenigstens, dieses und jenes, er war dabei nur im Weg. Und wenn er nichts mehr leistete und zuweg brachte und überflüssig war im Werk, was wollte er dann überhaupt noch hier? Mosbacher wußte es nicht, er konnte es sich beim besten Willen nicht denken. Er war fertig, er hatte seine Sache geschafft, er konnte jetzt eigentlich gehen. — Mosbacher mußte viel an eine Geschichte denken, die jüngst in einer Zeitung gestanden und die Roellinghoff, es war kurz vor dem Krach in Frankfurt gewesen, ihm zu lesen gegeben hatte. Eine Geschichte von einem alten chinesischen Maler war es gewesen, vielmehr von seinem letzten und großartigsten Bild. Der alte Maler hatte sich eines Tages in seine Werkstatt eingeschlossen und zu malen angefangen; kein Mensch, keiner seiner besten Freunde und Bekannten hatte Zutritt zu ihm, wochenlang. Als das Bild aber endlich fertig war, da hatte er seine Verwandten und die ihm sonst nahestanden, herbeigerufen, sie vor das Bild treten lassen, das in seiner besten Stube aufgehängt war und natürlich über die Maßen meisterlich und vollendet und überhaupt das Beste war, was er in seinem Leben gemacht hatte. Und nachdem nun alle gebührend gestaunt und ihrer Bewunderung Ausdruck gegeben, hatte der alte Maler sich höflich und lächelnd, wie es ja die Art dieser Leute war, nach allen Seiten verneigt, war in die Landschaft, die sein Bild darstellte, eine ganz wunderbare, nie gesehene Landschaft übrigens, hineingeschritten und binnen kurzem den Blicken der maßlos überraschten Hinterbliebenen entschwunden. Worauf er dann hinfort nicht mehr unter den Lebenden, wie man zu sagen pflegt,

weilte. — Natürlich hatte er, Mosbacher, Roellinghoff gegenüber diese Geschichte für einen ganz gewaltig faulen Zauber erklärt, womit ein Mann der Technik, und zumal des Spezialmaschinenbaus, nichts, aber auch gar nichts anfangen könne. Innerlich hatte er sich aber doch gewundert, innerlich hatte er sogar gestaunt, und die Geschichte war ihm noch oft im Kopf herumgegangen. Er hätte sie sogar gern nochmal gelesen, er hätte die Zeitung, darin sie stand, sogar gern gehabt, bei sich, in der Tasche. Und Roellinghoff, der Doktor Roellinghoff, wenn er noch dagewesen wäre: „Bitte, Herr Kommerzienrat!" hätte er gesagt, „Bitte!" Und sie hätte dagelegen, die Zeitung, selbstverständlich, als die natürlichste Sache von der Welt. Aber daran war nun nicht zu denken, du lieber Gott, die Zeitung war weg, er sah sie im Leben nicht wieder.

Aber, wie gesagt, die Geschichte ging ihm im Kopf herum, es war doch eine höchst merkwürdige, eine ganz sonderbare Geschichte. Denn genau besehen — Mosbacher drückte seine Nasenspitze, wie wenn die ihm beim genauen Zusehen im Wege wäre, mit dem Zeigefinger etwas zur Seite — genau besehen: so mußte es eigentlich sein — jawohl — man war fertig, man hatte seine Sache geschafft, nun sagte man zu diesem oder jenem, der einem Manns genug schien: So, hier ist das „Krämche", jetzt mach du weiter; und ging hinüber, leicht, locker, eben wie der alte Chinese — — Mosbacher hielt inne, er nahm seine altmodische, nickelgefaßte Brille ab: Hallo! das war eine Idee — eine Mordsidee war das sogar! Mosbacher rieb sich die Augen, er stand auf und ging einige Male in tiefem Sinnen durch sein Büro. Vor dem kleinen Fünfzig-Pfennig-Spiegel über der ebenso kleinen Emailschüssel, darin der Herr Kommerzienrat sich, jedoch nicht zu häufig, die Hände zu waschen pflegte, blieb er stehen, sah sich aus listigen Aeuglein wie aus großer Ferne, jedoch mit ungemeiner Ueberlegenheit an — nickte: Jawohl, das war eine Idee; das war sogar mit die beste Idee, die er gehabt hatte in seinem Leben. Denn wohlüberlegt: wer war der Mann, zu dem man noch am ehesten sagen konnte: So, hier ist das Krämche, jetzt mach du weiter; ich bin fertig, ich bin es leid? Wer war der Mann — he? Roellinghoff! Kein anderer als der Doktor Roellinghoff! — Hm — dabei würde dieser westfälische Dickkopp, wenn man ihm mit einem solchen Antrag kommen würde, noch obendrein „Nein!" sagen, „Bedauere sehr, rutschen Sie mir gefälligst den Buckel herauf mit Ihrer Klitsche und mit Ihren Millionen!" Aber aus dem Jenseits — aus dem Jenseits würde er einen solchen Auftrag wohl oder übel annehmen, so wie er ihn kannte, da blieb ihm nichts anderes übrig. Ha, ha, und dann stand er da, der Theolog, der „spinnete Teifel", der ja, weiß Gott, eher ein Kamel durch ein Nadelöhr galoppieren ließ als einen Reichen ins Himmelreich, dann stand er da als Generaldirektor von Mosbacher u. Co. und als vielfacher Millionär — ha, ha, ha! Mosbacher feixte, Mosbacher klatschte sich in hoher Zufriedenheit auf die Schenkel. Denn er machte sich im übrigen keine Sorge, nein — Ideen hatte er zwar nicht, der Doktor Roellinghoff, darin war er, Jakob Mosbacher, ihm zeitlebens über, aber er war ein Kerl, er war unbedingt ein Kerl.

Freilich, so anstandslos, so ungezwungen, so geläufig wie bei dem alten Chinesen ging es bei ihm, Mosbacher, nicht — das Hinübergehen — dafür war man eben, wie er eigentlich ganz richtig sagte, der Theolog, zu befangen, zu verhaftet in diesem Da-sein und So-sein, hatte sich zu sehr darin verloren. Ohne eine

gewisse Gewaltsamkeit, ohne einen gewissen Lärm würde es bei ihm nicht abgehen. Richtig war das nicht, nein, es war sicher ein Mangel, ein Fehler; richtig war es, wie der alte Chinese es gemacht hatte. Aber diese freie, diese geräuschlose, meisterliche Art lernte er, Mosbacher, jetzt nicht mehr. Vielleicht, daß Roellinghoff sie lernte, aber er glaubte es nicht recht, es war bestimmt nicht leicht. Man war, diese Feststellung kraulte Mosbacher einwandfrei aus seinem Bart, man war in bezug auf die richtige Lebensführung ein rechter, vielleicht war es sogar angebracht, zu sagen, ein unerhörter Dilettant. Aber nicht er allein, nein, auch Roellinghoff; er nahm Roellinghoff beileibe nicht aus.

Nachmittags ging Mosbacher dann mit einem säuberlich beschriebenen Bogen zu seinem Schulkameraden, dem Justizrat und Mit-Aufsichtsrat von Mosbacher u. Co., Wendelin Schoepflin.

„Wendelin", gröhlte er, „Wendelin, hier, des hab ich g'schribbe — geh her, mach dei Siggel drunner, un denn tus in dei Schublad!"

Und der Herr Justizrat las es, ernsten Gesichts, machte einen regelrechten notariellen Akt, in mehreren Ausfertigungen. Davon tat er eine in s e i n e Schublade, und eine andere tat Mosbacher in seine Schublade. Und so war alles in Ordnung.

Am nächsten Morgen fand man den Herrn Kommerzienrat Dr. h.c. Jakob Mosbacher an seinem Schreibtisch, im Werk selbstverständlich, in seinem Glaskasten, nicht zu Haus, mit einem sauberen, präzisen Schuß ins Herz. Auf dem Tisch lag ein Zettel: Er sei fertig, er habe nichts mehr zu schaffen, und es mache ihm keinen Spaß mehr. Im übrigen stünde alles in seinem Testament.

Ja, und da stand nun darin, daß sein Nachfolger und im wesentlichen alleiniger Erbe der Diplom-Ingenieur und Doktor der Nationalökonomie Ernst Roellinghoff sei. Und in einer Anlage zu dem Testament, einem Brief an Roellinghoff, stand zu lesen, daß Roellinghoff einmal „Entweder oder" gesagt habe. Er, Mosbacher, sei der Ueberzeugung, daß Roellinghoff dies durchaus als Dilettant gesprochen habe. Der alte Chinese zum Beispiel, an den R. sich wohl erinnere, sei ein unbestritten tüchtiger Maler gewesen und dennoch, sogar gerade vermittelst seiner malerischen Tüchtigkeit, jedenfalls nicht ohne sie, aus aller Erdenbeschwer glatt hinausgeschritten. Dafür sei jener aber auch ein Meister gewesen, kein Dilettant.

Georg Keferstein

Zur Charakteristik des Parvenüs

Parvenü — das ist ein fremdes Wort für eine fremde Sache. Das französische Wort ist deshalb der geeignete Ausdruck. Es sagt mehr als die ernsthaft-redliche germanische Bezeichnung Selfmademan, mehr auch als das verhältnismäßig harmlose deutsche Wort „Emporkömmling". Der Selfmademan verhält sich zum Parvenü wie der Strebende zum Streber, wie der ungeschliffene Edelstein zur billigen Imitation. Der Selfmademan erregt Achtung, Mitgefühl und allenfalls warm-menschliches Mitleid — der Parvenü erregt Verachtung, Spott und Gelächter. Wenn es wahr ist, daß das

Phänomen des Lachens beim Einbruch des Mechanischen in das Leben entsteht (Bergson), so beruht das Lachen, das der Parvenü verursacht, darauf, daß hier eine Lebensform eingenommen wird, die der betreffende lebendige Mensch auf seinem gegenwärtigen Lebensstande noch nicht ausfüllen kann, daß die neue Lebensform also nichts weiter als ein mechanisches Gewand ist, das man sich überzieht. Solche Mechanik bewirkt Komik.

Wo kann der Parvenü vorzugsweise gedeihen? Ist er an eine bestimmte politische Lage gebunden? Wird er durch irgendeine politische Anschauung oder Verfassung besonders begünstigt? — Grundsätzlich ist der Parvenü überall möglich — als Krankheitserscheinung. Ueberall, wo die gesunde Aufstiegsbewegung der Menschen krankhaft gehemmt oder forciert wird, da entsteht der Parvenü. So vornehmlich in der starren Aristokratie, wo das natürliche, als kontinuierliches Wachstum vor sich gehende Aufsteigen des Einzelnen und besonders der einzelnen Familie (denn mit Geschlechtern und nicht mit losgelösten Einzelnen rechnet ein solcher natürlicher Aufstieg) niedergezwungen wird, wo deshalb der krankhaft-unorganische Aufstieg erfolgt, der in der Erscheinung des Parvenüs gipfelte: der Neuadel des wilhelminischen Zeitalters ist Beispiel ebensowohl wie der Parvenü der Metternichzeit, wie er z. B. bei Raabe im „Schüdderump" in dem Edlen von Haußenbleib dargestellt wird. Ueberall, wo die Gesellschaft in festen Formen erstarrt ist, wo mechanische Form an Stelle lebendiger Persönlichkeit getreten ist, da ist guter Boden für den Parvenü, dessen Wesen sich ja in äußeren Formen erschöpft. Die starre Aristokratie kann den inneren Gehalt aufsteigender oder des Aufstiegs werter Persönlichkeiten nicht berücksichtigen. Der Aufstieg ist deshalb in der starren Aristokratie krank, und zwar krankhaft gehemmt. Krank ist indessen die Aufstiegsbewegung auch da, wo sie nicht gehemmt, sondern wo sie forciert wird. Ueberall wo eine humanitäre Gesinnung mit dem vereinerleienden und nur auf irgendein einseitiges Talent sehenden Schlagwort „Freie Bahn dem Tüchtigen" arbeitet und weit mehr Aufstiegsmöglichkeiten schafft, als zum Aufstieg innerlich Berechtigte im Volke vorhanden sind, da ist ebenfalls ein guter Boden für den Parvenü. Ueberall also, wo die natürlichen Hemmungen des Lebens beseitigt sind, überall, wo der Einzelne aus dem Lebenszusammenhang (d. i. aus Geschlecht und Umwelt, aus Geschichte und Raum) herausgelöst und als Individuum verabsolutiert wird, überall also, wo die Demokratie herrscht, da ist der Parvenü eine Gefahr, der die Demokratie schon im eigenen Interesse begegnen müßte, eine Gefahr, die riesengroß ist in dem Augenblick, in dem beinahe die Mehrheit des Volkes zwischen einer letzten gigantischen Uebersteigerung der Demokratie und ihrer Ueberwindung hin und her schwankt. In einem Augenblick, wo dem Parvenü der Demokratie noch einmal vielleicht letzte Möglichkeiten gegeben sind, gilt es, dieser Gefahr durch Erkenntnis der parvenühaften Wesenszüge klar ins Auge zu schauen. Dabei ist zu bemerken, daß eine Analyse des Parvenüs nicht die Behauptung aufstellt, daß jedem Parvenü alle in der Analyse angeführten Wesenszüge notwendig anhaften müssen. Nur Vollblutparvenüs, die es im wirklichen Leben bloß selten gibt, würden alle diese Charakterzüge an sich tragen. Im wirklichen Leben dagegen ist die Sachlage meist um einiges freundlicher. Der Durchschnittsparvenü besitzt meist diesen oder jenen echten, d. h. nicht-parvenühaften Zug, den wir bei einer mehr typologischen Betrachtungsweise ausschalten müssen, durch den er uns aber menschlich näher kommt. Wir werden also sagen müssen: ein Parvenü ist ein Mensch, der eine sehr große Reihe der in der Analyse aufzuweisenden Charakteristika besitzt. Jene um der unlebendigen Uebersteigerung willen paradoxerweise gleichsam blutlos und schemenhaft wirkenden Vollblutparvenüs bei Heinrich Mann z. B. (etwa der Reichskanzler Schattich) dürfen deshalb nicht als Parvenüs des lebendigen Lebens gewertet werden, allenfalls als bereits typologisch verdickte Idealparvenüs.

*

Wie entsteht nun der wirkliche Parvenü? Kann man die Art seines Entstehens auf einen irgendwie einheitlichen Nenner bringen? In dem Worte Parvenü (= Hinaufgelangender) ebenso wie in der Uebersetzung „Emporkömmling" liegt etwas Passives. Man empfindet den Parvenü immer ein wenig als „geschoben", als nicht „aus eigener Kraft" (im Gegensatz zum Selfmademan) an seine Stelle „gelangt". Und doch sind andererseits die Parvenüs durch eine ungemeine Rührigkeit, durch eine seltsame Geschäftigkeit und Aktivität ausgezeichnet, die wenig dem passiven Klang des Wortes zu entsprechen scheint. Die Lösung des Widerspruches liegt darin, daß der tüchtige Bürger bei seiner Tätigkeit mit seiner ganzen Persönlichkeit, mit seinem ganzen Sein beteiligt ist, daß seine Aktivität aus dem Innern kommt, während die Geschäftigkeit des Parvenüs lediglich der Oberfläche eines einzelnen Talentes entstammt, das in Unverhältnis steht zu den mangelhaft entwickelten sonstigen Qualitäten der betreffenden Persönlichkeit. Die Tätigkeit des gefestigten Bürgers ist eingebaut ins Ganze, zunächst ins Ganze der eigenen Persönlichkeit, dann auf dem Wege über die im Gewissen zu Tage tretende ethische Verbindlichkeit in das Ganze des Lebens und der Welt. Dem Parvenü geht dieser doppelte Einbau ins Ganze ab, weil er nur aus der Oberfläche eines einzigen oder weniger einzelner Talente lebt. Weil man nun erkennt, daß dieses einzelne Talent und die daraus entstehende Geschäftigkeit fast keinen Zusammenhang hat mit der zugrundeliegenden oft sehr geringwertigen Persönlichkeit, weil das Unverhältnis der Persönlichkeit zu ihrem Talent und dessen Geschäftigkeit in die Augen springt, darum erscheint eine solche im Grunde minderwertige Persönlichkeit als hinaufgeschoben, emporgekommen, eben als durch Passivität charakterisierter Parvenü.

So ist es meist so, daß der Parvenü auf demjenigen — unter Umständen auch geistigen — Spezialgebiete, auf dem er sich emporgearbeitet hat, viel und Hervorragendes leistet, daß aber seine sonstige geistig-sittliche Entwicklung, daß seine „Bildung" nicht mit dieser einseitigen forcierten Hochzüchtung Schritt hält, ohne daß er es doch erkennt. Der Parvenü verabsolutiert ein einzelnes Talent. Und die vielleicht berechtigte hohe Wertung dieses einzelnen Talentes überträgt er dann — im Gegensatze zum Selfmademan — auf seine Gesamtpersönlichkeit. In gleicher Weise hält weder beim Selfmademan noch beim Parvenü die Entwicklung der Gesamtpersönlichkeit mit der des forcierten Talentes Schritt. Nur: der Parvenü glaubt, daß sie Schritt hält oder daß das einzelne Talent seine mangelnden persönlichen Qualitäten ersetzen kann, während der Selfmademan seine Grenzen erkennt und darum allmählich seine ganze Persönlichkeit in die auf einseitigem Wege erlangte Lebensform hinaufentwickeln kann. Der Parvenü aber besitzt nur sein einzelnes Talent. Ueberall deshalb, wo es nicht um die Verwertung eines einzelnen Talentes, sondern um den Einsatz der ganzen Persönlichkeit geht, an den entscheidenden Stellen also und in den entscheidenden Augenblicken, da muß der Parvenü notwendig seine Grenzen erkennen, da muß er versagen. Die Parvenüs, das sind die Leute, die in den entscheidenden Augenblicken die Nerven verlieren, die Leute, die mit viel Reklame und Betriebsamkeit und mit wenig Substanz diese oder jene „große Sache" betreiben, ohne die Kraft zu haben, die letzten eine ganze Persönlichkeit beanspruchenden Entscheidungen durchzuhalten. In kleinem, aber ungemein charakteristischem Rahmen wird diese Einseitigkeit des Parvenüs bei Gottfried Keller an den Brüdern Weidelich im „Martin Salander" aufgewiesen. Sie haben Talent: zunächst ein gewisses Schultalent, eine gewisse Schulbegabung. Wo es in tiefere und schwierigere Gebiete geht, erkennen sie freilich auch hier schon bald ihre Grenzen. Aber ihr Talent trägt sie weiter. Vielleicht würden sie ohne den von der Mutter überkommenen und gepflegten Ehrgeiz als kleine Subalternbeamte eine geruhiges Leben finden können. So aber führt sie ihr Talent (zum oberflächlichen Politisieren, zum Wortemachen, zum Schönschreiben, zur einfachen Verwaltungsarbeit) in einen Beruf, dessen Verantwortungsschwere sie nicht

gewachsen sind. Ihre naiv-freche Schlauheit auf politischem Boden imponiert zwar zunächst ein wenig, aber schon bald muß man mit Schrecken feststellen, daß „nicht ein rundes, oder, wie man zu sagen pflegt, nicht ein vernünftiges Wort" von des jungen Parvenü Lippen fällt. „Der schlaue junge Streber hatte Amt, Haus und Frau; darüber war seine Persönlichkeit schon zu Ende geraten und konnte sich nur noch im Geräusche von ihresgleichen geltend machen. In der Stille des Hauses, wo man die einzelnen Worte vernimmt, war nichts mehr an ihm". Die eigentlichen Tiefen des Lebens bleiben außerhalb der Fassenskraft des einseitigen Parvenüs.

Die auf Grund von einseitigen Talenten, nicht von ins Ganze der Persönlichkeit eingeordneten Begabungen emporgekommenen Parvenüs kann man in eine harmlose und in eine gefährliche Gruppe scheiden. Die harmlose Form des Parvenüs, die uns z. B. unter der Kennmarke „Neureich" in allen Witzblättern begegnet, glaubt ganz naiv, die neu errungene Lebensform, in die man vielleicht nur auf Grund eines bauernschlauen Talentes zum Geldverdienen hineingekommen ist, voll ausfüllen zu können, weiß nichts von ihrer eigenen Unzulänglichkeit. Zu dieser Kategorie der unkomplizierten Parvenüs gehören die sogenannten ungebildeten Leute, die sich meist so ungemein gebildet vorkommen (z. B. Frau Stöhr in Thomas Manns „Zauberberg"). Meist sind sie eitel auf ihre neue, angeblich voll erreichte Lebensform. Denn „eitel sind die Menschen nur dann, wenn sie ihren besseren Zustand nicht als natürlich, nicht als normal empfinden" (Friedrich Huch). Diese Parvenüs glauben, die alte Stufe, die sie eigentlich als normal empfinden und auf die sie nun eitel herabsehen, voll überwunden zu haben. Der Parvenü in seiner gefährlicheren Form dagegen weiß um seine Unzulänglichkeit, weiß, daß er die alte Stufe durchaus noch nicht überwunden hat, daß er mit seinem Sein weder der neuen noch der alten Stufe verhaftet ist, daß er mit seinem Sein in der Luft schwebt und eigentlich seine ganze Existenz nur auf einem verabsolutierten Talente ruht. Neid und Haß erfüllen ihn nun gegenüber seiner standesgemäßen Umwelt. Weil er selbst nicht zu ihr gehören kann, will er sich ihrer wenigstens „bemächtigen", sie sich unterordnen. Das zunächst in Minderwertigkeitsgefühle verkappte Machtstreben solcher Parvenüs schlägt um in List, Tücke und Verbrechen. Die angeführten Notare bei Gottfried Keller können ebensowohl als Beispiel gelten wie der kriminelle Parvenü und Feuerversicherungsdirektor Hugo Weinschenk (in den „Buddenbrooks"). Während der harmlose Parvenü sich seine Bildung und damit eine Ueberlegenheit über die von ihm verachteten „ungebildeten", d. h. auf einer anderen Bildungsstufe stehenden, aber unter Umständen durchaus standesgemäß gebildeten Menschen nur einbildet, ist die gefährlichere Form des Parvenüs den anderen Menschen tatsächlich in einem gewissen Sinne überlegen, weil sich ihr einseitiges Talent, dem die Hemmungen einer voll entwickelten, „ganzen" Lebensform fehlen, ungehemmt und unter Umständen verbrecherisch entfaltet.

*

Die Stellung des Parvenüs im gesellschaftlichen Leben ist gekennzeichnet durch das Moment der Unsicherheit. Der Parvenü weiß nicht sehr genau, wie er sich zu „benehmen" hat. Unsicherheit führt gewöhnlich zu einer äußerlich markierten Sicherheit. So neigt der Parvenü dazu, entweder die Formen seines neuen Standes, die er nicht aus der Existenz heraus beherrscht, überzubetonen oder mit den (übertriebenen) Formen seines alten Standes und damit mit seinem eigenen Aufstieg und seiner daraus ersichtlichen ungemeinen Tüchtigkeit zu kokettieren. Beide Ueberbetonungen werden von einem in einer neuen oder in einer alten Lebensform als ganze Persönlichkeit stehenden Menschen vermieden. Im gesellschaftlichen Leben ist entweder „vornehm" das Schlagwort des Parvenüs — die weiblichen Parvenüs zeichnen sich hier besonders aus — oder er betont bei allen nur möglichen Gelegenheiten, daß er ein „Mann aus dem Volke" ist.

Im Verkehr mit anderen niederen Ständen wird der mit seiner ganzen Persönlichkeit in seinem Stande verwurzelte, wirklich „vornehme" Mensch gerade seine ihn vom Volke auch äußerlich unterscheidenden Sitten und Gepflogenheiten möglichst wenig zum Ausdruck bringen. Der Parvenü aber will sich gerade hier durch seine Vornehmheit zur Geltung bringen. Ein Akademiker, der es als ganze Persönlichkeit ist, wird die Formen kouleurstudentischer Geselligkeit z. B. niemals im Verkehr mit nichtakademischen Schichten hervorkehren. Emporkömmlingsmanier vielmehr ist die Art des Assessors Knuzius im „Fröhlichen Weinberg", wenn er harmlosen Bürgern mit einem vorsintflutlichen Trinkkomment, den er augenscheinlich für hochmodern und pikfein hält, zu imponieren sucht. Oder sollte ein kleiner Parvenükomplex Herrn Zuckmayers selber zugrundeliegen?

Gesinnung kann nur auf dem Boden einer festen Lebensform erwachsen. Nur wo äußere Lage und innere Haltung einander entsprechen, da gibt es Gesinnung. Gesinnungslosigkeit ist überall dort zu Hause, wo unstandesgemäße Lebensformen erstrebt oder äußerlich erreicht werden. Gesinnungslosigkeit ist also ein vornehmliches Kennzeichen des Parvenüs. Wie man sich eine neue Lebensform erst mit Hilfe eines einseitigen Oberflächentalentes schaffen muß, weil man keine ursprüngliche mehr hat, so hat man auch keine Gesinnung, sondern man stellt sie ganz naiv her. Weil solche „Gesinnung" nicht auf dem Boden einer festen Lebensform erwächst, weil sie nach Belieben hergestellt wird, darum ist es auch nur eine aus Zweckmäßigkeitserwägungen heraus vorgetäuschte, eine unechte, eine Parvenü-Gesinnung. Wir brauchen durchaus nicht zu jenen beiden Parvenüs im „Martin Salander" zurückzugehen, die sich frech und substanzlos ihre politische Gesinnung auswürfeln, wir brauchen nur in unsere Zeit, in die deutschen Parteien der Gegenwart, hineinzuschauen, um vielerorts solche Gesinnungslumpen als Vorbilder der Gesinnungstreue an der Spitze marschieren zu sehen. Ohne innere Nötigung, sondern aus Konjunkturerwägungen und vielleicht nicht einmal aus solchen, sondern aus Zufall hat man sich irgendwann einmal für diese oder jene Partei, für dieses oder jenes Parteiprogramm, für diese oder jene politische Ideologie entschieden, eine substanzlose Zufallsentscheidung, die jener Auslosung im „Martin Salander" verzweifelt ähnlich sieht und die die verhängnisvolle Leere des Parvenücharakters erkennen läßt. Den Ernst der Politik können die Parvenüs nicht begreifen, weil ihnen die Politik nur ein Spiel ihrer talentierten Substanzlosigkeit, nicht eine Lebensnotwendigkeit ist. Denn um die Politik ernst nehmen zu können, muß man in den Wurzeln mit Staat und Volk verbunden sein. Wer diese Verbundenheit nicht kennt, wer sich losgelöst hat von seinem „Stand", für den ist Politik ein Spiel, das ihn in der Tiefe seines Innern nicht berührt. Aber der Parvenü ist klug und weiß, daß Gesinnung erforderlich ist, um für vollwertig zu gelten. Er zählt sich deshalb nicht zu jener angeblich gesinnungslosen Masse, die als Flugsand bald dieser, bald jener Partei zuläuft und das doch nur aus dem Instinkt heraus tut, daß die Parteien nur in geringem Maße die politischen Belange des Volkes wahrhaft verkörpern. Sondern er nimmt Partei, er entscheidet sich mutig, aber substanzlos für eine „Gesinnung". Die Parvenüs stellen das Hauptkontingent jener Vollblutparteigänger, die aus Mangel an wirklicher, im Sein — und nicht im Denken und Schwatzen — begründeter Gesinnung die abstrakte von der Partei geforderte Gesinnung, d. i. die Ideologie des Parteiprogramms, rein, blutlos und radikal zu vertreten trachten. Sie werden dann zu jenen Parteidogmatikern, welche die Partei von dem Ergreifen und Anpacken der lebendigen politischen Aufgaben abhalten, um dafür den wertlosen Ruhm der Grundsatztreue einzutauschen.

Wenn der Parvenü so etwas wie Bildung besitzt, so ist sie ihm nicht lebendig in Uebereinstimmung mit der Substanz seiner Persönlichkeit erwachsen und erarbeitet, sondern er hat sie sich angeeignet, wie man sich eben ein neues Kleid oder eine neue

Weltsprache aneignet. Der Parvenü ist von seiner „Bildung" innerlich nicht berührt. Sie ist ihm ja auch nicht auf dem Boden zugekommen, auf dem in erster Linie eine gefestigte Persönlichkeit erwächst: auf dem Boden der Familie. Denn gerade der Bildung, die ihm etwa dort, auf dem Boden seiner Familie, die er parvenühaft verachtet, hätte werden können, hat er ja höhnend und auf sein einseitiges Talent pochend den Rücken gekehrt. Und auch die Institutionen der Bildung, die lebendig wirksam und wirkliche Bildungsvermittler nur werden können in Verbindung und Uebereinstimmung mit den Lebensformen des Elternhauses, die Schulen nämlich, sieht der Parvenü losgelöst von allen substantiellen Lebensgründen der Persönlichkeit, wertet sie als weiter nichts denn Wissensvermittler, Vermittler von Einzelheiten, deren Summe zu wissen man dann als Bildung bezeichnet. So kommt der Parvenü zu einer Ueberschätzung der Schule, und zwar der losgelösten, verabsolutierten Schule. Aus einer Ueberbewertung der aus hochgezüchtetem Intellekt erwachsenen Werte und Einsichten zuungunsten einer aus dem Sein erwachsenen Gesinnung fließt das. Es ist noch immer Sache der Parvenüs gewesen, alles Heil von der Schule zu erwarten. Kein Wunder ist es deshalb, daß der Parvenü sich in ganz besonderem Maße in den Lehrerberuf eingedrängt hat. Ist doch die Schule der Ort, wo der Parvenü sich zunächst irgendeiner einseitigen Begabung, auf Grund deren er den Anspruch auf gesellschaftlichen Aufstieg erheben zu dürfen glaubt, bewußt wird. Die Karikaturen etwa des Volksschullehrers, die leider keine bloßen Karikaturen sind, sind weitgehend von parvenühaften Zügen durchtränkt. Vom Werke Gottfried Kellers bis zu dem von Knut Hamsun kann man den Zusammenhang zwischen Parvenügesinnung und Schulmeistertum verfolgen, von Martin Salander (der im übrigen dem freundlicheren Typ des Selfmademan näher steht) bis zu dem Parvenü und Schuldirektor Oliver im „Letzten Kapitel", dem sein prächtiger Bruder Schmied gelegentlich die Augen über sein substanzloses Schulmeister- und Emporkömmlingsdasein öffnen muß. „Lernen und immer lernen! Ueben und wieder üben" ist die schulmeisterlich-lebensfremde Devise Martin Salanders, der bemerkt, „daß keiner unserer... Jünglinge... vor dem Antritt des zwanzigsten Lebensjahres aus der staatlichen Lehre entlassen" werden soll. Diese Devise wird wohlgemerkt nicht für die gelehrte Schicht, sondern für das gesamte Volk eifervoll vertreten, das zu einem Volke von Bildungsphilistern zu machen der Parvenü berechtigtes Interesse hat. Wenn die ganze Kulturpolitik in die Hände von (etwa, wie in Rußland, marxistischen) Parvenüs gelegt ist, dann werden alle die Persönlichkeit an der Wurzel packenden Faktoren ausgeschaltet. Die Familie verschwindet als Bildungselement. Es bleibt die Schule genannte Organisation. Weitgehend beherrscht heute der Parvenü das Feld der Schüler- und Studentenschaften. Der Fach- und Examensstudent, zweifellos auch zu einem guten Teile durch die furchtbare materielle Not unserer Tage kreiert, rekrutiert sich gleichwohl zum weitaus größeren Teile aus Parvenüs, die eine falsche Bildungspolitik der Nachkriegszeit durch Beihilfen und Stipendien mit Gewalt hochgeschoben hat. Die Hochschule als universitas litterarum, das ist ein Kapitel, von dem der auf Fach-Examen und „Aufstieg" starrende akademische Parvenü nichts versteht.

*

Wenn ein Parvenü auch sonst nirgends zu erkennen ist, seine Stellung zur Kunst wird ihn verraten. Ein ursprüngliches Verhältnis zur Kunst hat der Parvenü nicht. Er sieht aber, daß die Menschen, zu denen er streberisch emporgestiegen ist und mit denen er Gleichberechtigung erstrebt, meist infolge generationenalter Kulturverpflichtung ein enges Verhältnis zur Kunst haben. Die Kunst repräsentiert hier einen Lebenswert. Für den Parvenü dagegen bedeutet sie nichts. Sie ist ihm eine der Unbegreiflichkeiten der neuen Welt, in die er durch sein Strebertum und sein einseitiges Talent Eingang

gefunden hat, der gegenüber es gilt, sich „richtig zu benehmen". Gemimtes Kunstverständnis und gemimte Kunstliebhaberei sind die Folge. Gleichsam wie der Parvenü bei Tisch auf die anderen sieht, um bei seltsamen Geräten, die ihm da begegnen, die richtige Haltung einzunehmen, so sieht er im Konzert, im Theater, vor einem Gemälde, bei einer Dichtung nicht auf das Kunstwerk, sondern auf den Mitmenschen, um eine Haltung einzunehmen, die er aus sich heraus nicht zu finden vermag. Denn wenn es nach ihm ginge, so wäre ihm nichts gleichgültiger als dieser langweilige Kunstgegenstand. Der Parvenü muß dem Kunstwerk gegenüber immer um sich selbst und seine eigene Haltung besorgt sein, und er kommt schon aus diesem Grunde niemals zu einem wirklichen Erfassen des Kunstwerkes. Der Parvenü tritt an jedes Kunstwerk zunächst mit der bangen Frage heran: wie habe ich darauf zu reagieren? Mit welcher geistreichen Aeußerung kann ich jetzt Eindruck machen? Der Parvenü kann überhaupt ein Kunstwerk nicht genießen, sondern muß immer gleich etwas sagen oder sich überlegen, was er vielleicht sagen könnte. Man denke z. B. an jene Lehrerin in Thomas Manns „Wunderkind", die sich während eines ganzen Konzerts eine kluge Bemerkung überlegt, die sie hinterher auch wirklich anbringt. So kommt der Parvenü meist gar nicht dazu, das Kunstwerk zu Ende zu genießen, weil er immer gleich ein in Worte faßbares Ergebnis sucht und auch findet, das ihn in der Geltung bei seinen Mitmenschen wieder um eine Stufe vorwärtsbringt. Denn der Aufstieg, das ist der Götze, dem der Parvenü hörig ist. Ein Vergleich zwischen der natürlich amusischen Haltung mancher ordentlicher Bürger (bei Thomas Mann etwa) und der krampfhaften Kunstliebhaberei der Parvenüs zeigt deren ganze Substanzlosigkeit. Beide finden vielleicht den Kitsch schön, aber der gewöhnliche amusische Bürger, ohne dabei kunstkennerischen Ehrgeiz zu hegen, der Parvenü dagegen in der Ueberzeugung, mit seiner Kitschliebhaberei höchstes Kunstverständnis zu offenbaren. Irgendwie aber muß der Parvenü immer sein Kunstverständnis bezeigen, sei es auch nur durch die harmlose stereotype Frage Hugo Weinschenks an Gerda Buddenbrook: „Was macht die Geige?" — So sehr ist übrigens gleichwohl der Parvenü vom Werte der Kunst für das — zum mindesten gesellschaftliche — Fortkommen überzeugt, daß es ihm dringende Notwendigkeit zu sein scheint, die Kunst zu verbreiten und zu popularisieren. Die Parole, daß die Kunst ins Volk verbreitet werden müsse (Keller nennt es sehr aktuell „Demokratisierung der Kunst") tritt überall dort ein, wo Parvenügesinnung im Volke und unter seinen Führern sich ausbreitet, wo man am Erlebnis des Kunstwerkes deshalb, weil es als Zeichen von Vornehmheit gilt, teilhaben möchte, ohne doch die Voraussetzungen in Gestalt der nötigen Erlebnisfähigkeit und in manchen Fällen der Bildung zu besitzen, Voraussetzungen, die eben meist erst auf Grund von generationenlanger Kulturverbundenheit bestehen. — Wenn der Parvenü sich selbst als Künstler betätigt, dann sind Manier und Verantwortungslosigkeit die beiden Pole, um die sein Künstlertum kreist. Es ist nicht wie echtes Künstlertum in sich genugsam, sondern Mittel — zum Zwecke des Aufstiegs des Parvenüs.

Wenn „jemanden lieben" bedeutet „für jemanden da sein in der Weise, daß man von ihm her ist" (Gogarten, Politische Ethik, S. 100), wenn man Liebe geradezu als „nicht recht behalten wollen" umschrieben hat, dann ergibt es sich von selbst, daß der Parvenü zu echter Liebe nicht imstande ist, weil er dann ja absehen müßte von seinem Aufstieg, absehen müßte von seiner Karriere. Die Liebe und die Ehe des Parvenü sind weiter nichts als ein Bestandteil seiner Karriere. Unabhängig von diesem Streben nach Aufstieg bleibt allenfalls der Sexus, der, losgelöst von der Liebe, sein ungehemmtes Eigenleben führt. An den Parvenüs bei Heinrich Mann wird das ersichtlich. Wie der Parvenü den Kinobetrieb echtem Miterleben eines Dramas im Theater vorzieht, so „betreibt" er auch die Liebe — sei es als Mittel gesellschaftlichen Aufsteigens (durch seine Ehe), sei es als Mittel zur Befriedigung seiner materiellen Bedürfnisse. Und

Betrieb an Stelle von Erleben gibt es für den Parvenü auch dort, wo es um die Grundlage, wo es um die Frage nach Gott, Religion und Glauben geht. Der Parvenü hat keine Religion, sondern er betreibt sie, wenn es ihm angängig und für seinen Aufstieg nützlich erscheint. Man macht heute manchmal unseren Kirchen den Vorwurf zu großer äußerlicher Betriebsamkeit. Man hat erst jüngst erlebt, wohin es führt, wenn man den Religions„betrieb" auf christliche Zentralbanken ausdehnt. Vornehmlich der Parvenü kann das fertig bringen, dem die Religion ja nie mehr als ein Mittel zum Zweck der Karriere und des Gelderwerbes war. Ob nun ein Parvenü durch Tischgebet, Gesangbuch und Kirchenbesuch seinen neu erworbenen gesellschaftlichen Stand vor allen Leuten betonen will, oder ob er die Kirche als Wirtschaftsunternehmen in den Dienst auch seines materiellen Aufstiegs stellt, das ist kein Qualitäts-, nur ein Rangunterschied. Je weniger die Religion auf Glauben und Bekenntnis wurzelndes Erleben ist, desto farbloser wird sie, ein Grund, warum der Parvenü den Betrieb weltweiten Christentums und ökumenischer Bewegung offenen Sinnes begrüßt. Andererseits dürfte der Parvenü auch in der jungen kulturfeindlichen Theologengeneration ein nicht unbeträchtliches Kontingent stellen, weil es ihm, der ja niemals zu den Werten der Kultur ein echtes Verhältnis gehabt hat, ja leicht fallen wird und bequem sein muß, dies alles unbesehen über Bord zu werfen.

Friedrich Kottje

Götzendämmerung in der Naturwissenschaft

Unter allen geistigen Wandlungen und Umbrüchen der großen Krisenzeit, in der wir stehen, ist ohne Zweifel die bedeutungsvollste und folgenschwerste, zum mindesten auf lange Sicht hin, die neue kritische Besinnung, die sich von den Naturwissenschaften her anbahnt. Ganz langsam, an der Oberfläche kaum sichtbar und doch unaufhaltsam fortschreitend, geht diese Wandlung vor sich. Von einer breiteren Strömung kann noch lange nicht geredet werden, denn da diese Wandlung nicht die Arbeitsmethoden der Wissenschaft betrifft, sondern nur die Beurteilung ihrer letzten prinzipiellen Grundlagen, ist es zunächst nur ein kleiner Kreis der in vorderster Front stehenden kritischen Köpfe, in denen der Umbruch sich vollzieht. Ja, nur ganz wenige übersehen bereits den ganzen Umfang und die innerste Bedeutung der Grundlagenkrisis, in der heute die Naturforschung steht. Bei der heute so unselig weit getriebenen Spezialisierung der Forschung versteht einer den andern nicht mehr: der Mediziner und Biologe besitzt meist nicht die notwendigen mathematischen Kenntnisse, um die Ergebnisse und Forschungen der heutigen, erstaunlich hoch entwickelten theoretischen Physik beurteilen zu können, und dem Physiker fehlt wieder die Vertrautheit mit der ganz andersartigen Problematik des Organischen, bei beiden aber vermißt man meist infolge der oberflächlich positivistischen Einstellung der ablaufenden Epoche die umfassende erkenntnistheoretisch-philosophische

Besinnung. Aber immer stärker geht doch der Zwang zum Umdenken von den neu herausgestellten Tatsachen und Problemen aus.

Auf den Kern gesehen, bedeutet die Wandlung, die sich vollzieht, eine Götzendämmerung für den mechanistischen Monismus, dessen Prinzipien und Forschungsideale 300 Jahre lang als treibende Kraft dem naturwissenschaftlichen Denken zugrunde lagen und jede naturwissenschaftliche Weltanschauung maßgeblich bestimmten. Und nicht nur das naturwissenschaftliche Denken, sondern Wissenschaft und Weltbild der Neuzeit und des modernen Menschen überhaupt sind von daher entscheidend und tiefgehend beeinflußt worden, denn zweifellos haben ja Naturwissenschaft und die Technik, die ihr entwuchs, unserer Welt, auch der geistigen, das Gepräge gegeben. Umwelt und Atmosphäre des modernen Lebens sind von ihnen geschaffen worden; eine durch und durch positivistisch-naturalistische Welt- und Lebensauffassung, die jedes Organ für das Metaphysische verloren hat, bildet den geistigen Fundus des Zivilisationsphilisters von heute. Für das große Geheimnis und Wunder des Daseins und des Lebens außer uns und in uns fehlt meist jede unmittelbare Empfindung, aber zu den „Wundern der Technik" wallfahrtet man wie im Mittelalter zu den Heiligenbildern und gerät dabei in fast religiösen Begeisterungsersatz. Und prüfen wir diejenigen, die heute noch idealistische Geistesrichtung und religiöse Gesinnungen vertreten, auf Herz und Nieren, wie wenig echten Glauben und echte Ueberzeugung finden wir da noch hinter den hochtrabenden Worten, echtes Ueberzeugtsein von dem transzendenten Ursprung und einem transzendenten Ziel des Lebens.

Insofern ist die Wendung, die sich jetzt vorbereitet, von ausschlaggebender Bedeutung für eine grundlegende Neugestaltung unseres ganzen Weltbildes, dessen Rückwirkung auch auf unsere praktische Einstellung zu Welt und Leben nicht ausbleiben dürfte. Sie ist jedenfalls von ganz anderem Gewicht als die vielen Spiegelungen weltanschaulicher Problematik, wie sie in Zeiten einer übersteigerten und in Fäulnis geratenen Zivilisation dem fessellosen Intellekt geistreicher Literaten entspringen. Hier lösen nur Schlagworte und Modelaunen einander ab in immer nervöseren Zuckungen, die nicht über den Tag hinaus wirken.

Es geht nun leider über die Möglichkeiten eines knapp skizzierenden Aufsatzes, der sich an eine nicht fachliche Leserschaft wendet, hinaus, ohne weiteres in eine Diskussion etwa der Schwierigkeiten und Probleme einzutreten, die dem mechanisch-kausalen Denken in der neueren Quantentheorie erwachsen sind. Abgesehen von einer gewissen Vertrautheit mit dem physikalischen Tatsachenkomplex der Atomphysik, sind dazu auch die mathematischen Kenntnisse erforderlich, die zum unentbehrlichen Handwerkzeug der theoretischen Physik gehören und die in diesem Falle sich zum wenigsten bis zur Theorie der Differentialgleichungen erstrecken müssen. Kein Wunder, daß so viele vage und abenteuerlichen Vorstellungen und Urteile über die neuere Atomtheorie kursieren.

Es ist aber nicht zu schwierig und erfordert keinen großen fachlichen Apparat, um an Hand einer philosophisch-historischen Kritik der sehr simplen Grundlagen mechanistischen Denkens in der früheren Physik bis zu dem Punkte hinzuführen, von dem aus die Selbstzersetzung dieses Denkens und mit ihr die innere Notwendigkeit der neuesten Wendung der Physik verständlich wird. Das soll hier mit wenigen andeutenden Strichen zu skizzieren versucht werden.

Friedrich Kottje

Demokritische und dynamische Physik

Streng mechanistische Vorstellungs- und Denkweise sehen wir vom ersten Augenblick an, wo sie ihre bewußte theoretische Formulierung in der Atomtheorie Demokrits findet, an der Vorstellung den starren, geometrisch scharf begrenzten Körper orientiert, die als das „Seiende", „Raumerfüllende" dem „leeren Raum" als dem „Nichtseienden" gegenübergestellt werden. Sie werden in Gedanken zu winzig kleinen Körperchen pulverisiert, die als letzte unveränderliche, ewige Gegebenheiten gelten und die neben dem rein statischen Sein ihrer starren Raumerfüllung als einzige dynamischen Eigenschaften die Fähigkeit der Bewegung und die Wirkungsmöglichkeit des Stoßes und Druckes bei der „Berührung" besitzen, Fähigkeiten, die ihre „Substanz", ihre „Masse" unverändert lassen; bei der Homogenität des „leeren Raumes" ist es ja völlig gleichgültig für sie, an welchem „Ort" sie sich befinden.

Auch die Mathematik ist von Hause aus eine Metrik der starren Körper, von dem statisch-plastischen Denken der Griechen in klassischer Form entwickelt. Scharfe „Begrenzung" und homogenes Raumkontinuum sind seine Grundlagen. Die „Elemente" der Geometrie, die Punkte, Linien, Flächen ... sind nichts als die abstrahierten „Grenzen" der starren Körper. Daß diese Abstraktionen und ihre Idealisierungen in den streng mathematischen Anschauungen und Begriffen nur auf der Basis einer allem gegenständlichen Vorstellen und Denken apriorischen Raumanschauung möglich sind, diese erkennistheoretische Frage möge hier unerörtert bleiben.

Diese rein statische Mathematik der Antike blieb notwendiger Weise völlig unfruchtbar für die mathematische Beschreibung physikalischer Vorgänge, weshalb es im Altertum nicht zur Begründung einer exakten Naturwissenschaft kam (von ganz geringfügigen Ansätzen abgesehen). Zwischen ihr und der demokritischen Atomtheorie kam es zu keiner fruchtbaren Wechselwirkung, und so blieb das ganze mechanistische Denken im Altertum rein abstrakte Theorie ohne jede praktisch-erfolgreiche Anwendung auf die Erfahrung.

Erst die geniale Wendung der Mathematik seit Descartes mit der Einführung des Funktionsbegriffs und dem daran sich bald anschließenden ebenso genialen Ausbau der Infinitesimalrechnung begründete eine quasi-dynamische Mathematik, die fähig war, zu einem wirksamen Instrument von wunderbarer Präzision für eine mechanistische physikalische Forschung zu werden. Grundlegend für diese auf die physikalischen Erscheinungen angewandte Mathematik war dabei die Einführung einer präzise gemessenen Zeit als unabhängiger Variablen, als einer quasi vierten Dimension. Auf der einfachen Grundlage der Definition der Geschwindigkeit als dem ersten, der Beschleunigung als dem zweiten Differentialquotient nach der Zeit und der Kraft als Produkt von Masse und Beschleunigung baute sich nun die neue Physik auf als Lehre der Statik und Dynamik von „Massepunkten" und starr verbundenen Systemen von Massepunkten. Ihr Ideal war, alle Veränderungen in der materiellen Natur als mathematisch-gesetzmäßige (d. h. in strengster Funktionalität zur Zeitvariblen) Aenderungen des Bewegungszustandes von Massepunkten bzw. „Korpuskeln" darzustellen. (Kontinuierliche Raumzeitbeschreibung.) Wie die Differentiation einer stetigen Funktion die Möglichkeit gibt, für einen beliebigen Punkt der betreffenden Kurve Richtung und Krümmungsmaß zu bestimmen, so gestattet eine Differentialgleichung in der Mechanik Richtung und Bewegungsgröße eines bewegten Masseteilchens in jedem Punkte seiner Bahn einem korrespondierenden Zeitpunkt eindeutig zuzuordnen.

Bezeichnend für das an der Welt der starren Körper orientierte mechanistische Denken des menschlichen Intellekts war es nun wieder, daß sich mit der neuen mathematischen Physik auf lange Zeit hinaus die alten demokritischen Vorstellungen und Begriffe verschmolzen. Obwohl der neue physikalische Begriff der „Masse" eine rein dynamische Kapazitätsgröße darstellte, nistete sich in ihm doch gleich ganz unbewußt der unserem dinghaften Denken so geläufige Stoff- und Substanzbegriff im Sinne einer starren, massiven Raumerfüllung ein, schien doch „Masse" direkt proportional einer solchen substanziellen Raumerfüllung zu sein. Alle Vorstellungen von „Partikelchen" in der Physik der Neuzeit, von den Korpuskeln des 17. Jahrhunderts über die Erneuerung der Atomtheorie zu Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Vorstellung des starren kugelförmigen Elektrons, was waren sie anderes als immer nur Neuauflagen der demokritischen Atome! Die letzten Elemente der physikalischen Wirklichkeit blieben kleine starre Körperchen, die unteilbar und unveränderlich sein sollten. Trotz all der naiven Widersprüche, mit denen diese Vorstellungen belastet waren, besonders angesichts der radikalen Abstraktion von allen sinnlichen Qualitäten, die die exakte Wissenschaft forderte, behaupteten sie sich zähe bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Daher auch das zähe Sträuben gegen alle sogenannten „Fernwirkungen" der Partikelchen durch den „leeren Raum" hindurch. Anziehung und Abstoßung, sowie eben überhaupt alles echt Dynamische, das schlechterdings aus einer starren raumerfüllenden Substanz nicht abzuleiten ist, erschien als etwas Mystisches, das man nur als ein Vorläufiges, noch zu Erklärendes hinnahm. Wie sollten starre Partikelchen dazu kommen, „Kraftfelder" aus sich heraus zu entwickeln? Wie sollten sie anders aufeinander wirken können als nur bei der Berührung, in Druck und Stoß? Schon die Spannungsenergie, die die Elastizität darstellt — und die man notgedrungen den Urkorpuskeln zugestehen mußte, wollte man die Erhaltung der Energie gewährleisten — war für dieses statische Denken ein unverdaulicher Brocken. Daher auch das Staunen über das „Rätsel" der Gravitation, die zunächst in der demokritischen Mechanik des 17. Jahrhunderts ein Fremdkörper blieb, obwohl darin die „Masse" ihre rein dynamische Realität erst völlig bekundete als bloßes dynamisches Pendant zu ihrer Trägheitsreaktion. Bezeichnend auch, daß erst nach dem völligen Ausbau der analytischen Mechanik am Ende des 18. Jahrhunderts bzw. Anfang des 19. Jahrhunderts der rein dynamische Potentialbegriff durch Laplace eingeführt wurde, der sich dann für die Theorie der Vektorfelder (Kraftfelder) so fruchtbar erwies, die ihrerseits die theoretische Grundlage des Elektromagnetismus wurden.

Erst mit dem Ausbau der Elektrodynamik beginnt die Physik alle primitiv demokritischen Vorstellungen zu verabschieden und die rein statischen Vorstellungen von raumerfüllender Substanz und „leerem Raum" aufzugeben. Damit bahnte sich eine Wendung von außerordentlicher Tragweite an; die „Partikelchen" verlieren ihren indifferenten statischen Charakter, um zu Quellpunkten von „Kraftfeldern" zu werden; ihre „Masse" erweist sich als die rein dynamische Reaktion ihrer magnetischen Feldwirkung. Nicht Masse, sondern elektrische Ladung macht die physikalische Realität dieser Quellpunkte aus. Zugleich gewinnt der „leere Raum" eine eminente dynamische Realität; das Vakuum wird zum gerichteten Spannungsfeld. Damit fiel ein anderes Bollwerk plump mechanistischer Vorstellung demokritischer Prägung: die Hilfskonstruktion des „Aethers" als eines elastischen Mediums atomistischer Konstitution. Die physikalischen Unmöglichkeiten und Widersprüche, die aus dieser naiven Vorstellung folgerten,

beschleunigten ihre Zersetzung, bis die elektromagnetische Lichttheorie von Maxwell ihr den Rest gab.

Diese Entwicklung hat nun ihre Krönung und einen gewissen Abschluß gefunden durch den in den letzten Jahren gelieferten experimentellen Nachweis, daß die Translationsbewegung des Elektrons (für das Proton ist der Nachweis auch voriges Jahr erbracht worden) nicht die Fortbewegung eines starr mit sich selbst identisch bleibenden Partikelchens im Sinne unserer naiven „Ding"vorstellung ist, sondern die Fortpflanzung eines rasch wechselnden Spannungszustandes darstellt, also in der Sprache physikalischer Symbolik als „Welle" zu bezeichnen ist. Sie ist zwar aus verschiedenen Gründen, die hier unerörtert bleiben mögen, nicht ohne weiteres der Lichtwelle gleichzusetzen, aber in bezug auf Brechung, Beugung, Polarisation usw. verhält sie sich ganz ähnlich.

Grundlagenkrisis und Neuorientierung in der modernen Atomphysik

Im innersten Zusammenhang mit dieser Entwicklung erfolgte der völlige Zusammenbruch der alten Korpuskularmechanik durch den Ausbau der Quantentheorie in ihrer Anwendung auf die Probleme der Atomdynamik. Zuerst schien es so, als ob das alte mechanistische Denken in Massepunkten auch hier restlos triumphieren sollte. Die einfachen Gesetzmäßigkeiten der Mechanik der Himmelskörper schienen auch die Bewegungen der kleinsten Urteilchen, der Elektronen, zu beherrschen, die Atome schienen sich als submikroskopische Planetensysteme darstellen zu lassen. Die Anwendung der Quantenbedingung auf die atomaren Energieniveaus, wie sie in den Postulaten von Bohr ihren Ausdruck fanden, gab allerdings harte Nüsse zu knacken und verwickelte diese Theorie in die peinlichsten Widersprüche mit den Fundamenten der Mechanik wie auch der Elektrodynamik, aber im ersten Rausche großer Erfolge in der theoretischen Ausdeutung der spektroskopischen Daten nahm man das nicht so tragisch und tröstete sich mit der Hoffnung, daß diese Widersprüche bald ihre rationale Auflösung finden würden. (Dabei hätte allein die Tatsache, daß diese „Planetensysteme" trotz etwa 100 Millionen Zusammenstößen in der Sekunde (bei Gasen) eine wohl definierte, systematische Ordnung unerschütterlich beibehalten, die Unsinnigkeit solch naiv mechanischer Vorstellungen deutlich genug machen können.)

Die Auflösung erfolgte bald (seit 1925), aber in dem Sinne, daß die prinzipielle Unvereinbarkeit der atomdynamischen Quantentheorie mit allen primitiv anschaulichen mechanistischen Vorstellungen endgültig herausgestellt wurde. Mit innerer Konsequenz erfolgte diese Wendung zum Teil in direktem Zusammenhang mit der oben angeführten dynamischen Auflösung der korpuskularen Natur des Elektrons. Indem Schrödinger die de Broglie'sche Beziehung, (die der Masse des Elektrons in derselben Weise eine bestimmte Wellenlänge zuordnet, wie man umgekehrt vorher bereits auf Grund der relativistischen Gleichsetzung von Masse und Energie der Lichtwelle einen Massenimpuls zugeordnet hatte) in die allgemeine Differentialgleichung einer Sinus-Welle einsetzte, gelangte er auf höchst einfache Weise zu seiner Grundgleichung der Atommechanik, die der Ausgangspunkt für eine erfolgreiche exakte Beschreibung atomdynamischer Gesetzmäßigkeiten wurde. (Die gleichzeitig von Heisenberg entwickelte, höchst abstrakte Theorie ist der Schrödingerschen mathematisch äquivalent.) Auf Einzelheiten einzugehen, ist hier unmöglich. Es gilt hier nur, die großen Ergebnisse und ihre innere Bedeutung kurz herauszustellen. Mit voller Evidenz ergab sich die prinzipielle Unmöglichkeit, die

Schwingungen der Elektronen im Atom als Schwingungen eines Massepunktes in kontinuierlicher Raumzeitbeschreibung nach dem Vorbild der klassischen Mechanik darzustellen. Der diskontinuierliche Charakter der Energieübertragung läßt keine punktanalytische Beschreibung, sondern nur noch eine Art ganzheitliche Auffassung des Schwingungsvorganges zu. Operiere ich fiktiv mit der Vorstellung des individuellen Partikelchens, so vermag ich dessen Bahn nicht raumzeitlich zu fixieren, bzw. es besteht dann eine Unbestimmtheitsrelation zwischen Impulskoordinate und Raumkoordinate, so daß also einem bestimmten Impuls kein bestimmter Ort und einem bestimmten Ort kein bestimmter Impuls zugeordnet werden kann. Für Zeit und Ort der Energieübertragung entsteht also eine Zone der Unbestimmtheit, ein bloßes Wahrscheinlichkeitsfeld. Daher auch der statistische Charakter der neuen Quantentheorie. Mit all dem ist denn auch notwendig der prinzipiell unanschauliche Charakter dieser Theorie gegeben. Jede Verknüpfung mit der gewöhnlichen Anschauung ist unmöglich geworden. Die Exaktheit funktionaler Beschreibung erfordert den Uebergang zur äußersten mathematischen Abstraktion mit n-dimensionalen Mannigfaltigkeiten.

Damit ist alle (mechanistische) Korpuskularmechanik alten Stils endgültig zusammengebrochen; das Denken in Massepunkten entstammt einem ganz oberflächenhaften Aspekt der Materie, der in der Tiefe, in den Grundlagen seine Bedeutung verliert. Keine statischen Urelemente bilden die Grundlage des materiellen Geschehens, sondern rein dynamische, unteilbare Rhythmen, die sich nur ganzheitlich beschreiben lassen. Die neuen Forschungen zur chemischen Kinetik und zum Valenzproblem haben ein überraschendes Licht auf die grundlegende Bedeutung geworfen, die diese atomaren Rhythmen für die Wechselwirkungsenergie der Atome spielen, indem sich diese zu einem großen Teil wenigstens als eine Funktion solcher atomaren Eigenschwingungen darstellen läßt.

Mit dieser Ausmerzung der letzten Reste demokritischer Mechanik vollzieht sich auch eine Götzendämmerung für den Begriff der mechanischen Kausalität, der sein anschauliches Leitbild und damit seine scheinbare Selbstverständlichkeit verliert. Mit der Unmöglichkeit einer rigorosen Determination von Ort und Zeit des Geschehens und der Notwendigkeit eines Uebergangs zu statistischen Methoden ist in der Beziehung alles schwankend und problematisch geworden. Um so mehr aber gewinnt in der modernen Atomdynamik ein Begriff an Bedeutung und Gewicht, der im Denken des früheren mechanischen Monismus kaum einen Platz hatte, nämlich der der Ordnung und Systematik im Aufbau der Materie. Eine geordnete Systematik vermochte der mechanistische Atomismus nie zu begründen. Er führte konsequent zu Ende gedacht unausweichlich zum demokritischen Chaos, das bei aller rigorosen kausalen Determination des Einzelgeschehens jede Gesetzmäßigkeit im großen, jede systematische Ordnung, Gruppierung und Gliederung, also jede wahrhafte Gestaltung ausschließt. Der Aufbau der atomaren Welt dagegen weist in steigendem Maße eine Reihe von Ordnungsprinzipien auf, die stabile Gliederung und Systematik erst möglich machen. Ich kann hier leider auf Einzelheiten, wie auf die Frage nach der Ursache für die Stabilität der Grundniveaus, auf das Pauli'sche Ausschließungsprinzip u. dgl. m. nicht eingehen und muß mich mit diesem Hinweis begnügen. Auch die erstaunlich hochgradige Konzentration von Energie in den Atomkernen, die in der großen „Packungsdichte" und der großen „Masse" der Protonen zum Ausdruck kommt und die dem Grundgesetz der Elektrostatik direkt widerspricht, weist auf noch unbekannte Aufbaugesetzmäßigkeiten von übermechanischer Natur. Indem diese inneren Kernkräfte weit schneller nach außen hin

abfallen als die dem einfachen Entfernungsgesetz folgenden Gravitations- und elektromagnetischen Felder es tun, scheinen sie in erster Linie mit die hochgradige Konzentration und auch die Individualisierung der Atomkerne zu begründen.

Vom physikalischen zum biozentrischen Weltbild

Im Gegensatz zu dem überwundenen mechanistischen Monismus, der von starren Ur-Teilchen als ewigen Gegebenheiten ausging, die in einem ebenso ewig gegebenen leeren Raum als ihrem indifferenten Behälter sinnlos herumwirbelten, um zufällige Assoziationen zu bilden, wird für die moderne Physik immer mehr die Frage nach der Materie und Raum allererst konstituierenden energetischen Differenzierung akut, die zugleich in individualisierender Konzentration Gestaltung und Gliederung setzt. Damit führt die Physik bis an die Grenzen der Metaphysik. Den Zerstreuungs- und Zerstrahlungsprozessen der materiellen Energie geht offenbar ein schöpferischer Differenzierungsprozeß voran, der dem Aufziehen einer dann automatisch ablaufenden Uhr zu vergleichen wäre. *) Nur dieses Gewordene und Zerfallende ordnet sich den Kategorien unserer gegenständlichen Raumintelligenz ein, deren Vorstellungs- und Denkformen in einer ursprünglichen Korrespondenz zu diesem mechanisierten und mathematisch bestimmbaren Sein im Raume stehen.

Aus dieser ursprünglichen Korrespondenz allein erklären sich die apriorischen Grundlagen dieses „im Raume", in der Sphäre abstraktester Gegenständlichkeit denkenden Intellekts mit seinen mechanistischen Denkformen. Allerdings geht die Materie, wie die moderne Physik immer deutlicher herausstellt, nicht restlos in die „cadres" der Intelligenz ein. (Bergson.) Je mehr sich die Forschung den Ursprüngen nähert, um so mehr zeigt sich, daß das dynamisch Wirkliche durch die Maschen des statischen Vorstellens und der rein geometrischen Determination hindurchschlüpft, (à travers les mailles de la nécessité, wie Bergson es schon vor Jahrzehnten so schön und treffend formuliert hat) von dem schöpferischen Impuls zeugend, dem auch sie ihr Dasein verdankt. Je abstrakter die Darstellungsmittel der theoretischen Physik werden, je mehr sie gezwungen ist, mit aller Anschaulichkeit zu brechen, um so deutlicher tritt die Diskrepanz zwischen der reinen Dynamik der Wirklichkeit und dem immer symbolischer werdenden Denkbild von dieser Wirklichkeit hervor. Kein bestimmtes System von mathematischen Gesetzen liegt der Natur als eine objektive Naturordnung zugrunde, sondern die vielen von konventionellen Festsetzungen und Gesichtspunkten abhängigen mathematischen Darstellungsmöglichkeiten drücken nur die allgemeine Verfallstendenz eines Geschehens aus, das einem wesenlosen Automatismus zustrebt. Nur die unreduzierbaren Konstanten der Gleichungen der Physik entstammen einem objektiven Ordnungsgerüst, das sich immer mehr zu entschleiern beginnt.

Wie diese Ueberwindung des mechanistischen Monismus im Zusammenhang mit einer neuen erkenntnistheoretischen Besinnung notwendig zu einer biozentrischen Metaphysik hinführt, kann hier nicht näher ausgeführt werden. Soviel aber möge noch ohne nähere Begründung hervorgehoben werden, daß die rein qualitativ-schöpferischen Differenzierungsprozesse organischer und seelischer Entfaltung, die nicht wie die physika-

*) Es ist höchst interessant, zu sehen, wie die moderne Astrophysik bereits auf Grund von zahlreichen Tatsachen und Erwägungen zu einer ziemlich exakten Abschätzung der Zerstrahlungsdauer eines Sonnensystems gekommen ist, und wie man darüber hinaus mit einer endlichen Lebensdauer des gesamten raumzeitlichen Weltgeschehens zu rechnen beginnt.

lischen Energien quantitative Funktionalitäten des „Raumes" darstellen, in einer unreduzierbaren Polarität zu allem rein mechanisch-automatenhaften Geschehen stehen. Nur in den Grundlagen und Ursprüngen, in der metaphysischen Quelle, hängt das Leben mit der Materie zusammen. In dieser Region durchdringen sich die polaren Welten, und wenn wir die Feinfühligkeit des Lebendigen beachten (werden doch schon einzelne Lichtquanten von unserem Auge empfunden), so begreifen wir die in wunderbaren Ordnungsinstinkten wurzelnde Fähigkeit des Lebens, seine Organisationspläne in geradezu magischer Wandlung und Regulation bis in die letzten Quantenprozesse hinein zur Geltung und Durchführung zu bringen. Hier wird durch neue höhere Ordnungsfaktoren das materielle Geschehen in ganz bestimmte Bahnen geleitet und mit qualitativen Spannungen durchdrungen. Man beachte in diesem Zusammenhange auch die geradezu zauberhafte Wandlung der physischen Energien in unseren Sinnesorganen, die eine vollkommen eigengesetzliche Welt höherer qualitativer Differenzierung und Ordnung aufbauen, wodurch unsere gegenständliche Welt erst Sinn- und Ausdrucksfülle gewinnt (in Verbindung mit den Gestaltqualitäten unserer synthetischen Anschauung). Gerade das also, was die mathematisch-physikalische Betrachtungsweise ignorieren muß, was für sie keinen Erkenntniswert besitzt, das wird für die biologisch-psychologische Betrachtungsweise zu etwas sehr Wesenhaftem und für die metaphysische Betrachtung zu einem sehr ernsten und aufschlußreichen Problem.

Daß das speziell technische, mechanistisch-kausale Denken der menschlichen Raumintelligenz gegenüber den Problemen der Biologie vollständig und prinzipiell versagt, ist eine Erkenntnis, die heute bei allen Einsichtigen unter den Sachverständigen unerschütterlich feststeht und nur von bornierten Spezialisten mit gänzlich mangelhafter Allgemeinbildung nicht begriffen wird. (Selbstverständlich haben sie auch von den Wandlungen des physikalischen Weltbildes noch wenig begriffen.) Daher denn der „Fortschritt" der Biologie in der „Lösung" der Grundprobleme organischen Werdens und organischer Gestaltung nur darin besteht, daß für die Unbekannten X und Y usw. nur immer neue pompöse und geheimnisvoll klingende wissenschaftliche Termini geprägt werden. Man speist sich mit Worten ab wie in den Zeiten der Scholastik, nur mit dem Unterschied, daß ein Wust von ganz schief und kritiklos interpretiertem experimentellen Material mit solchen Schlagworten verbunden wird. Aber immer zahlreicher werden doch die ehrlichen Fachwissenschaftler, besonders auch unter Medizinern, die es wagen, die Dinge wieder beim rechten und einfachen Namen zu nennen und ehrfürchtig das schöpferische Prinzip des Lebens anzuerkennen und wieder von dem „inneren Schöpfer" (Liek) und dem „psychischen Ursprung des Lebens" (Braun) sprechen. *)

Damit soll natürlich nichts gegen den großen praktischen Wert der kausal-analytischen Forschung gesagt sein; aber auch diese wird um so fruchtbarer sein und nur dann ihre Ergebnisse verständnisvoll interpretieren können, wenn diese Interpretation von Prinzipien und Gesichtspunkten aus bestimmt wird, die allein eine tiefere erkenntnistheoretische und metaphysische Besinnung auf die Grundlagen des Lebens und der Materie zu liefern vermag.

Und auch die Einsicht in den bloß s e k u n d ä r e n o r g a n h a f t e n C h a r a k t e r u n s e r e r I n t e l l i g e n z gegenüber dem „inneren Schöpfer" und damit auch in den

*) Geh.-Rat Prof. Dr. H. Braun, Der psychische Ursprung des Lebens, Erkenntnis oder Glaube? (Verlag Springer, Berlin, 1931.) Ebenso wäre hier auf die Arbeiten von Prof. Dr. D. Kulenkampff hinzuweisen.

wesenhaften Unterschied von „Menschenplänen und Naturplänen" (J. v. Uexküll), die sich allein im instinktiven Handeln von der Einzelzelle bis zum Gesamtorganismus auswirken, beginnt sich bei unbefangen denkenden Biologen immer mehr durchzusetzen. Ich erinnere in dieser Beziehung an den schönen, von reifster und tiefster Einsicht zeugenden Artikel von J. v. Uexküll im Maiheft 1932 dieser Zeitschrift. Schon der alte Meister der Insektenkunde H. Fabre hat in seinen wundervollen Forschungen über die Instinkte der Insekten bis zur völligen Evidenz erwiesen, daß alle Versuche, diese Instinkte aus einer Akkumulierung individueller „Erfahrungen" zu erklären, von vornherein zum Scheitern verurteilt sind und nur als naiver Anthropomorphismus zu bewerten sind. Von diesen aus exaktester Analyse gewonnenen Einsichten her bahnt sich eine neue fruchtbare erkenntnistheoretische Kritik des vieldeutigen, äußerst problematischen Begriffs der „Erfahrung" an, die mindestens so bedeutungsvoll ist wie die Kantsche Kritik dieses Begriffes.

Das Ende des mechanischen Wahns

Was die bis um die Jahrhundertwende allgemein herrschende mechanistische Weltansicht den Anhängern einer teleologischen Naturbetrachtung vorwarf, daß diese nämlich einem naiven Anthropomorphismus entspränge, das läßt sich heute mit größerem Recht von den Konstruktionen des mechanistisch-kausalen und technischen Denkens der ganzen Neuzeit sagen, das seinen Siegeszug mit Galilei und Descartes begann. Diese rein technische Naturansicht war in Wahrheit der größte und plumpste Anthropomorphismus in der Geschichte des abendländischen Denkens. Er unterschob der ganzen Natur die Denkformen der technischen Intelligenz, wobei man den geradezu lächerlichen Widerspruch nicht bemerkte, die Natur als eine große Maschinerie darzustellen und diesem blinden und sinnlosen Automatismus dann zuzutrauen, den eitlen Homunkulus hervorzubringen, der diesem Mechanismus dann frei betrachtend mit seinem Intellekt gegenübersteht, seine Gesetze zu erkennen und willkürlich experimentierend und konstruierend in ihn einzugreifen vermag. Man bemerkte nicht, daß der radikale Mechanismus sich selber aufhebt und dadurch zu einer geradezu stupenden Dummheit wird. Dieses Zeitalter ist heute abgelaufen. Wir beginnen wieder uns auf die aller menschlichen Intelligenz überlegenen *metaphysischen Grundlagen* und Ordnungen der Natur zu besinnen, die einem gewaltigen technischen Bewältigungswillen unzugänglich bleiben und die aller Analyse und Konstruktion *Grenzen* setzen. Selbst auf dem ureigentümlichen Gebiet des menschlichen Intellektes, worauf alles technische Eingreifen und Handeln von Natur aus bezogen ist, auf dem der anorganischen Materie, beginnen diese Grenzen sich abzuzeichnen und es wird vielleicht nicht mehr lange dauern, daß wir auch hier die letzten technischen Möglichkeiten wenigstens in prinzipieller Hinsicht erschöpft haben werden. Merkwürdig, wie dieser ungeheuer entscheidungsvollen Wende des menschlichen Denkens und Fühlens parallel läuft ein völliges Versagen des rein mechanistischen Denkens in Wirtschaft und Politik und eine Erschöpfung der Entfaltungsmöglichkeiten eines blinden, ungezügelten, nur nach außen gerichteten Machttriebes. Ueberall tun sich Grenzen auf und zwingen zu ernster Besinnung, die zu neuer Ehrfurcht, zu neuer Religiosität und zur Weckung neuer ethischer Antriebe aus den metaphysischen Tiefen der Menschenseele führt. *)

*) Vergleiche hierzu des Verfassers Werk: *Illusionen der Wissenschaft*, eine notwendige Besinnung zur heutigen Kulturkrise. (Cotta, 1931.)

Albert Dresdner

Ein langobardischer Königsschatz

Im Laufe des jüngsten Halbjahrhunderts hat die germanische Altertumskunde, man darf wohl sagen, eine völlige Erneuerung erfahren. Unzählige Bodenfunde haben ihr Arbeitsmaterial in ungeahntem Maße bereichert; die Lebensformen, die Kultur und die Kunst der germanischen Völkerschaften wurden an ihnen in breitestem Umfange und mit immer schärferer Klarheit erkennbar, und das Arbeitsverfahren der Wissenschaft konnte sich an der Fülle der Denkmäler und an den durch sie gebotenen Vergleichsmöglichkeiten in fruchtbarster Weise befestigen und verfeinern. Die geschichtliche Entwicklung der germanischen Kunstformen wurde ermittelt; die Wege der germanischen Kultur, ihre Verzweigungen, der Kulturaustausch unter den germanischen Völkerschaften wurden aufgedeckt; die Begegnungen mit fremden Kulturen, deren Sitten, Technik, Kunstformen vom Germanentum eingeschmolzen wurden, traten nach und nach ins Licht und öffneten neue weite Horizonte. Es sei hier nur an einige jener Großfunde erinnert, die für den Fortschritt der Erkenntnis bahnbrechend geworden sind. 1881 wurde die berühmte, mehrere Jahrhunderte umfassende Fürstengrabstätte von Vendel im nördlichen Uppland in Schweden entdeckt. 1893 und 1898 wurden die großen langobardischen Grabfelder von Castel Trosino bei Ascoli und von Nocera Umbra freigelegt. 1904 wurde der erstaunliche Osebergfund dem Grabhügel der norwegischen Königin Aasa enthoben. Und die Reihe dieser Großfunde setzt sich fort: seit 1928 arbeitet Professor Sune Lindquist im Auftrage der Universität Uppsala auf dem Gräberfelde von Valsgärde nördlich von Uppsala, das an Bedeutung möglicherweise dem von Vendel gleichkommen wird.

Nun ist aus dem Süden des von dem Germanentume eingenommenen Raumes ein neuer Fund bekannt geworden, der an Pracht alles übertrifft, was bisher aus der germanischen Kultur auf uns gekommen ist, und der zugleich neue kultur- und kunstgeschichtliche Ausblicke erschließt. Es sind Schätze aus einem oberitalienischen Grabe, über dessen Freilegung leider nichts Näheres mitgeteilt wird; sie ist jedenfalls nicht nach wissenschaftlichem Verfahren vorgenommen worden. Sein kostbarer Inhalt ist nach London gelangt und dort gelegentlich einer Ausstellung vor zwei Jahren erstmalig gezeigt worden; doch konnte die Sammlung seitdem noch um weitere Stücke vermehrt werden, so daß sie jetzt im ganzen über sechzig zählt. Die Kunsthandlung, die über sie verfügt, hat neuerdings als Privatdruck einen schönen Katalog von ihr veranstaltet, in dem die Funde in guten Abbildungen wiedergegeben und kenntnisreich erläutert sind.

Die Wahrscheinlichkeit deutet darauf, daß es das Grab des 615 verstorbenen Langobardenkönigs Agilulf und seiner Gemahlin Theudelinde († 626) ist, das hier entdeckt worden ist. Auf einem Dolche findet sich die Inschrift „AGILVLF · GRACIA · DI (-DEI). VIR · GLOR (iosissimus) : REX : TOTIVS · ITAL (iae)"; eine ganz ähnliche ist auf einem Helm zu lesen. Die Worte „REX" und „VICTVRIA" kehren auf einer Reihe von Stücken wieder. Ein Dolch ist mit der Inschrift gezeichnet „THEODELENDA REG(ina) GLORIOSISSEMA". Es besteht also aller Anlaß zu der Annahme, daß hier Stücke aus dem persönlichen Besitze des Königspaares zum Vorschein gekommen sind, die ihnen in ihr Grab mitgegeben wurden. Denn die Langobarden hielten auch in Italien an dem altgermanischen Brauche fest, ihre Toten in aller Pracht ihrer Erscheinung und Lebensführung beizusetzen.

Sie waren, wie man weiß, im Jahre 568 von Alboin nach Italien geführt worden und hatten sich bald große Teile von Ober-, Mittel- und Unteritalien unterworfen.

Agilulfs Anspruch als König „totius Italiae“, von ganz Italien, zu gelten, wird durch Inschriften an früher bekannt gewordenen Stücken bestätigt. Es war ein viel umhergewandertes, ungebrochen wildes Volk, das auch auf dem gefährlichen Boden Italiens in Verfassung, Sitten und Kultur seine germanische Eigenart rein behauptete. Im Gegensatze zur Politik Theoderichs des Großen strebten sie eine Verschmelzung mit den unterworfenen „Römern" nicht an, pflegten keinen Umgang mit ihnen, drückten sie zu einer Unterkaste herab. Ihr Heidentum bewahrten sie, bis die bayerische Prinzessin Theudelinde, die König Authari (584—590) als seine Gemahlin folgte und die nach seinem Tode Agilulf „den Weisen" zu ihrem Gatten erwählte, ihnen das Christentum, und zwar in der athanasianischen, also rechtgläubig-katholischen Form brachte, die allerdings noch geraume Zeit mit dem Arianismus zu kämpfen hatte. Unser Fund, der im wesentlichen dem Ende des 6. oder eher wohl dem Anfange des 7. Jahrhunderts zuzuweisen sein wird, zeigt das Königspaar bereits als Christen; er enthält zwei Goldkreuze, und das Kreuz tritt auch sonst vielerorts an den Stücken auf. Aber er gehört nach den darin verwandten Gebräuchen und Kunstformen so ganz dem germanischen Kreise zu, daß er ein Zeugnis dafür bildet, mit welcher Festigkeit die Langobarden auch nach der Annahme des Christentums an ihrem germanischen Wesen festgehalten haben. Dabei ist aber doch die dichte Nachbarschaft des byzantinischen Reiches mit seiner alten hochgezüchteten Kultur und Kunst nicht ohne Einfluß geblieben; die Langobarden haben mancherlei Techniken und Formen von dort übernommen, und so stellt sich eine Kunst von eigenartigen Mischungsverhältnissen und von einem besonderen Charakter und Reiz dar.

Es ist ein wahrhaft königlicher Schatz, der diesem Fürstengrab entstiegen ist. Zu ihm gehören u. a. je zwei Diademe und Helme, ein Dutzend Schwerter, Dolche und Messer, darunter sowohl Ringschwerter wie auch eine Anzahl Schwerter vom Typus des Scramasax, des einschneidigen Kurzschwertes mit zweihändigem Griff, wie es z. B. Walthari (im Walthariliede) an seiner rechten Hüfte trägt. Ferner fanden sich in der Grabstelle ein Halsring und ein Trinkhorn, Schildbuckel, Gürtelschnallen, aufwändiges Pferdegeschirr, ein Paar Sporen und eine beträchtliche Zahl von Schmuckstücken verschiedener Art. Was bei der Durchmusterung vor allem als kennzeichnend ins Auge fällt, das ist die außerordentliche Kostbarkeit der Stücke. Die Diademe, Kreuze, Schildbuckel, Sporen und zahlreiche Schmuckstücke sind aus reinem Golde hergestellt— das eine Diadem hat ein Gewicht von 385, die Sporen ein solches von 407 Gramm —; an Beschlägen ist Gold überall im reichsten Maße verwandt. Daneben trägt zur Prachtwirkung der Stücke ihre umfängliche Verzierung mit Edelsteinen und besonders mit Email, gewöhnlich von dunkelroter Farbe, überwiegend in Zellenschmelz-, doch gelegentlich auch in Grubenschmelztechnik, in hohem Maße bei. Der hervorragende norwegische Altertumsforscher Haakon Shetelig erzählte mir von dem starken Eindruck, den er empfangen habe, als er in einem alltäglichen Londoner Raume diesen blendenden Märchenschatz vor sich ausgebreitet sah, und insbesondere hebt er in einem Aufsatz, den er unlängst in der Zeitschrift „Kunst og Kultur" über den Fund veröffentlicht hat, die Scramasaxe „mit dem schweren, vom Gebrauch blankgescheuerten Handgriff aus dickem Gold" als Prachtstücke hervor. Die Männer, die diese Arbeiten herstellten, waren Meister ihrer Kunst; daß es germanische Männer waren, unterliegt keinem Zweifel. Die Auffassung, die sich die germanischen Völkerschaften als kunstlose Barbaren vorstellt, ist ein längst überholtes Vorurteil; sie verfügten über die Ueberlieferung alter tüchtiger Metalltechnik; was ihren auf malerische Formauflösung und Formbewegung gerichteten Instinkten im Kunstgute der östlichen Welt entgegenkam, das nahmen sie gelehrig auf, und sie verstanden es, mit ihrer Gesinnung zu durchdringen und oft aus ihr zu erneuern. Noch war, wie Nils Åberg nachgewiesen hat, zur Langobardenzeit die gotische Goldschmiedekunst in

Italien nicht ausgestorben, und ein goldener Schildbuckel, der in dem Königsgrabe aufgefunden wurde, ist seinem Stil nach als gotisch anzusprechen. Im ganzen aber trägt sein Inhalt so deutlich langobardisches Gepräge, daß wir langobardische Goldschmiede als seine Meister werden annehmen müssen, und da ein großer Teil davon nach Haltung und Form eine zusammengehörige Familie bildet, so dürfen wir wohl an eine langobardische Hofwerkstatt denken, die die Stücke — oder wenigstens die meisten davon — dem Königspaare geliefert hat.

Sicherlich weist die verblüffende Prachtentfaltung nach Osten. Dort war ein alter Luxus zu Hause, der die germanische Phantasie wohl reizen konnte, und die selbstbewußten Langobardenfürsten wollten auch in ihrer Erscheinung und in ihrem Auftreten zeigen, daß sie den byzantinischen Machthabern nichts nachzugeben hatten. Daß man mit dem Nachbarreich in Austausch stand, bezeugt der schöne Goldaufsatz eines Kummets, der byzantinische Züge trägt, bezeugen die Formen einzelner Waffen und die figürlichen Darstellungen, mit denen mehrere Stücke geschmückt sind. Die Kunst der Germanen war ja von Hause aus rein ornamental, nicht darstellend; für darstellerische Aufgaben mußte man die Vorbilder leihen. Auf der Vorderplatte der großen goldenen Halskette sieht man den thronenden König zwischen zwei bewaffneten Kriegern; zu jeder Seite eilt eine Gestalt heran, die einen Helm bringt, gefolgt von einer geflügelten Figur, die eine Standarte mit der Inschrift „Victuria" trägt. Diese Darstellung kehrt ähnlich auf dem Goldbande eines Helmes wieder, und die Victorien erscheinen auch auf dem Goldbeschlage des Trinkhorns. Auf mehreren Stücken ist dann der König thronend oder stehend dargestellt; er erhebt den Arm und streckt die Finger wie zu segnender Gebärde aus. Auch die Königin wird wiederholt im Bilde gezeigt: mit langwallendem Haare, juwelengeschmücktem Diadem und Halskette.

Wenn so ein Schimmer östlichen Prunkes und Zeremonials in die langobardische Kultur fällt, so ist sie doch dadurch in ihrem germanischen Wesensbestande nicht angetastet worden, und sie stellt sich als nächster Verwandter der gleichzeitigen Kultur der Germanenstämme jenseits der Alpen dar. Die Hauptstücke weisen überwiegend jene germanische Tierornamentik auf, die sich seit dem 6. Jahrhundert verfestigt hatte und damals die Kunst des ganzen Germanenraumes beherrschte; nach den Stilbestimmungen von Bernhard Salin ist es der „erste" und der „zweite" Stil, in dem die langobardischen Goldschmiede arbeiteten. Besondere Aufmerksamkeit verdient die häufige Verwendung der Bandgeflechtornamentik. Ob diese dem antiken Formvorrate entstammt, ist umstritten; gewiß aber ist, daß die Germanen dies ornamentale Motiv sehr originell, kühn und mannigfaltig gestaltet und es seit dem zweiten Salinschen Stile zu einem Hauptträger ihrer Formgebung entwickelt haben. Herbert Kühn, der im Flechtbande eine Eigenschöpfung des Germanentums erblickt, sucht seinen Ursprung um 560 bei den Alamannen und Burgundern. In unserem Funde — und ebenso in anderen des langobardischen Kreises — hat es noch nicht die volle Entfaltung und die führende Stellung gewonnen wie später, allein der entscheidende Vorgang der Ornamentbildung selbst zeigt sich doch bereits vollzogen, und dadurch gewinnt die Auffassung Stütze, daß die langobardische Kunst als das Quellgebiet des Flechtbandes anzusehen und daß es von ihr aus zu den Germanenstämmen jenseits der Alpen bis zur Ostsee und nach Schweden gewandert ist. Diese Auffassung gewinnt dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß man nach der jetzt erschlossenen Kenntnis die Bedeutung der Langobardenkunst doch höher anschlagen muß, als man bisher pflegte. Denn der in der Germanenwelt bisher kaum erhörte Glanz des Hofes von Pavia muß weithin geleuchtet und sein Ruf muß sich schnell verbreitet haben. Haakon Shetelig hat, wie ich glaube treffend, darauf hingewiesen, daß von der Poebene aus sich das neue Ornament des Bandgeflechts und zugleich eine gesteigerte Neigung zu kostbarer und glanzvoller Ausstattung zu den germanischen

Völkerschaften Süd- und Westdeutschlands fortgepflanzt habe, mit denen das Langobardenreich schon durch die Herkunft der Königin Theudelinde aus Bayern in Verbindung stand. Und von dort setzte die neue Geschmacksrichtung ihren Siegeszug weiter fort bis zu den Ostseeinseln und zum skandinavischen Festlande. Damit würden die Vendelfunde und die ganze ihr verwandte Fundgruppe in ein neues kunstgeschichtliches Licht rücken, und der Stammbaum ihrer berühmten Prachthelme mit figürlichen Darstellungen, von denen ja der sogenannte Vendel-Odin allbekannt ist, wäre auf die Ausrüstungsstücke der Langobardenkönige zurückzuführen. Der Reichtum, den ihnen das eroberte Land zur Verfügung stellte, und die kulturgesättigte Atmosphäre, mit der sie hier in Berührung traten, üben auf das germanische Kunstvermögen eine befruchtende Wirkung aus, die es erstaunlich schnell in seinen Blutumlauf aufnimmt und aus der es die Kraft zu einem neuen nachhaltigen Aufschwung gewinnt.

Werner Bergengruen

Bücherschrank und Papierkorb

ABC-Bücher (Berlin, Düwell & Franke). Wohlfeile und zugleich wertvolle Buchreihen, die Freude am Buch zu wecken und zu erhalten vermögen, scheinen heute besonders zeitgemäß, besonders verdienstlich. Die ABC-Bücher debütieren mit den ersten fünf Bändchen, jedes gut und individuell ausgestattet. Es sind: Ernst Lange: Miserere nobis, Arno Nadel: Drei Augen-Blicke, Dietzenschmidt: Flucht, Hermann Eris Busse: Das große Los, Peter Dirk: Der Landstreicher. Sehr verschiedenartig die einzelnen Bändchen — dies läßt hoffen, daß hier ein Streben nach dichterischer Totalität seinen Weg und seine Wirkung finden möge.

Alice Berend: Der Kapitän vom Bodensee. Roman. (Berlin, S. Fischer.) Diese herzliche und heitere Geschichte aus der Studenten- und Leutnantszeit des Grafen Zeppelin, in dem schon die ersten Luftfahrtsphantasien rumoren, ist ganz gewachsen aus der Landschaft, in der Alice Berend lange zu Hause gewesen ist. Zwischen Konstanz und Meersburg, in einem Hauch von See- und Rebenduft, flirren quer über das Wasser die hellen Fäden der Liebesgeschichte hin und her, um einmal doch zerschnitten zu werden. Festlich-heiter und zugleich bürgerlich-tüchtig, voll glücklicher Leichtigkeit der Farbengebung, so verkörpert das Buch alle guten Kräfte dieser so sehr deutschen und so sehr geliebten Bodenseelandschaft. B. F. Dolbin hat scharmante Zeichnungen beigesteuert.

Maximilian Böttcher: Tiere und Menschen. Aus sechs Jahrzehnten starken und frohen Lebens. (Berlin, Tradition Wilhelm Kolk.) Waldgeschichten, Naturschilderungen. Erinnerungen an jägerlich mit Hermann Löns verbrachte Tage; dazwischen läßt man sich allerlei Verschen gefallen. Was das geschmack- und liebevoll ausgestattete Buch hoch über zahllose seiner Gattung hebt, das sind die vielen Lichtbilder aus Tierwelt und Wald. Selbst in einer Zeit anspruchsvoller photographischer Kultur können sie ein bewunderndes Entzücken wachrufen.

Gerhard Bohlmann: Die silberne Jungfrau. Roman. (Leipzig, Philipp Reclam jun.) Ein erstaunliches Anfängerbuch, das eine große Hoffnung für unsere Epik bedeutet, voll wilder Glut, Freiheit und Größe in der Gestaltung von Menschen und Vorgängen. Aus ärgster Lebensenge, Not und dörflicher Verfemung hebt sich das Dasein der Jeanne Darc in einem verwesenden, von hundertjährigem Krieg zerrütteten Lande zum Glanz der „silbernen Jungfrau". Dennoch bleibt sie einsam und bedroht, umringt von der unheimlichen Düsternis ihres Ursprungs. Ganz und gar ist sie Geschöpf und Repräsentantin des Volkes, des ewigen, einfachen Volkes, das

in ihr eine Stimme von mythengroßer Klangstärke findet.

Emma Bonn: Sonne im Westen. Roman. (Zürich und Leipzig, Orell Füßli.) Bürgerlicher, etwas behäbig geschriebener Familienroman von überraschendem Niveau und durchaus lebendiger Charakterzeichnung, über der kleine Romanhaftigkeiten der Handlung sich vergessen lassen. Heldin ist die ganz ihrer Familie sich hingebende Frau und Mutter, die nach zwei Jahrzehnten selbstlosen Hauslebens einen letzten Versuch der Rückkehr zum ursprünglichen Sängerinnenberuf unternimmt, von innerem Schicksalszwang jedoch abermals in den Kreis der Ihren genötigt wird.

Cordt von Brandis: Der Kriegsstarke. Ernstes und Heiteres aus Krieg und Frieden. (Berlin, Tradition Wilhelm Kolk.) Hauptmann von Brandis, Erstürmer des Douaumont, Ritter des Pour le mérite und Chronist seines Ruppiner Regiments, setzt hier seinem 1919 in Kurland gefallenen Freunde Adolf von Oertzen — im Kameradenkreise „der kriegsstarke Adolf" genannt — ein soldatisches und menschliches Denkmal von kraftvoller, ganz und gar unliterarischer Männlichkeit. Brandis schreibt mit draufgängerischer Frische, ja Schnoddrigkeit, aber eben das ist seinem Thema und seinem Helden, diesem unkomplizierten und gerade gebauten mecklenburgischen Landjunker, angemessen. Es macht nichts aus, daß gelegentlich auch ein paar recht bejahrte Kommißwitze neu aufلackiert vortreten; viele alte Soldaten werden Freude an dem kleinen Buch haben, andere an dem urwüchsigen Menschenexemplar, dem zu Ehren es geschrieben wurde.

Lya Esch: Die Höhle. Roman. (Kassel, Ernst Ewert.) Eine peinliche Angelegenheit. Im Herbst 1931 starb infolge eines Unglücksfalls in Kassel eine neunundzwanzigjährige Frau, die in ihren Mußestunden geschrieben hatte. Ein Unkundiger glaubt, dem Andenken der Toten einen Dienst zu erweisen, indem er ihre „nachgelassenen Werke", prätentiös aufgemacht, zur Veröffentlichung bringt. Dem Buche liegt ein — nun, ein recht strenger Brief des Herausgebers und Verlegers an Redaktionen und Rezensenten bei; dergleichen war sonst nicht üblich. Der Roman selbst hat mit Literatur nichts zu schaffen; es liegt kein Anlaß vor, auf ihn einzugehen.

Gerhard Eschenhagen: Protest des Blutes. Dreißig Novellen um einen Gedanken. (Berlin-Steglitz, Heinrich Wilhelm Hendriock.) Der Verfasser hat die Worte „Eugenik" und „Rasse" gehört, leider aber nichts außer ihnen. Dreißig Novellen? Nein, dreißig geschwollene Leitartikel. Das Thema wird dreißigmal umkreist, keinmal angepackt, geschweige denn gestaltet. Schlechten Gewissens spürt der Verlag den Mangel; zur Rechtfertigung versichert er uns, die Zeit, in der es auf dichterische Qualität ankam, sei vorbei. Meinetwegen: aber wozu dann „Novellen"? Dem Autor zur Beherzigung: das bei ihm häufig wiederkehrende Wort „Progrom" ist ein Druckfehler aus „Programm", während der ihm vorschwebende russische Ausdruck „Pogrom" lautet.

Otto Flake: Die französische Revolution. 1789—1799. (Leipzig, Hesse & Becker.) Ein Buch von Wichtigkeit, gemeinverständlich, aber nicht „populär" im fatalen Sinn des Wortes. Flake sieht die französische Revolution nicht isoliert, sondern innerhalb der Kontinuität der französischen Geschichte; mehr noch: er sieht sie in ihrem verwandtschaftlichen und vergleichsmäßigen Verhältnis zu allen anderen Revolutionen. Das ist wichtig, denn eine solche Blickart ist erst möglich (aber auch notwendig!) geworden für die Generation, welche die letzten anderthalb Jahrzehnte europäischer Geschichte bewußt miterlebte. Ein Zitat als Beispiel: „Wie in allen Revolutionen gelangten die Halbwüchsigen und das weibliche Element in die vordere Reihe. Nie war man philanthropischer, und doch entsprang diesem Zustand in unmittelbarer Fortentwicklung die Herrschaft des Schreckens. Was könnte lehrhafter sein? Die Lehre ist ewig zeitgemäß. Der Mensch erträgt die Freiheit nicht, er erträgt die Macht nicht, wenn sie ihm absolut geboten werden. Freiheit und Macht müssen wie alle Energien gebunden sein." In manchen Schilderungen jener Zeit ist die französische Sonderart zu kurz gekommen, man hat die Vorgänge behandelt, als hätten sie so auch in Portugal oder Dänemark stattfinden können. Flake mit seiner feinen Kenntnis französischen Wesens hat einen scharfen Blick auch für das national Bedingte. Die Lektüre gibt Genuß und Gewinn zugleich; dies ist nicht von vielen Büchern zu sagen.

Jarl Hemmer: Gehenna. Roman. Deutsch von Pauline Klaiber-Gottschau. (München, Albert Langen / Georg Müller.) Hemmer ist Finnländer (nicht Finne, d. h. seine Mutter- und Dichtersprache ist die schwedische), sein Buch spielt im Finnland der Kriegs- und Revolutionszeit und steht unter dem Luther-Wort: „Gott hebt nicht viel Reine

zum Himmel empor, die meisten werden aus dem Schlamm hinaufgezogen." Damit ist das innere und äußere Schicksal des Pfarrers Johan Samuel Strang umschrieben, das im stellvertretenden freiwilligen Opfertod für einen verurteilten Bolschewisten seinen Abschluß findet. Etwas Uneinheitliches bringt die Zweiteilung in Tagebuch und eigentliche Erzählung; auch schieben sich statt wirklich darstellender oft bloß berichtende Partien in den Vordergrund, besonders in der Schilderung der Bolschewistenzeit und des deutschen Befreiungskampfes. Gegenüber gewissen Konstruiertheiten des Buches und einem manchmal störenden Abgleiten ins Episodische darf die saftige Frische der Charakterzeichnung hervorgehoben werden.

Gerda Heppner: Held ohne Namen. Ein Schicksal. (Tübingen, Rainer Wunderlich.) Die Witwe eines Frontoffiziers, den mehrere Jahre nach dem Kriege ein im Felde erworbenes Lungenleiden fortnahm, setzt ihm hier aus Feldpostbriefen und Tagebuchaufzeichnungen ein Denkmal; nicht so sehr ihm persönlich als dem Mannestyp, den er vertritt: jenem namenlosen „Durchschnittsleutnant", den uns, wie Bismarck sagt, niemand nachmachen konnte. Das Buch ist von unbedingter menschlicher Echtheit, darum bedarf es keiner Erklärung, geschweige denn einer literarischen Rechtfertigung.

Will Kramp: Die ewige Feindschaft. Roman. (Jena, Eugen Diederichs.) Hier bekundet sich ein Junger, Vertreter jener zwischen Werkstudententum und Arbeitslosigkeit fluktuierenden Welt, in der auch die Geschehnisse des Romans ihren Schauplatz haben. Da ist noch manch jugendliches Ungeschick, aber sympathischerweise nirgends jene jugendliche Ueberheblichkeit, mit der man sonst so häufig bespritzt wird; da ist ferner ein Schuß Dostojewski und ein redliches Sichmühen um einen Sinn der Welt, eine geistige Problematik also, die als entschiedene Absage an den sachlichen Funktionalismus gewisser anderer junger Gruppen begrüßt werden darf.

Friede H. Kraze: Garba. Das Spiel ist aus — wird nun das Leben kommen? Roman. (Gütersloh, C. Bertelsmann.) Garba ist ein Traum- und Spielkönigreich, das zwei Kinder sich erdacht haben und das im ganzen Leben der kleinen Baronesse Roselin, die im Kriege Rote-Kreuz-Schwester wird, seine Fortwirkung behauptet. Die Welt der Verfasserin ist ein wenig märchenhaft, gefühlsselig und furchtbar vornehm, aber nicht ohne freundlichen Humor, und insbesondere für kindliche Mythologien hat sie ein feines Verständnis. Die kleine traumversponnene Glashausprinzessin, die so gern aus ihrer Vitrine heraus möchte und bei aller Begeisterung so maßlos empört ist, als sie einmal einen wirklichen Soldatenausdruck zu hören bekommt, steht zum Schluß, während draußen die spartakistischen Maschinengewehre ticken, vor der Frage des Untertitels: Das Spiel ist aus — wird nun das Leben kommen?

Mia Munier-Wroblewska: Der Baumeister zu Mühlbach. (Gütersloh, C. Bertelsmann.) Es ist, als lasse diese überraschend gut komponierte Novelle in ihrer sicheren Architektonik den Einfluß des Themas erkennen, bei dem es ja auch um Baumeisterliches geht. Ein junger reichsdeutscher Kunsthistoriker müht sich um siebenbürgische Kirchengotik, mehr noch um das Schicksal eines mittelalterlichen Baumeisters, dessen Deutung von vier Menschen unternommen wird und die wechselseitigen Beziehungen dieser vier gleichnishaft ans Licht bringt.

C. F. Ramuz: Farinet oder Das falsche Geld. Deutsch von Werner Joh. Guggenheim. (München, R. Piper & Co.) Dieser Schweizer mit seiner herrlichen unmittelbaren Echtheit hat einen neuen bäuerlichen Alpenroman geschrieben, eine Dichtung hohen Ranges, gleichzeitig eine Erzählung von hinreißender und herzbeklemmender Spannung. Farinet hat droben in seiner einsamen Bergwelt eine Goldader gefunden, Farinet prägt Goldstücke. Unbegreiflich und boshaft, daß ihn die Behörden, die aus den Tälern, deswegen verfolgen — denn sind seine Goldstücke nicht besser und reiner als die ihren? Sie sperren ihn ein, er bricht aus, die Dörfler, die Sennen halten zu ihm, sein schließlicher Untergang wirkt mit der einfachen Kraft einer alten Volksheldenballade.

Romain Rolland und Malwida von Meysenbug: Ein Briefwechsel 1890—91. Herausgegeben und verdeutscht von Berta Schleicher und Axel Lübbe. (Stuttgart, J. Engelhorns Nachf.) Malwida, die unentwegte „Idealistin", ist unserer Zeit als Eigenwesen schon etwas entfremdet, doch immer noch nahe als Trabantin größerer Gestirne wie Nietzsche und Wagner. Dem damals jungen Romain Rolland hat die um ein halbes Jahrhundert Aeltere eine mütterlich oder tantenhaft betreuende Freundschaft zugewandt. Interessant, wie sie ihn immer wieder auf Goethe hinweist, welche Rolle überhaupt das geistige Deutschland in diesem Briefwechsel

spielt. Romain Rolland hat dem Bande seine Erinnerungen an Malwida vorangesetzt; die dithyrambische Gehobenheit dieser Einleitung mag dem Gefühl seiner Dankesschuld zugute gehalten werden. Keineswegs interesselos, dennoch mit einer leichten Verlegenheit blättert man in den Briefen: wir durchwandern mit respektvoller Kühle ein Mausoleum ästhetischer Konversation.

Paul Schulze-Berghof: Der gefesselte Goethe. Roman. (Berlin und Leipzig, Wolf Heyer.) Daß Luther, Goethe, Lessing und Schiller von Freimaurern und sonstigen „überstaatlichen Mächten" am laufenden Bande teils ermordet, teils mit anderen heimtückischen Unannehmlichkeiten belegt wurden, gilt einigen unserer Zeitgenossen als ausgemacht. Mit Enthüllungen solcher Art hat es auch dies öde, nur gelegentlich durch ungewollte Komik erfreuende Buch zu tun. Der Verlag, der uns einen weiteren Roman Schulze-Berghofs „Schiller der Geopferte" androht, bezeichnet den „Gefesselten Goethe" mit freundlicher Bescheidenheit als „das Standardwerk des Goethe-Jahres". Lassen wir ihn bei diesem Glauben.

Toni Schwabe: Christiane. Ein Goethe-Roman. (Dresden, Carl Reißner.) Bei aller Skepsis gegen die grundsätzliche Möglichkeit eines aufs Ganze gerichteten Goethe-Romans sei gern anerkannt, daß Einzelstreifen dieses unübersehbaren Lebens erzählerisch mit Glück erfaßt werden können. Dies ist hier unternommen worden, voll Ehrfurcht und dennoch mit Frische, dabei keineswegs unter Beschränkung auf die naheliegende Oberfläche. Neben „deinem gleinen Naduräsen", wie Christiane sich unterschrieb, steht plastisch geglückt die Gestalt der Frau von Stein.

Franz Spunda: Griechisches Abenteuer. Roman. (Karlsbad-Drahowitz und Leipzig, Adam Kraft.) Sonderbar, daß noch kein deutscher Erzähler auf den Gedanken eines Philhellenenromans verfiel. Bei Spunda, dem Kenner des alten wie des heutigen Hellas, dem Verfasser des „Minos" und „Athos", kann diese Stoffwahl nicht wundernehmen. Auch hier wie im „Minos" bildet die Auseinandersetzung zwischen Europa und Asien das geheime Thema des Buches, in dessen Vordergrund drei philhellenisch begeisterte deutsche Studenten stehen. Statt der Hellenen finden sie Balkanesen, statt griechischer Harmonie barbarische Roheit — Enttäuschungen, wie wir sie ähnlich seinerzeit aus Berichten rückgekehrter deutscher Teilnehmer am Burenkriege vernahmen. Aber inmitten solcher Erlebnisse findet diese Jugend sich selbst und die Gestalt der eigenen Persönlichkeit. Das alles ist farbig in den von Spunda so geliebten griechischen Landschaftstraum hineingestellt, mit Frische erzählt, mit bunten Abenteuern ausgeschmückt.

Karl Hans Strobl: Goya und das Löwengesicht. Roman. (Leipzig, L. Staackmann.) Selten haben in Strobls Werk Realität und magische Phantastik eine so völlige gegenseitige Durchdringung erfahren wie hier. Dies Buch, ohne Zweifel der stärkste aller Stroblschen Romane, ist das Ergebnis eines zwanzigjährigen Reifeprozesses, zwanzigjährigen Vertrautwerdens mit Goyas Leben und Welt. Aber gerade das merkt man ihm glücklicherweise nicht an, denn das ungeheure Maß an Materialkenntnis, das Strobl sich zusammengetragen haben mag, ist so selbstverständlich in die dichterische Masse eingeschossen, daß man seiner gar nicht gewahr wird. Was sich von wenigen Künstlerromanen sagen läßt: dieser ist gleich reizvoll für den Kenner Goyascher Kunst wie für den, dem Goya eine bloße Romanfigur bleibt. Das wilde zerwühlte Spanien der antinapoleonischen Kämpfe ist der rechte Schauplatz für den geheimnisvollen Einbruch jenseitiger Gewalten in Goyas Dasein, dunkler, reale Gestalt gewinnender Mächte, die eine alte Lebensschuld des Künstlers verkörpern. Sparsam bei aller Leidenschaftlichkeit sind Strobls Szenen und Farben, knapp und treffsicher ist die Sprache, jedes Wort sitzt.

Siegfried von der Trenck: Der Stier und die Krone. Die Post des wahrhaftigen Menschen Peter Karger. (Gotha, Leopold Klotz.) Eine ans Ufer gespülte Flasche enthält beschriebene Blätter, doch ist diese Flaschenpost des Peter Karger nur der Anstoß, der ein randvolles Gefäß zum Ueberfluten bringt: Ueberfluten von Bildern, Gedanken, Symbolen. Trencks Welt ist mythisch groß und mythisch zerklüftet. Sie ist von einer gigantischen Formlosigkeit, die namentlich in der zweiten Buchhälfte alle Gesetze, äußere und innere, zerbricht. Denn eine Natur wie diese kann in ihrem chaotischen Ueberreichtum weder alte Formen achten noch neue erschaffen. Realismus und Symbolik, Erzählung und Hymnik, Selbstbekenntnis und Ahnenwissen, Ostpreußisch-Landschaftliches und Ostpreußisch-Geschichtliches, das alles brodelt zusammen in den wilden und großartigen Versuch einer Manifestation des totalen Menschen.

Siegfried von Vegesack: Das fressende Haus. Roman. (Berlin, Uni-

versitas.) Vegesacks neuer Roman enthält genau so viele autobiographische Elemente, wie eine Dichtung braucht, um als transformierter Erlebensniederschlag zu überzeugen. Wären es weniger, das Buch schwebte in der Luft; wären es mehr, es bliebe des Autors Privatsache. Es ist die Geschichte des in ein altes Turmhaus des Bayerischen Waldes verschlagenen baltischen Emigranten, der sich sein neues Waldbauernleben einrichtet, dem sich Tiere, Frau und Kind gesellen wollen und dem schließlich alles unter den Händen fortschwindet, bis ihm aus gänzlicher Leere eine neue Fülle offenbart wird. Der schöne Reichtum des Buches liegt aber nicht so sehr in seiner einzelmenschlichen Problematik als vielmehr in der wunderbaren Einheitlichkeit, mit der hier Natur, Landschaft, Menschenwesen und Schicksal als Ausdrucksformen ewiger Schöpfungsordnungen erfaßt worden sind.

Clara Viebig: Menschen unter Zwang. Roman. (Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt.) Die Schilderung dumpfer, gebundener und in dieser Gebundenheit unheimlich triebstarker Naturen ist auch heute noch Clara Viebigs Sondergebiet. Ihr Roman „Die vor den Toren" zeigte die Bauern um Berlin, deren Aecker plötzlich zu Terrains wurden und ihren Besitzern Millionengewinne zuwarfen. In den „Menschen unter Zwang" tritt, vergreist und verknöchert, eine jener harten Tempelhofer Bäuerinnen wieder auf, nun Schloßherrin, despotisch auf einer Nachkommenschaft von drei Generationen lastend. Der Schicksalszwang der Begebenheiten ist stärker als ihr Wille und ihre Berechnungen; Besitz und Clan zerstieben der Sterbenden unter den Händen.

Ernst Wiechert: Die Magd des Jürgen Doskocil. Roman. (München, Albert Langen / Georg Müller.) Die Münchener Raabe-Stiftung hat Wiecherts neuem Roman ihren Jahrespreis verliehen und soll zu dieser Entscheidung aufrichtig beglückwünscht werden. Das neue Buch, die Geschichte des alten ostpreußischen Fährmanns Jürgen Doskocil und seiner Magd und Gattin Marte, zeigt den ganzen Wiechert. Seine schweren Menschen haben oft etwas von vermoderten, moosbärtigen Waldbäumen oder Findlingssteinen, und von dieser Art ist auch der alte Doskocil, der einmal „Gottes getreuester Knecht" genannt wird und nicht nur mit dieser Bezeichnung an russische Gottesknechte und „Gottesnarren" erinnert. Er ist gleich anderen bäuerlichen Gestalten Wiecherts ganz zum Symbolträger ewiger Lebensmächte geworden; er stammt aus dem Unwirklichen oder — richtiger gesagt — aus dem Unrealistischen, aus romantisch verklärender Ahnungsfülle, aber er hat jene im höchsten Grade dichterische Realität, die aus Wiecherts mythischem Naturgefühl quillt. Da wird die Handlung mit ihren Geschehnissen und Intrigen unwesentlich, denn sie ist ja Menschenwerk — diese allumschließende Natur aber, wie Wiechert sie erschaut und erschaubar macht, hat die schlichte Gewalt des Ewigen.

Neue Bücher

Die Bewegtheit der gegenwärtigen Zeit in Deutschland spiegelt sich auch auf dem Büchermarkt wieder. Erich Czech-Jochberg hat sich zu einem Virtuosen von Eigenart entwickelt in der Darstellung zeitgenössischer Persönlichkeiten. Sein Hitler-Buch liegt jetzt im 61. bis 65. Tausend vor „Hitler, eine deutsche Bewegung (Oldenburg, Stalling), in dem er Hitlers Lebensgang bis zur Kanzlerwerdung in einem Stil voll innerer Dynamik und Spannung darstellt. Sein Buch „Die Politiker der Republik. Von Ebert bis Schleicher" (Leipzig, K. F. Koehler) gibt in drei großen Abschnitten „Revolution", „Versailles — Erfüllung — Young-Plan" und „Kampf um die Zukunft", gleichfalls in einem aufpeitschenden Stil geschrieben, durch eine Mischung von Historie und Feuilleton ein Bild der Männer, in deren Hand Deutschlands Geschick lag oder liegen wird.

Zu den Schriften, die ihr Gesicht nach innen wenden, gehört die ernste und aus innerer Verantwortung heraus geborene Schrift des Professors Hans Naumann „Deutsche Nation in Gefahr" (Stuttgart, J. B. Metzler), gehört auch das Buch von Gerhard

Schultze-Pfaelzer „Deutschland ganz neu". Ein Vademecum durch die Zeitwirren. (Berlin, Rüdiger-Verlag.) Aus diesen Büchern wollen wir nur das eine hervorheben: sie unterstreichen mit Ernst, daß die deutsche Erneuerung nur aus den geistigen Kräften und von den besten Männern bewerkstelligt zum Guten für alle Zeiten werden kann.

Ueber den innenpolitischen Wirren wird aber die Hauptfrage nicht vergessen: die äußere Befreiung Deutschlands. Wir können es nur begrüßen, wenn immer wieder neue Schriften zur Schuldfrage und zum Versailler „Friedensvertrage" erscheinen, da viele Deutsche es immer noch nicht für notwendig gehalten haben, sich mit den Grundlagen zu beschäftigen, von denen aus uns die Ketten angelegt sind. Wir empfehlen „Der Versailler Vertrag und die Abrüstung". Deutschlands militärische Gleichberechtigung. Von Karl Schilling (Berlin, Ferdinand Dümmler), „Der Abrüstungsbetrug in Versailles" von Wilhelm Ziegler (Leipzig, Historisch-Politischer Verlag, Rudolf Hofstetter) und „Das Diktat von Versailles" von Friedrich Hiller (Langensalza, Julius Beltz) sowie „Der Vertrag von Versailles" mit 19 Zeichnungen und Karten (Berlin, Heinrich Beenken), eine Ausgabe für Jugend und Volk mit den wesentlichsten Punkten des Schandvertrages im Wortlaut. Hierher gehört auch das Buch „Land in Ketten." Geraubtes deutsches Land. (Berlin, Heinrich Beenken) unter Mitwirkung von volksdeutschen Führern wie Robert Ernst, Hermann Janosch, Carl Lange, v. Leers, Gouverneur Schnee, Ernst Schröder, Flensburg, des verstorbenen Danziger Senators Strunk, Werner Wirths und mit einem Einleitungswort von Paul Warncke versehen.

Der Angriff gegen den Versailler Vertrag ist nur dann wirksam zu führen, wenn immer wieder die Schuldfrage und die Vorgeschichte erörtert werden. Da liegt das wichtige Buch von Kurt Jagow vor „Deutschland freigesprochen" (Leipzig, K. F. Koehler), das in knapper, klarer Form nur das Wesentliche, aber dies vollständig berücksichtigend, die Geschichte der 13 Tage vor Kriegsausbruch darlegt. Ein Buch, zu dessen Verbreitung ein jeder von uns beitragen sollte. Ferner in 2. Auflage die kleine Schrift von Waldemar John „So kam der Krieg". Eine wahrheitsgemäße Darstellung der Ursachen des Weltkrieges mit sechs Zeichnungen und zwei Karten (Berlin, Friedrich Zillesen). Endlich gehört hierher der Vortrag von Ministerialdirektor Brandenburg „Was bedeutet der deutsche Gleichberechtigungsanspruch auf dem Gebiete der Luftfahrt?" (Leipzig, Rudolf Hofstetter), in dem Brandenburg seine Thesen eindringlich beweist, die ihn zu seinem mutigen Auftreten in Genf befähigten.

In Verbindung mit der inneren Erneuerung steht auch das Buch „Die veränderte Welt", eine Bilderfibel unserer Zeit. Herausgegeben von Edmund Schultz, eingeleitet von Ernst Jünger (Breslau, W. G. Korn). Wir verdanken Schultz das bekannte Bildbuch „Das Gesicht der Demokratie". Nun hat er das dort angewandte Prinzip auf die ganze Welt erweitert. In elf großen Abschnitten, nach einheitlichen Gesichtspunkten geordnet, sehen wir das Gesicht der heutigen Welt, und das Bild legt mit erschütternder Kraft den Mißbrauch all der großen Worte wie Freiheit, Wahrheit, Frieden, Abrüstung durch die Konfrontierung mit den tatsächlichen Verhältnissen dar.

Wesentlich für die Beurteilung unserer außerordentlich ernsten außenpolitischen Situation im Osten ist das Buch von Ernst Otto Thiele „Polen greift an" (Breslau, W. G. Korn). In diesen 72 Bildern, die bildtechnisch ausgezeichnet und sehr überlegt ausgewählt sind, gibt Thiele eine Darstellung des deutschen Selbstbehauptungskampfes, aber auch des grenzenlosen deutschen Leides gegen das imperialistische und chauvinistische Polen. Diese Bilder lehren besser als viele Worte, wo die eigentliche Gefahr für den europäischen Frieden droht.

Moeller van den Bruck hatte einst sein großes, achtbändiges Sammelwerk „Die Deutschen" genannt. Jetzt erscheint der politische Teil des Sammelwerks unter dem Titel „Das ewige Reich", herausgegeben und eingeleitet von Hans Schwarz (Breslau, W. G. Korn). So sehr wir es begrüßen, des unvergessenen Freundes Lebenswerk in reiner Form an das heutige Geschlecht, das bösen Mißbrauch mit diesem Erbe zu treiben sich anschickt, heranzubringen, so fordert die Art, in der Hans Schwarz es versucht, doch zur Kritik heraus. Moeller van den Brucks Name ist unmittelbar mit dem Begriff des „dritten Reiches" verbunden, wie die ihn auffassen, denen es mehr als eine Parteiangelegenheit bedeutet. Warum denn nun neben dem dritten Reich eine nicht von Moeller gewählte Formulierung „Das ewige Reich" einsetzen?

Zum Richard-Wagner-Jahr sind willkommene Gaben erschienen. So von Paul Alfred Merbach „Richard Wagner, der deutsche Musiker und Mensch" (Stuttgart, Robert Lutz), in dem geschickt und kundig Selbstzeugnisse aus Briefen und Zeitberichte zusammengestellt sind, die der Herausgeber einleitet. Wertvoll ist auch die Zeittafel am Schluß des Buches. Wagner im Bilde gibt uns Alexander Spring „Richard Wagners Weg und Wirken" (Stuttgart, Union). Das Buch ist dem Andenken Siegfried Wagners gewidmet. 79 Bilder vermitteln einen vollkommenen Eindruck von Richard Wagner und derer um ihn. Der begleitende Text will nichts weiter als ein Führer sein zum Menschen Richard Wagner und seinem deutschen Werke.

*

Eine sehr interessante und für Goethe-Freunde besonders willkommene Gabe ist das Buch von Major a. D. Dr. Georg Bahls (Berlin, Bernard & Graefe), das auf Grund von Dokumenten die Bedeutung Carl Augusts als Soldat erschöpfend und anziehend darstellt: „Carl August von Weimar als Soldat". Eine schöne Ergänzung hierzu bildet die Rektoratsrede des Heidelberger Professors Willy Andreas „Preußen und Reich in Carl Augusts Geschichte" (Heidelberg, Carl Winter), die in stilistischer Meisterschaft und überlegener Klarheit das Thema behandelt.

*

Die Blauen Bücher des Verlages Karl Robert Langewiesche (Königstein im Taunus) haben sich wieder einmal selbst übertroffen in den glänzenden 111 Flugaufnahmen „Deutsches Land". Ein Buch, das einem das Herz aufgehen läßt über die Schönheit des deutschen Landes, die in glänzend ausgewählten charakteristischen Bildern aus allen Gegenden wirklich wie im Fluge an uns vorbeizieht.

*

Elly Petersen ist vielen Menschen bekannt geworden als sachkundige Beraterin für den eigenen Garten in ihrem „Gelben Gartenbuch". Jetzt ist von ihr gemeinsam mit C. O. Petersen ein neues Buch erschienen „Die Moosschwaige" (München, Knorr & Hirth). In dem alten Haus „Die Moosschwaige" hat sie ihre Heimat gefunden. Sie versteht es, aus der Geschichte des Hauses — und dieses Haus hat eine Geschichte — aus dem Jahresablauf, seinen großen und kleinen inneren und äußeren Erlebnissen wirklich ein persönliches Buch voll Lebensmut, voll Erdverbundenheit, voll Blumen und voll Sonne in dieser Darstellung der Bewohner, der alten wie der jungen, und der Besucher des Hauses zu geben. Ein Buch. das man innerlich bereichert und mit neuer Zuversicht in die unvergängliche Kraft alles Lebens aus der Hand legt.

*

Als 20. Jahrbuch der Schopenhauer-Gesellschaft sind „Arthur Schopenhauers Gespräche" erschienen (Heidelberg, Carl Winter), die, eingeleitet von Hans Zint, Arthur Hübscher, der Redakteur der „Süddeutschen Monatshefte", in musterhafter wissenschaftlicher Arbeit zusammengestellt und erläutert hat. Das ist eine Gabe, die nicht nur den Mitgliedern der Schopenhauer-Gesellschaft und den Anhängern des großen Philosophen etwas bietet, sondern allen geistigen Menschen als Rüstzeug zur Schärfung des Urteils nur empfohlen werden kann.

*

Zum 100. Todestag von Johann Friedrich Cotta, dem großen Verleger, hat die Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart eine Schrift erscheinen lassen „Johann Friedrich Cotta" mit zwölf bisher nicht veröffentlichten Briefen Goethes an Cotta und anderen ungedruckten Dokumenten. Das Buch gliedert sich in folgende Abschnitte: „Der Buchhändler und Freund der Dichter und Künstler", „Der Politiker und Staatsmann", „Der Unternehmer", „Der Menschenfreund" und einen Anhang mit den zwölf Briefen Goethes aus den Jahren 1808 und 1810. Das Buch bestätigt die Richtigkeit der Worte Schellings an Cotta: „Solcher Männer wie Sie bedarf die Welt in hohem Grade."

*

Die zweite Auflage des Buches „Die nordische Seele" von Ludwig Ferdinand Clauß (München, J. F. Lehmann) mit sechzehn Kunstdrucktafeln ist ein völlig neues Werk gegenüber der ersten Form geworden, die damals unter dem Titel „Rasse und Seele" erschienen ist. Clauß versucht den Nachweis, daß die Artung einer Seele nicht in ihren „Eigenschaften" beruht, sondern in dem Stilgesetz ihres Erlebens. Er weist auf die unüberbrückten Rassenunterschiede auch in seelischer Beziehung hin, die wohl stärker sind als die körperlichen. Wichtig sind die Ausführungen über die Zusammenhänge von Seele und Landschaft. Gegenüber dem heutigen Stande der Rassenforschung bewundert man den Mut, mit dem eine in sich klare, aber doch einseitige These verfochten wird.

Werner **Bergengruen** hat in der Sammlung von Erzählungen „**Der Teufel im Winterpalais**" (Leipzig, Hesse & Becker) neunzehn seiner kleinen Meisterstücke zusammengestellt, die gerade den Lesern der „Deutschen Rundschau" willkommen sein werden. Bergengruen versteht in kluger Beschränkung zu **erzählen**, und das ist sehr viel mehr, als noch vor kurzem viele zugeben wollten, die sich durch die psychologisierende und psychoanalytische Methode ihren Geschmack und ihr Verständnis für das Wesen wahrer Erzählkunst hatten verderben lassen. Für unsere Leser genügt es, ihnen Mitteilung von dem Erscheinen dieser Sammlung zu machen, da Werner Bergengruen sich längst durch seine Mitarbeit an der „Deutschen Rundschau" einen festen Platz bei ihnen erworben hat.

*

Hermann **Stegemann** schildert in seinem neuen Roman „**Die Herren von Höhr**" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) das Schicksal einer alten Familie am Rhein, wie es für die Jungen aus dunklen Verstrickungen der Ehe ihrer Eltern sich durch Wirren nicht äußerlich, sondern innerlich löst. Er führt den zweiten Sohn, der unbewußt seine angeblich tote Mutter sucht, in das Frankreich der Revolution, läßt ihn, den deutschen Menschen, den französischen Taumel miterleben und in schicksalhafte Verbindung zu einer jungen französischen Adligen treten, die, um Entscheidendes zu retten, die Revolutionärin spielt. Die Tragik umwittert den jungen von Höhr, ohne ihn anders als mit den Schlägen, die auf seine Umgebung niedersausen, zu treffen. Die Lösung von den Konflikten, in denen er stand, ist eine innerliche. Stegemann beweist eine unendlich behutsame und feine Hand in der Darstellung der Seelenstimmungen, zu gleicher Zeit aber wiederum seine Fähigkeit, mit breitem Pinsel und satten Farben historisches Milieu und historisches Geschehen festzuhalten. — In einem feinen Büchlein, das nach Art der asiatischen Blockbücher ausgestattet ist, gibt Wilhelm v. **Scholz** eine japanische Erzählung „**Die Pflicht**" (Leipzig, Paul List), in der der japanische Pflicht- und Ehrbegriff im Rahmen einer diplomatischen Spionagegeschichte abgehandelt wird. Das Buch bekennt sich aus innerem Verständnis heraus zu der heroischen Lösung des überhaupt nicht zu diskutierenden selbstverständlichen Einsatzes eigenen Lebens für Volk und Vaterland. — Ein recht überflüssiges Buch ist der Roman von John **Knittel** „**Der Commandant**" (Zürich, Orell Füßli), in dem durch eine im alten und nicht guten Sinne romanhafte Handlung mit falscher und verbogener Psychologie Bewegung und Handlung im Grunde nur vorgetäuscht werden. Keine der Figuren wird trotz des afrikanisch wilden Milieus auch nur entfernt glaubhaft. — Eine ernste und sittliche Tendenz liegt zweifellos dem Roman „**Der Götze**" von Alma M. **Karlin** (Potsdam, Müller u. Kiepenheuer) zugrunde, ohne daß ihre Mystik bis zu den echten Tiefen und dadurch erst zu der von innen strahlenden Klarheit des Geheimnisses gelangt. Wir verzeichnen das Buch aber auf der Seite der anständigen Bücher, wenn freilich auch das Gelingen noch nicht erreicht wurde. — Zum Gedächtnis von Richard **Skowronnek** sind seine beiden ersten großen Ostromane, deren einer auf die Gefahr des Weltkrieges hinwies, deren anderer den ostpreußischen ersten Abwehrkampf nach Lösung der unerträglich gewordenen Spannung schildert, vereint herausgegeben unter dem Titel „**Grenzwacht im Osten**" (Berlin, Ullstein). Immer wieder ist man gefesselt und läßt sich willig fesseln von der Erzählkunst Skowronneks voll Spannung und Kraft. Der Hauptwert aber liegt in der alles durchstrahlenden Liebe zu seiner ostpreußischen Heimat und deren Menschen, und allein schon deswegen ist die Neuherausgabe zu begrüßen. — Ein Buch voll Schmiß und krimineller Spannung fast auf der Höhe literarischen Anspruchs ist der Roman von Willy **Harms** „**Ich allein bin schuldig**" (Berlin, Scherl), der sich unterhaltsam genug liest. — Als ein gelungener Versuch, aus einheitlicher Grundhaltung heraus Schicksal und seinen unabwendbaren Ablauf zu zeichnen, können die beiden Erzählungen von Wilhelm **Kiefer** bezeichnet werden, die unter dem Titel der ersten Erzählung „**Augusta van Dorpe**" erschienen sind (Köln, Gilde-Verlag). Zeigt er in der ersten Novelle das Schicksal eines zum Arbeitsdienst nach Deutschland im Kriege verbrachten belgischen Mädchens, das in Dumpfheit und ohne Möglichkeit innerer Lösung tragisch endet, so gibt er in der zweiten Erzählung „**Peter van Hagenbach**" unter dem historischen Kleid der Erhebung der Elsässer gegen Karl von Burgund und seinen schändlichen Statthalter Peter van Hagenbach Grenzvolkschicksal mit innerer Durchleuchtung.

*

Max Dauthendeys „**Ein Herz im Lärm der Welt**" kann man nur mit innerer Bewegung in die Hand nehmen (München, Albert Langen-Georg Müller). Hier ist eine der schönsten Briefsammlungen, zum

mindesten was inneres Leben angeht, aus der ganzen Weltliteratur. Die Lauterkeit und tiefe Güte Dauthendeys rühren einen in den Selbstzeugnissen seiner Briefe ebenso wie die verzehrende Sehnsucht nach der Heimat in der durch den Krieg verursachten Abgeschlossenheit in der Ferne, die einzig und allein dieses tapfere, aber weiche Herz brachen.

Kasimir Edschmids neues Buch „Zauber und Größe des Mittelmeeres" (Frankfurt, Sozietäts-Verlag) ist eine sonderbare Mischung von Feuilleton, Ichbetontheit, offenem Sinn für landschaftliche Schönheit und ihre Deutung und etwas verworrener historischer Geopolitik. Der Stil ist seit Edschmids Wandlung erträglich, und man wird das Buch nicht ohne Interesse lesen.

Alexander Lernet-Holenia läßt seinen neuen Roman „Jo und der Herr zu Pferde" (Potsdam, Müller u. Kiepenheuer) auf dem Umschlag als einen neuen „reizenden Liebesroman" anpreisen. Wir haben schon die „Abenteuer eines jungen Herrn in Polen" ablehnen müssen. Die Ablehnung verstärkt sich bei diesem Machwerk. Ein gepflegter Stil und eine oft bemerkenswerte Wortkunst können die rein konstruierten Gestalten keinen Augenblick glaubhaft machen. Das Ganze erscheint mehr als ein Vehikel, um pikante Angelegenheiten, so wie der Verfasser sie versteht, anzubringen. Daran können auch gelegentliche, außerordentlich witzige und treffende Bosheiten an Gesellschaftskritik nichts ändern. D. R.

*

Dr. August Hoff: Wilhelm Lehmbruck. „Junge Kunst". Leipzig, Klinghard & Biermann. Hoff ist als Betreuer des Duisburger Museums der Verwahrer eines beträchtlichen Teils der von dem Künstler geschaffenen Werke und des Lehmbruckschen Nachlasses, den die Vaterstadt in Obhut genommen hat, und als solcher in besonderem Maße berufen, von dem Künstler Zeugnis abzulegen. Lehmbruck war einer der bedeutendsten, wenn nicht der bedeutendste unserer jüngeren Bildhauer, und es ist deshalb freudig zu begrüßen, daß ihm dies vorläufige literarische Denkmal gesetzt ist. Der Autor hat gleichsam als Kernstück seiner Schrift den Satz aufgestellt, daß Lehmbruck als Sohn des rheinischen Landes dem formalen Schönheitsbedürfnis gedient habe, welches ein Erbstück der romanischen Nachbarländer ist, daß er aber gleichzeitig sein Werk mit dem Ausdruck seelischer Ergriffenheit erfüllte, welches ein charakteristisches Merkmal germanischer Kunst bildet. In dieser Verbindung fügt er sich würdig der Reihe jener großen Bildhauer ein, die im Mittelalter die Dome von Bamberg und Naumburg, die Kirchen von Hildesheim, Halberstadt, Wechselburg und Freiberg schmückten, und deren wir uns als einer der höchsten Blüten deutscher Kunst rühmend freuen. Diese Doppelseitigkeit seines Wesens erhält eine besondere Note durch die grüblerische Veranlagung Lehmbrucks, die ihn je länger je mehr in die Tiefen seiner Seele hinabtreibt.

Aus der Zeit der Akademiejahre, in denen L. in fleißiger und gewissenhafter Arbeit ohne genialische Ueberhebung alles Erlernbare des künftigen Berufes erarbeitet und bewältigt, geht uns vor allem die kleine Figur eines „Steinwälzers" an, weil in ihm die Schwere des Weges erahnt wird, zu dem ihn seine schwermütige Künstlerschaft verurteilte.

1910 ging er nach Paris. Er empfand die Atmosphäre romanischer Formfreude, die ihn hier umgab, wohltätig. Rodin stand im Zenit seines Ruhms; Maillols vegetative Sinnlichkeit befruchtete ihn; Hildebrandts architektonische Strenge hielt diesem Einfluß die Waage. Auch der Wirkung des Vlamen Minne konnte er sich nicht entziehen. Aber die eigene Linie war bereits so gefestigt, daß sie wohl beeindruckt, nicht aber gewandelt werden konnte. In Paris entstehen die große „Stehende" des Duisburger Museums und die wundervolle „Kniende", welche die Anlage der Vaterstadt schmückt und — in ihrer keuschen und strengen Form — gleich einer der alten Heiligen aus der gotischen Zeit die Stadt adelt. Ein anderes Werk der Pariser Zeit ist der „Aufsteigende Jüngling", der wie ein Symbol vom eigenen Wesen des Künstlers wirkt. Am Schlusse der Pariser Zeit steht die große „Sinnende": die gestaltete und gestaltende Form des In-sich-hinein-Horchens läßt erahnen, wie Lehmbruck die inneren Kräfte und Mächte der Seele aus sich heraus zu erkennen trachtete, und wie er von ihnen und aus ihnen gerade das Tiefste herausholte, was in ihnen und in ihm war.

Die Aufgaben, welche Lehmbruck und seine Zeitgenossen erwarteten, waren schwer. Nach der rationalistischen und individualistischen Periode, die nach Hoff mit der Renaissance begann, reckten sich die Künstlerseelen nach neuen Sternen. Der Boden mußte umgebrochen werden, damit eine neue Saat aufkeimen konnte. Lehmbruck, dessen nach innen gerich-

teter Sinn in dunklen Stunden verzweiflungsvoll um Erkenntnis rang, mochte das besonders lastend empfinden.

1914 geht er nach Berlin, wo er — nach kurzem Aufenthalt in Zürich — bis zu seinem Tode bleibt. Hier wird er in die Irrungen und Wirrungen der Kriegszeit verstrickt. Es entsteht die letzte Fassung der „Rückblickenden", in welcher der Künstler die Verschränktheit der Vergangenheit mit Gegenwart und Zukunft deuten will. In dem „Stürzenden" und in der kleineren Figur des „Stürmenden Kriegers" macht sich der Niederschlag der Zeit geltend. Es folgen mehrere große Porträts; dann der „Denker" und „Freund": Gestalten, die eine tiefe Ergriffenheit starker Erlebnisse verraten.

Die beigegebenen Tafeln bringen Abbildungen der plastischen Werke in trefflichen Reproduktionen, aber nicht nur Skulpturen, sondern auch Beispiele von Gemälden, Handzeichnungen und Graphik, welche eine Vorstellung seiner reichen Phantasie geben. Als Lehmbruck seinem Leben im Jahre 1919 ein Ziel setzte, standen alle Freunde der Kunst erschüttert an seiner Bahre und beklagten, daß hier ein Großer von uns gegangen sei. Gustav Schiefler

*

Dr. Alexander Marcuse: Die Geschichtsphilosophie Auguste Comtes. In äußerst scharfsinniger Weise setzt sich der Verfasser in dieser Promotionsschrift mit der Geschichtsphilosophie Comtes auseinander. Sein Standpunkt ist der seines Lehrers Professor Breysig. Insofern der französische Denker dessen biologische Geschichtsanschauung zum Ausdruck bringt, hält er ihn noch heute für richtig. Im übrigen aber weist er ihm viele Widersprüche und Lücken nach und betont auch sehr fein und überzeugend, daß dieser Positivist ein gut Stück Romantik in sich hatte.

Hachtmann

Fritz H. Herrmann

Herman Wirth's Werk und die Wissenschaft

Herman Wirth ist unter den gebildeten und geschichtlich interessierten Deutschen kein Unbekannter. Sein erstes großes Werk „Der Aufgang der Menschheit"[1]) fesselte und erregte Widerspruch zugleich. Die dem Erstlingswerk folgende kleine Schrift „Was ist deutsch?"[2]) führte zu den in der heutigen Zeit leider alltäglichen Versuchen, den Verfasser als „politisch einseitig" oder „radikal" abzustempeln und abzutun. Und sein neuestes und wohl umfassendstes Werk „Die heilige Urschrift der Menschheit"[3]) hat schon jetzt Freund und Gegner zu leidenschaftlichem Kampf auf den Plan gerufen. Bereits vor seinem Erscheinen traten Gelehrte wie Wiegers-Berlin, Bruno K. Schultz-München, H. Plischke-Göttingen, L. Wolff-Göttingen und F. Bork-Königsberg mit einer Broschüre auf den Plan[4]), in der Wirths Erkenntnisse und Methoden einer strengen und ablehnenden Kritik unterzogen wurden. Und wenn auch durch eine persönliche Aussprache Wirth's mit den genannten Gelehrten, die vor einiger Zeit in Berlin stattfand, manche Schärfe aus dem Wege geräumt ist, so bleiben doch der Gegensätzlichkeiten noch genug. Und man kann nur wünschen, daß der Kampf als „der Vater aller Dinge" auch hier nicht hemmend und zersetzend, sondern fördernd und anregend wirken möge. Denn es geht hier um Größeres und Höheres als um spezialwissenschaftliche Einzelerkenntnisse. Es geht um ein neues Weltbild, dessen Konzeption Wirth in seinen ersten Werken durchaus gelungen scheint.

Wer ist Herman Wirth? Ein junger Flame, der kurz vor dem Kriege in Utrecht das Staatsexamen in Philosophie, Germanistik und Geschichte bestand, an der Universität Basel promovierte und von der Berliner Universität als Dozent für die niederländische Sprache berufen wurde. 1916 verlieh ihm der preußische Kultusminister den Titel eines Professors.

[1]) Verlag Eugen Diederichs, Jena.
[2]) Ebendaselbst.
[3]) Köhler & Amelang, Leipzig.
[4]) „Herman Wirth und die deutsche Wissenschaft". J. F. Lehmanns Verlag, München.

Seine Untersuchungen über das niederländische Volkslied und das lebendige Studium der Symbolik holländisch- und deutsch-friesischer Hausgiebelzeichen führten ihn bereits frühzeitig zu der Ueberzeugung, daß sowohl das altniederländische Lied als auch die alten Zeichen an den Giebeln nordwestdeutscher Bauernhäuser nur wahrhaft zu deuten seien, wenn man mutig und tief bis in die noch völlig dunklen Bezirke nordischer Vorgeschichte hinabstiege, um dann wieder zurückzuschließen auf Bedeutung und Symbolik dieser letzten Reste nordischen Erbgutes und nordischen Mythos', die uns in den alten Weisen und Zeichen, aber auch in Sage und Ueberlieferung, in Brauch und Form notdürftig erhalten geblieben sind.

Aber Herman Wirth ging weiter. Nicht allein die Aufhellung des Ur- und Quellgebietes menschlicher Kultur unter Zuhilfenahme der völlig neuen Mittel der Schriftvergleichung und Deutung kultsymbolischer Zeichen ist sein Endziel. „Er erblickt", wie es einer seiner Deuter (Siegfried Radner, „Urheimat und Weg des Kulturmenschen") einmal ausdrückt, „von vornherein in den vorgeschichtlichen Funden mehr als Vorstufen unserer heutigen Haus-, Gerät- und Schriftformen, mehr als aufschlußreiche Realien, die für frühgeschichtliche Zusammenhänge und die Ableitung formaler Entwicklungen als Belege dienen können. Ihm kommt es darauf an, die geistigen Antriebe und Kräfte freizulegen, die sich unter der stofflichen Erscheinung verbergen. Er strebt danach, auf dem Pfad seiner Forschungen und seiner Zusammenschau hinter dem materiellen Dasein der Dinge, um mit Spinoza zu reden, hinter ihrer „Existenz" der „Essenz" nachzuspüren, dem Ursinn, der ihren Schöpfern vorschwebte." — Und hier wird Herman Wirths Forschung zur inneren metaphysischen Schau vom Urmonotheismus, vom Geistgott und von dem Sohne Gottes als Jahrgott und überschreitet damit den Bereich — nicht nur der Einzeldisziplinen zünftiger Wissenschaft —, sondern tritt aus dem Rahmen der Wissenschaft überhaupt heraus, um zur Weltbetrachtung, zur Weltanschauung und zum Glauben zu werden. Diesem Herman Wirth kann die Wissenschaft weder ablehnend noch zustimmend gegenübertreten. Denn hier kann nur der einzelne Mensch, gleichviel, ob Laie oder Gelehrter, Verwandtes oder Feindliches, Zustimmendes oder Ablehnendes spüren. Er kann ihm folgen oder ihn verlassen.

Anders aber ist es mit den realen Ergebnissen seiner Forschung, die Herman Wirth selbst als wissenschaftlich begründet und verwurzelt betrachtet. Es sind seine Feststellungen und Belege auf dem Gebiet der vorgeschichtlichen Inschriftenforschung (Paläo-Epigraphik) und die These, daß die altweltlichen linearschriftlichen Alphabete des Abendlandes wie des Orients ihren Ursprung in einer gemeinsamen „kalendarischen Kultsymbolik" haben. Hier stützt sich Herman Wirth auf ein überreiches Material, das er in seinen beiden Hauptwerken mit unendlichem Fleiß und in ernster Forscherarbeit zusammengetragen und gesichtet hat. Und er kommt auf Grund dieser vergleichenden Forschungen zu dem Ergebnis, daß die Kultsymbole und Inschriften, die sich gleichermaßen östlich und westlich der Nordatlantik finden, zu der berechtigten Annahme führen müssen, daß ein Aufhören der gemeinsamen Redaktion der uralten Kalender zu Beginn des Widder-Zeitalters (also etwa um 8000 v. Chr.) stattgefunden hat und daß bis dahin eine einheitliche Urkultur Europas und Amerikas bestanden habe, die er die nord-atlantische nennt.

Hier nun setzt der Widerspruch der zünftigen Wissenschaft ein. Man leugnet, daß es möglich ist, aus in Felsen gemeißelten oder auf Stein gemalten Zeichen beziehungsweise aus Bauwerken auf das Wesen eines Kults, auf den Inhalt einer Lehre zu schließen. Man vermißt begründete Widerlegungen bisheriger Anschauungen des Problems. Und eine vor kurzem erschienene Broschüre, die fünf Professoren der verschiedensten beteiligten Disziplinen zu Verfassern hat, spricht dem jungen Forscher die wissenschaftliche Befähigung und den Ernst seiner wissenschaftlichen Arbeiten ab, während auf der anderen Seite Professoren wie zum Beispiel Neckel und Riem (beide Berlin) — auch wenn sie Wirths Thesen nicht bis in jede Einzelheit folgen — seine Arbeit im ganzen freudig anerkennen und offen aussprechen, daß hier ein Forscher ans Werk gegangen ist, der mit heiligem Ernst neue Wege zu zeigen und neue Ausblicke zu eröffnen versucht.

Gewiß, es ist auch Herman Wirth noch nicht gelungen, die ältesten Dokumente menschlicher Schrift in Nordamerika, Irland und Spanien zu entziffern und damit unserer Erkenntnis Wege zu eröffnen und Neuland zu erschließen, wie dies möglich wurde, als die Entzifferung der Hieroglyphen gelungen war. Und so muß sich auch Wirth mit Hypothesen begnügen, wo hoffentlich dereinst Gewißheit und Klarheit sein wird. Aber arbeitet nicht auch die ihm gegnerische Wissenschaft seit Jahrzehnten mit Hypothesen? — Und ist es nicht immer das gleiche: daß nämlich der kühne Neuerer abgetan und

verspottet wird, sobald er die ausgetretenen Pfade des bisher Geglaubten und für sicher Gehaltenen verläßt, um neue, eigene Wege zu gehen? — Herman Wirth hat niemals einen Zweifel darüber gelassen, daß er Kritik und Belehrung wünscht und daß er jederzeit gewillt ist, sich dem Forum der Wissenschaft zu stellen. Aber er hat auch zu gleicher Zeit gefordert, daß man sein Werk sachlich durchprüfe und nicht a priori verdamme; ein wohl verständlicher Wunsch, den die bisherigen Kritiker nicht oder nur unvollkommen erfüllt haben.

Herman Wirth verficht zwei Grundanschauungen, die ihm vor allem die Ablehnung der Kollegenwelt eingetragen haben. Er bestreitet die bisher als feststehend und unerschütterlich geltende Hypothese des allgemeinen Fortschrittes. Und er setzt der These des „ex oriente lux" die Antithese des „westlichen Kulturursprungs" entgegen. Die erstere führte die Wissenschaft zu der Ansicht, daß die Vorwelt einer höheren Kultur und damit des Entwickelns und des Gebrauches einer Linearschrift überhaupt nicht fähig sein konnte. Und die zweite leitete zu der zum Dogma gewordenen Annahme, daß der Ursprung der nordeuropäischen Kultur wie der europäischen Schriftsysteme im Mittelmeerbecken gelegen habe. Beide Thesen sind aber mindestens ebensoviel „Hypo"-Thesen wie die Wirthsche Vermutung des Umgekehrten. Denn gerade hinsichtlich der Schrift gibt es heute nicht eine, sondern drei verschiedene Annahmen, deren jede die Richtigkeit und Wahrheit für sich in Anspruch nimmt und die damit einander eigentlich aufheben. Es ist die These von der Entstehung der Runenschrift aus dem Griechisch-Lateinischen, aus dem Lateinischen und aus dem Keltischen. Und die Beweise, die für jede dieser Annahmen angeführt werden, sind mehr als dürftig. So ist die Geschichte der Schrift auch in der geltenden Wissenschaft umstritten. Und wenn heute gerade von gebildeten Laien versucht wird, darzutun, daß die germanischen Runen das Primäre und die Mittelmeerschriften das Sekundäre waren (John Gorsleben, „Hoch-Zeit der Menschheit". Köhler & Amelang, Leipzig, 1930), und wenn Herman Wirth als wissenschaftlicher Außenseiter sich auf Grund eines erdrückenden und nur zum Bruchteil voll ausgewerteten Materials sich zu derselben Ansicht bekennt, dann kann man lediglich feststellen, daß zu drei bestehenden und innerhalb der Wissenschaft umkämpften Thesen noch eine neue, vierte dazukommt. Aber man kann diese nicht damit abtun, daß man ihrem Verfechter den forscherischen Ernst und die wissenschaftliche Befähigung abspricht.

Wer aber angesichts der Not und der Zerrissenheit der heutigen Zeit, angesichts der Ueberfülle von Gütern des täglichen Bedarfs und des Hungers und Elends von Millionen von einem lückenlosen Fortschritt der Menschheit spricht, dem sei nur als ein Beispiel für viele vorgehalten, daß die Stellung der Frau als gleichberechtigtes und gleichgeachtetes Sozialwesen noch heute nicht dieselbe Stufe erreicht hat, wie dies vor drei- und viertausend Jahren unter den arischen Völkern Europas der Fall war. Nicht nur die Schilderungen des Tacitus, sondern noch mehr die altisländischen Quellen zeigen uns, daß die germanische Frau die gleichberechtigte Gefährtin des Mannes war und daß die germanische Ehe nicht durch Kauf, sondern durch Vertrag auf Treu und Glauben und unter Heranziehung des weiblichen Teiles entstand. Hier hat der aus dem Mosaischen übernommene Satz „Er soll dein Herr sein" nicht Fortschritt, sondern Rückschritt bedeutet. Und die Rückführung der Stellung der Frau auf die hohe Ebene, auf der sie im Zeitalter der „barbarischen" Germanen stand, ist noch heute nicht beendet. Ob man unseren Ahnen, die wir bisher in der Hauptsache aus den Berichten der Griechen und Römer kannten, zutrauen wollen, daß sie die Fähigkeit besessen haben, Natur und Kosmos zu beobachten und daraus auch hinsichtlich der Aufstellung eines Jahreskalenders ihre Schlüsse zu ziehen, war bisher Ansichtssache, trotzdem es bereits seit längerem bekannt ist, daß die Isländer des 10. Jahrhunderts gerade in dieser Hinsicht besser und genauer gearbeitet haben als die Griechen. (Die Kalenderreform von Porsteinn Sutr.) Die Forschungen von Wilh. Teudt, Professor Riem und anderer mehr, aber vor allem das Material, das Herman Wirth gerade auf diesem Gebiet zusammentragen konnte, belehren uns darüber, daß unsere germanischen Ahnen es wohl verstanden, den Himmel und die Sternenwelt zu beobachten, und daß sie mit den einfachsten Hilfsmitteln zu Ergebnissen kamen, die uns immer wieder aufs neue in Staunen versetzen. Die Fortschritte der auch ihrerseits auf das heftigste umkämpften Welteislehre des kürzlich verstorbenen Hanns Hörbiger, die Forschungen deutscher und anderer Gelehrter in Nord- und Südamerika und nicht zuletzt die weitere Bearbeitung des Wirthschen Materials werden uns, so hoffen wir, bald zu vermehrter Klarheit führen. Und wenn es gelingen sollte — auch daran ist wohl nach allem kaum zu

zweifeln —, die uralten Inschriften und Schriftzeichen der Felsbilder und Felswände diesseits und jenseits der Nordatlantik zu entziffern und damit zu enträtseln, dann wird es sich erweisen, ob das Licht der Kultur wirklich aus dem Orient mit seinen Despotien und Sklaven gekommen ist, oder ob nicht unsere nordatlantischen Ahnen von Urzeiten her einen besseren und höheren Lebensstil besaßen als die viel gepriesenen Orientalen. „Der germanische Dualismus", so sagt Bernard Kummer („Die germanische Weltanschauung"), „bestand nicht in dem Gegensatz zwischen Gott und Welt, Vernunft und Sinnlichkeit, Geist und Fleisch, sondern er war ganz besonderer Art. Es ist etwa die Zweiteilung der Welt in lebensfördernde und lebensfeindliche Kräfte. Und aus ihr folgt jene so wundersame Heiligung des Alltages und der Scholle." Der Germane knüpfte das Menschenlos nicht sklavisch an die Sterne, wie es die Babylonier taten, sondern er forscht furchtlos in den Weltenraum hinein und macht die Sterne dem Menschendasein dienstbar. — Man kann solchen Menschen wohl mit Herman Wirth zutrauen, daß sie es vermochten, das Jahr und das Leben zu deuten und daß ihre Religion sich tief in diese Erkenntnisse hineinverflocht.

Wir können Herman Wirth dankbar sein, daß er hier das Werk seines Lebens suchte und fand und daß er unbeirrt weiterschreitet auf dem Wege der Erkenntnis. Mögen Einzelheiten der Wirth'schen Lehre falsch sein oder sich als falsch in seinem Auge widerspiegeln; soweit die Wissenschaft wahrhaftem Fortschritt dienen will, wird sie sich mit diesen Dingen sachlich beschäftigen, um das anzuerkennen, was zu beweisen ist, und das zurückzuweisen, was widerlegt werden kann. Das Große und Einmalige an Herman Wirth ist, daß er — weit hinausstrebend und hinausdringend über die vielen Einzelgebiete der Wissenschaft — zu tiefer Synthese und zu überragender Gesamtschau vom Geist unserer frühesten Ahnen zu kommen trachtete und — so können wir es wohl aussprechen — gekommen ist.

Politische Rundschau

Der Sieg der nationalen Revolution im Reiche hat, wie erwartet werden mußte, alle Kräfte auf den Plan gerufen, die mit Angst und Sorge den Zusammenbruch des Systems von 1918 und die Erschütterung der psychologischen Grundlagen von Versailles als Folge der Neuordnung in Deutschland betrachten. Sie bedienen sich des im Kriege bewährten Mittels einer geschickten Hetzpropaganda gegen das Reich und erhoffen sich dadurch eine Störung des Friedens, um dann in Deutschland noch einmal einen Umsturz herbeiführen zu können, der freilich nur mit dem Siege Moskaus enden würde. Hiergegen Front zu machen ist Pflicht aller Publizisten, deren Stimme im Auslande gehört wird. Es muß nachdrücklichst betont werden, daß eine Revolution ohne Uebergriffe eine Unmöglichkeit ist, und daß alle Meldungen, soweit sie überhaupt Wahrheitsgehalt haben, unter diesem Gesichtspunkt gewertet werden müssen. Ob es in einem anderen Lande möglich gewesen wäre, den Marxismus aus Machtpositionen zu vertreiben, die er seit Jahren als fast uneinnehmbare Festung ausgebaut hatte, ohne daß es zu ernsthaften Zwischenfällen kam, muß wohl bezweifelt werden.

Natürlich sind es in erster Linie Marxisten, die jetzt vor allem in Paris wühlen und agitieren. Das Reich darf sich durch solche Einmischungen in innere Angelegenheiten des Volkstums nicht abhalten lassen, mit allen Mitteln den Bolschewismus in allen seinen Abarten zu vernichten. Deutschland ist heute schon der letzte Schutzwall gegen das vordringende Untermenschentum moskowitischer Prägung; es hat eine Mission für Europa zu erfüllen, wenn es diese Aufgabe durchführt, und wird sich in der Welt mehr Sympathien erringen, als wenn es immer noch lavierend und Kompromisse suchend mit den Sendlingen der Dritten Internationale paktieren würde. Frankreich hat bekanntlich einen Nichtangriffspakt mit Rußland geschlossen, dessen Inhalt in der deutschen Presse viel zu wenig beachtet worden ist. Polen steht innerhalb dieses Vertragssystems; es konnte sich deswegen jetzt erstmalig den Luxus leisten, Truppen von der Ostgrenze abzuziehen, um sie an die Reichsgrenze zu stellen. Beide Staaten werden als Schutzwall gegen Asien nicht mehr anzusprechen sein. Herriot hat ja sogar die Forderung aufgestellt, alles, was sozialistisch, das heißt

marxistisch fühlt und denkt, sollte sich zu einem Einheitsbund gegen den Faschismus zusammenschließen. So gesehen, gewinnt der Nichtangriffspakt zwischen Frankreich und Rußland seine besondere Bedeutung, die Außenpolitik des Reiches sollte dem Rechnung tragen. Genau wie Moskau eine Trennung zwischen der Komintern und seiner offiziellen Politik behauptet, kann das Reich seine Außenpolitik von der Bekämpfung der III. Internationale trennen. Nimmt Moskau dagegen Stellung, dann würde allerdings erstmalig die Maske fallen und klar bekannt werden, daß Komintern und Regierung eins sind. Dann wäre es allerdings unmöglich, eine Außenpolitik noch weiter zu führen, die nur mit einer Katastrophe enden könnte.

Wir werden in naher Zukunft Entscheidungen treffen müssen. Neben der Front der Revisionisten zeichnet sich eine Front der Faschisten und Konservativen in Europa ab; sie zu einem einheitlichen Faktor zu gestalten, wird eine der Aufgaben unserer Außenpolitik sein. Der Gedanke hat werbende Kraft und bietet stärkere innere Werte als der Marxismus. Lassen wir Frankreich ruhig an der Spitze der für den Marxismus eintretenden Länder marschieren, es hat dann eine Parole, die nicht mehr große Zukunftswerte hat. Es verbindet sein Schicksal mit der inneren Schwäche der Bolschewiken, also wird man Rückwirkungen konstatieren können, wenn Stalin nicht mehr weiter kann. Für die deutsche Arbeit im Osten sind Ueberlegungen dieser Art von besonderer Bedeutung. Allerdings wird es notwendig sein, auch in den Vereinigten Staaten die werbende Kraft des Gedankens der Volkserneuerung verständlich zu machen. Die Hetze, die dort gegen Deutschland betrieben wird, muß so schnell wie möglich paralysiert werden, sonst gewinnt Frankreich den Boden wieder, den es verloren hat.

Eine gute Hilfsstellung haben uns die Franzosen ja in den letzten Monaten selbst gegeben; sie muß nur ausgenutzt werden. Es ist ein offenes Geheimnis, daß der letzte Großangriff gegen den Dollar von Paris aus mit finanziert worden ist. Dieses taktische Spiel um die Vorbereitung der Revision des Schuldenabkommens hat allerdings seine Wirkung vollkommen verfehlt. Amerika hat den Stoß pariert, Frankreich ist mit seinen Absichten nicht durchgedrungen. Eine starke Schwächung Amerikas ist allerdings die Folge der Währungskrise, sein Zögern in der ostasiatischen Politik wohl eine der Konsequenzen. Welche Politik Roosevelt in dieser Richtung führen wird, ist noch nicht klar zu erkennen. Vielleicht wird sich eine Gelegenheit zur Stellungnahme ergeben, wenn Japan tatsächlich sein Völkerbundsmandat über die pazifischen Inseln beibehalten sollte, auch wenn es eine Geschäftsführung ohne Auftrag wäre.

Der Austritt Japans aus dem Völkerbund ist eine vollzogene Tatsache. Sie wird manche Konsequenz für Europa und die Weltpolitik haben, zumal eine Regelung des Konfliktes in Innerasien auf die Dauer nicht mehr ausbleiben kann. Japan hat seine Stellungen an der chinesischen Mauer so weit ausgebaut, daß es nicht mehr zurückweichen wird. Ein Krieg auf chinesischem Boden ist in greifbare Nähe gerückt. Wir betrachten die Entwicklung dort mit wachsender Besorgnis, da Rückwirkungen auf Europa nicht ausbleiben werden, wenn das Reich der Mitte zu nationalem Widerstand ausholen sollte.

Der Völkerbund spielt allerdings bei der Schlichtung oder Klärung dieser Verwicklungen keine Rolle mehr. Er hat endgültig versagt. Wir glauben nicht, daß er noch einmal die notwendige Kraft aufbringen wird, um seine verletzte Autorität wieder herzustellen. Wie schwach diese geworden ist, zeigt das von uns erwartete neue Stocken der Abrüstungskonferenz. Die Gegensätze traten in klarster Form zutage, die Konferenz war durch die Taktik der Franzosen mattgesetzt. Der leidenschaftliche Verfechter des Sicherheitsgedankens, Paul-Boncour, und der große Intrigant gegen alles, was deutsche Rechte bedeutet, Benesch, hatten sich wohl vorgestellt, daß sie durch ihre Drohungen gerade nach dem Umschwung im Reiche eine Einstellung auch der übrigen Mächte in Genf erreichen würden, die eine klare Festlegung der Versailler Abrüstungsfront stabilisieren, also die deutsche Entwaffnung verewigen würde. Benesch kennt nur die ewig gleiche Richtung seiner Haßpolitik gegen Deutschland, er konnte also den plötzlichen Wandel in der Weltauffassung gegenüber dem Reich nicht verstehen, Paul-Boncour noch weniger, da er wohl zu den Anhängern des Präventivkrieges gegen Deutschland gehört. Daß gerade zufällig auf der berühmten Westerplatte die Polen militärische Verstärkungen zusammenzogen und im Weichselkorridor Truppen massiert wurden, sollte die Bedrohung Deutschlands vollenden. Alle diese sehr durchsichtigen Manöver sind durch die Umsicht der englischen Außenpolitik zerstört worden. England hatte wohl die Gefahren einer Matt-

setzung der Abrüstungskonferenz erkannt. MacDonald nahm dem Völkerbund die Regie aus der Hand und suchte den Weg der direkten Verständigung zwischen den Völkern. Seine Reise nach Paris scheint nicht so ausgegangen zu sein, wie die Franzosen erwarteten. Der englische Abrüstungsplan spielte dabei wohl eine nebensächliche Rolle, England wurde sich der Tatsache bewußt, daß es als Partner von Locarno auch gegen Frankreich marschieren müßte, wenn von Paris aus ein Angriff gegen Deutschland vorgetragen werden würde. Hier stehen so große Interessen Englands auf dem Spiel, daß die Aktivität seines Premierministers zu verstehen ist. Von Genf ging MacDonald nach Rom, wo anscheinend, so weit die Dinge heute schon zu übersehen sind, der Versuch gemacht wurde, die alten Kontrahenten des Locarno-Vertrages in direkte Verbindung zu bringen, um jede Kriegsgefahr zu beseitigen. Die erste Aufnahme der Ergebnisse der römischen Konferenz durch die Presse in Frankreich und seinen Vasallenstaaten läßt darauf schließen, daß Frankreichs Isolierung ziemlich klar zutage tritt. Das Wort Revision ist wieder ausgesprochen worden. Die Locarnomächte sollen an einen Tisch gebracht werden, um in der Politik der Kabinette die Probleme zum Austrag zu bringen, die gereift sind. Schon gelegentlich der eigentlichen Locarnokonferenz erklärte der damalige polnische Außenminister, Graf Skrynski, es sei für ihn ein unerträgliches Gefühl, zu wissen, daß die Grenzen seines Landes zur Diskussion stünden. Heute stehen wir vor derselben Lage, nur daß diesmal durch falsche Taktik Frankreichs das Problem diskussionsreif gemacht wurde. Das Ergebnis der englischen Initiative kann wie folgt zusammengefaßt werden: der Vertrag von Versailles hat nur noch den Wert eines Schemas, die europäische Politik tastet sich an den Weg heran, der ohne kriegerische Verwicklung zu neuen Abmachungen führen soll, welche die Fehler von Versailles beseitigen. Genf wird dabei eine nebensächliche Rolle spielen, wenn man auch die Kulisse noch aufrechterhält, die Aktivität liegt bei den Regierungen selbst. Wir haben mit unruhigen Zeiten zu rechnen. Je schneller sich die Front der Revisionisten kräftigt und durchsetzt, desto besser, die Periode der Revision hat jedenfalls bereits begonnen.

Die Erkenntnis dieser Tatsachen wird sich freilich nicht in allen Ländern mit gleicher Schnelligkeit durchsetzen. Die stärksten Widerstände sind von den Vasallen Frankreichs zu erwarten, die als verhätschelte Kinder keine große Lust verspüren dürften, nun als abgespielte Walze beiseitegelegt zu werden. Wir müssen vor allem damit rechnen, daß Benesch sein altes Ränkespiel in raffiniertester Form weiter betreibt und alle die dunklen Kanäle weiter ausnutzt, die er sich mit reichlichen Geldmitteln ausgebaut hat. Seine Innenpolitik gegenüber dem Deutschtum in der Tschechei zeigt deutlich, daß er seinen Vernichtungsplan nicht fallengelassen hat. In Europa wird nicht eher Ruhe und Frieden werden, bevor nicht den Prager Verschwörern das Handwerk gelegt worden ist. Leider hat man sich in Berlin um die Prager Außenpolitik bisher zu wenig bekümmert, es ist hohe Zeit, hier wachsam zu sein. Die letzten Vorgänge auf währungspolitischem Gebiet stellen einen Versuch dar, der deutschen Wirtschaft hüben und drüben Abbruch zu tun. Es ist recht erfreulich, daß sich das Reich zu energischem Widerstand entschlossen hat. Nur so wird es gelingen, den tschechischen Wirtschaftspolitikern klarzumachen, daß das Deutschtum ein unentbehrlicher Faktor auch für die rein tschechische Wirtschaft ist.

Oesterreich hat sich in den letzten Wochen in innerpolitische Wirren hineinmanövriert, die auch dem genauen Kenner der Wiener Psychologie allmählich unverständlich werden. Die Regierung versucht mit allen Mitteln, das Aufkommen national-deutscher Strömungen zu verhindern, sie übersieht dabei, daß durch eine solche Politik gerade das Gegenteil erreicht werden wird. Das kraftvolle österreichische Volkstum in den Ländern, die nicht unter dem Einfluß der Wiener Asphaltpresse stehen, macht genau dieselbe Wandlung innerlich durch wie das deutsche Volk im Reich. Die Versuche der christlich-sozialen Heimwehren, eine Grundlage für die Rückkehr der Habsburger zu schaffen, werden ein Mißerfolg bleiben und einer Freiheitsbewegung den Boden ebnen, die uns nur erwünscht sein kann. Wie weit die Versuche, alle völkischen Dinge zum Erlahmen zu bringen, gehen, konnte erst kürzlich wieder festgestellt werden, als die christlich-soziale „Reichspost" eine Einladung des Wiener Erzbischofs zensurierte, mit welcher er öffentlich die deutschen Katholiken zum Wiener Katholikentag unter der Parole eingeladen hatte, den Katholikentag zu einer machtvollen volksdeutschen Kundgebung zu gestalten. Erklärungen des Erzbischofs, die sich hierauf bezogen, unterdrückte die „Reichspost" oder redigierte sie um. Der Bundes-

kanzler Dollfuß wünscht keine volksdeutschen Regungen! Wir rechnen nicht mit einer schnellen Entwicklung in Oesterreich, da der Einfluß des Klerikalismus und des Marxismus so stark sind, daß sich das Volk nur langsam zur Gesundung durchringen wird. Immerhin ist in der Steiermark ein Anfang gemacht worden, Tirol soll bald folgen. Wir wünschen, daß die Versuche einer unmöglichen Präsidialregierung, sich zu halten, bald an dem gesunden Volksempfinden der nationalen Stände und in den Ländern scheitern werden, dann hat Benesch viel Geld umsonst für seine Propaganda in Wien ausgegeben. **Reinoldus**

Vor dem Schnellrichter

„Des echten Manns Behagen sei Parteilichkeit", läßt Goethe seinen Prometheus sprechen und drückt damit nichts anderes aus als die Selbstgewißheit, die das tätige Leben verleiht. Die politische Frage, vor der sich heute das deutsche Volk in seinen besten Repräsentanten gestellt sieht, liegt in diesem Satze beschlossen. Soll es sich selbst aufgeben oder darf es sich auch heute, inmitten einer großen Wandlung der politischen Dinge, das Behagen der Parteilichkeit gestatten oder nicht? Diese Frage muß bejaht werden, obwohl die Voraussetzungen zu solcher Haltung geändert sind. Es muß jeder auf seine Fasson selig werden können. Das ist der alte Geist von Potsdam. Dieser alte Geist verlangte unverbrüchliche Treue zum Ganzen. Das von Friedrich dem Großen gestaltete preußische Pflichtgefühl kannte keine Ausnahmen. Es war so übermächtig, und sein sittlicher Gehalt erschien so zwingend, daß es eben als der übergeordnete Begriff zu allen Erscheinungsformen der preußischen Menschen auftrat. Es kannte weder Rasse noch Glaubensbekenntnis; Polen und Deutsche galten dem Könige gleich, sofern beide als gute Preußen ihre Pflicht taten.

So ist es denn ein zur Hoffnung verpflichtendes Ereignis, daß das neue deutsche Wollen von Potsdam verkündet wurde. Wir sehen die Möglichkeit einer Erneuerung der Katholizität (gemeint im Wortsinn des Allumfassenden, nicht im religiösen) des preußischen Gedankens in einem deutschen nationalen Bewußtsein. Wir erblicken sogar mehr, wir erkennen schon eine Verwirklichung der Idee innerhalb eines großen Kreises. Nun aber beginnt der schwerste Teil der Aufgabe: die Pöstchenjäger sind schon in das Paradies hinübergewechselt, stehen Schlange und haben Nummern bekommen. Sie rekrutieren sich aus den berufsmäßigen Speichelleckern, den hoffnungslosen Outsidern, den in ihrer Existenz Bedrohten — und den kompromittierten Leuten. Jetzt geht es um die Menschen, die selber eine Nummer sind oder doch eine solche zu sein glauben, was manchmal auf das gleiche herauskommt. Wie werden sich die verhalten, die gewöhnt sind, den Beruf des geistigen Arbeitgebers auszuüben? Sagen wir es rund heraus: ihnen sind die geistigen Grundlagen der neuen nationalen Bewegung nichts Neues, nichts Fremdes. Sie sind bereit, zu helfen, aber sie erwarten, daß man sie nicht uniformiert. Gerade heute sind Gedankenfreiheit — und Charakterfestigkeit nötiger denn je für Volk und Staat.

*

Die Auslanddeutschen verfolgen mit Spannung das Werden im Reich. Sie wissen, daß ihre eigene Existenz auf die Dauer entscheidend davon abhängt, wie das Mutterland ihre Interessen gegenüber den fremden Staaten und Staatsvölkern vertritt, und begrüßen daher jede innere Stabilisierung des Reiches, die der gesamtdeutschen Verbundenheit Rechnung trägt und nach a u ß e n Macht verbürgt. Sie haben es gerade jetzt nicht leicht. Sie sehen an den verengten reichsdeutschen Staatsgrenzen Freiheitsfeuer lohen, der Rundfunk trägt ihnen den Triumph der nationalen Erhebung i m Reiche zu, über ihnen selbst aber schwingt der Pole, der Tscheche oder der Belgier nach wie vor den Polizeiknüppel, ja, die Machthaber über deutsches Volkstum überdenken mit Begierde die Möglichkeiten, die Geschehnisse im Reich gegen den Selbstbehauptungskampf der ihnen überantworteten Volksgruppen auszunutzen.

Die deutschfeindliche Propagandamaschine wurde zunächst einmal frisch geölt, und das Gift, das seit dem 30. Januar in West und Ost gegen die Regierung Hitler und die hinter ihr stehenden Parteien im besonderen und das Gesamtdeutschtum im allgemeinen gespritzt wird, enthält die gleichen Bestandteile, die sich

im Kriege gegen das deutsche Volk bewährt haben. Von dem Ausmaß dieser Verleumdungskampagne, die nach dem berüchtigten Beispiel von Antwerpen — die deutsche Meldung: „Nach der Eroberung der belgischen Festung wurden die Glocken geläutet" lautete, nachdem sie durch die Ententepresse gelaufen war, in französischer Aufmachung: „Nach der Eroberung von Antwerpen wurden belgische Priester als Klöppel an die Glocken gehängt" — arbeitet und bewußt auf die moralische Isolierung Deutschlands hinzielt, zeigt zugleich (und die Erfahrungen des Weltkrieges über ihre Wirkung sollten nicht unterschätzt werden), wie notwendig es ist, ihr von deutscher Seite rechtzeitig zu begegnen — und im Rahmen der Neuordnung des Reiches vor allem die Lage des Grenz- und Auslanddeutschtums zu berücksichtigen, das dieser Propaganda mehr oder minder wehrlos ausgesetzt ist, ja, das vielfach schon als Mitträger dieser Propaganda mißbraucht wird und in der Gefahr steht, parteipolitisch aufgespalten zu werden. Diese Gefahr ist naturgemäß dort am größten, wo innerhalb des deutschen Volkstums wesentliche sozialistische und demokratische Gruppen vorhanden sind. Aber nichts wäre für den Selbstbehauptungskampf des Auslanddeutschtums verhängnisvoller als eine Schichtung in zwei Gruppen: in die, welche die Entwicklung im Reich bejubeln, und die, welche sie ablehnen.

Die Staaten und Staatsvölker, denen an der Schwächung des Deutschtums gelegen ist, erhoffen diese Schichtung. Das oberste Gesetz des Volkstums, in allen volkspolitischen Fragen wenigstens einig zu sein, wäre durchbrochen. Und daraus ergibt sich sowohl für die grenz- und auslanddeutschen Führer wie für die Führer im Reich die verantwortungsvolle Verpflichtung in allem und jedem so zu handeln, daß der gesamtdeutsche Gedanke nicht Schaden erleide, die Neuordnung im Reich vielmehr ihre letzte Zielsetzung in der *Stärkung* des grenz- und auslanddeutschen Existenzkampfes erfährt.

*

Der innerösterreichische Machtkampf gehört in den gleichen Zusammenhang. Er hat ein Höchstmaß an Verwirrung erreicht. Die Fronten scheinen vielfach vertauscht. Auch hier spielt die außenpolitische Abhängigkeit lähmend hinein, und das Charakteristische des gegenwärtigen österreichischen Zustandes ist wohl dies: daß Italien, das mit der nationalsozialistischen Machtergreifung im Reich durchaus sympathisiert, die österreichische „Gleichschaltung" hinausschieben oder gar verhindern möchte. Vieles, was in Oesterreich in den letzten Wochen geschah, hängt mit kleinlichsten parteipolitischen Ressentiments zusammen, und die Entwicklung des Kanzlers Dollfuß, der sich in den Diktaturwahn hineinsteigerte, ist dafür beispielhaft. Die Christlich-Sozialen wurden durch ihre legitimistische Gruppe und den Fürsten Starhemberg, der sich anscheinend seines großen Ahnen, des Verteidigers Wiens gegen die Türken, nicht mehr erinnert, in eine Sackgasse hineinmanöveriert, aus der sie der Austromarxismus keinesfalls erretten wird.

Dabei liegen die Verhältnisse im Grunde sehr einfach. Die bisherige Verhinderung von Neuwahlen durch eine „autoritäre" Regierung, die keine Autorität besitzt, war eine Groteske, und von Tag zu Tag erweist sich, daß der österreichische Nationalismus, der heute unter großdeutscher Fahne kämpft, trotz Armee, Polizei und — Heimwehr nicht auszuschalten ist. So sollten sich, nicht zuletzt im eigenen Interesse, gerade die Christlich-Sozialen einem Bündnis nicht versagen, dessen Abschluß dem deutschen Staate Oesterreich und seinen Parteien Erschütterungen ersparen würde, die dem Reiche nicht erspart geblieben sind. So wenig sich die österreichischen und reichsdeutschen Verhältnisse vergleichen lassen (was in der reichsdeutschen Presse irrigerweise noch immer vielfach geschieht, die bitteren Erfahrungen, die das reichsdeutsche Zentrum machen mußte, weil es den Auftrieb von rechts unter- und die Bundesgenossenschaft der Sozialdemokratie überschätzte, sind nicht zu übersehen. In Oesterreich aber ist das rechtzeitige Sichfinden um so leichter, als in der Christlich-Sozialen Partei die bürgerlich-konservativen Kräfte überwiegen, und sie auch *nach* Neuwahlen nicht auszuschalten sind. Gleichzeitig wäre mit dieser *natürlichen* Lösung dem großdeutschen Gedanken gedient, der heute durch mehr oder minder verworrene legitimistische Pläne getrübt wird.

*

Das Ausland hat auf die deutsche Wandlung so reagiert, wie man es erwarten durfte. Es gehört nun einmal zu den Gepflogenheiten der Weltpresse, über das deutsche Volk so zu berichten, wie es die Leser wünschen. Als Herr v. Papen Kanzler wurde, entdeckte man draußen die Aktentasche, die Herr v. Papen *nicht* hatte liegen lassen, aber die *nicht* vergessene Tasche gab das Stichwort. Heute sehen wir

das gleiche: daß eine nationale Revolution nicht allenthalben mit Handschuhen auftritt, daß sich die Leidenschaft explosiv bemerkbar macht, ist nach den vierzehn Jahren Verunglimpfung nicht überraschend. Es besteht nun aber, dünkt uns, die Gefahr, daß wir das Kind mit dem Bade ausschütten. Von den Mitteln zur Korrektur der Berichterstattung ist das der Ausweisung oder der Androhung von Strafen das schlechteste. Man kann auch aus Holland, aus der Schweiz über Deutschland berichten. Werden die Berichterstatter in Berlin mundtot gemacht, dann gewinnen die Afterberichte aus den neutralen Ländern an Glaubwürdigkeit. Zur Abwehr von Greuelberichten ist nur ein Mittel wirksam: eine aristokratische Haltung, auf deren Grundlage ein gewisser sarkastischer Humor entfaltet werden kann. Dann entsteht schließlich der Fluch der Lächerlichkeit für die Gegner. Wir empfehlen die Schaffung eines Berichtsmuseums. Selbst wenn darin einige Tatsachen enthalten sein sollten, so könnte daraus das Witzblatt der Zukunft werden. Tierfreunde aber wissen, daß Hunde das Lachen nicht vertragen können.

*

Die Opfer der Revolution entfalten gegenwärtig eine umfassende Tätigkeit, die einen Reiz auf die Tränendrüsen der Mitwelt ausüben soll. Es bedarf keines besonderen Scharfsinns und keiner besonderen Informationen, um zu wissen, daß die ehemaligen Nutznießer der gestürzten Ordnung häufig wirklich bemitleidenswerte Existenzen geworden sind. Sie werden aber den Marktwert ihrer Lage nicht vermehren, wenn sie jammern. Es hat niemand danach gefragt, wie viele Zukunftshoffnungen tüchtiger Menschen im Jahre 1918 zerstört worden sind. Erblickte man nicht ein Verdienst in der Ausmerzung monarchischer Gesinnung? Belohnte man damals nicht jeden Ueberläufer und jeden Gesinnungslumpen? Wer aber etwas ist und bedeutet, kann ganz gewiß auch heute seinen Weg machen. Wir empfehlen aber, nicht auf dem falschen Fuße Hurra zu schreien. Sagen wir es offen heraus: wir warnen vor falschem Mitleid. Wer heute mit seinem Elend hausieren geht, verdient es. Es bleibt jedem auch heute unbenommen, auf Grund seiner menschlichen Qualitäten seine Existenz zu sichern.

*

Zu dem Kampf gegen den Marxismus hat sich in der ersten Phase der deutschen Revolution der Kampf gegen den Semitismus, vor allem auf kulturellem Gebiet, gesellt. „Tagebuch" und „Weltbühne" sind bis zum September verboten; an den staatlichen und städtischen Theatern werden die führenden Männer jüdischer Art entfernt; aus der Charlottenburger Oper hat man den Kapellmeister Stiedry ausgewiesen, und Bruno Walters Leipziger und Berliner Konzerte sind verhindert worden. — Daß eine aktive Gegenaktion einmal kommen mußte, haben wir an dieser Stelle in unseren Diskussionen der jüdischen Vorherrschaft in Literatur und Kunst wieder und wieder betont. Wir haben gewarnt — ohne Erfolg; jetzt müssen die Folgen getragen werden. Wir nehmen an, daß es sich um unvermeidliche Uebergangserscheinungen handelt. Auf der anderen Seite aber ist zu sagen, daß dieser Kampf gegen den Semitismus und den Antigermanismus die eigentlich wichtigen und entscheidenden Faktoren noch völlig zu übersehen scheint. Das unverhältnismäßige Uebergewicht des jüdischen Geistes bei uns hat sich nämlich nicht aus dem semitischen, sondern aus dem a r i s c h e n S e m i t i s m u s ergeben. Auf 60 Millionen Deutsche kommen rund 600 000 Juden in Deutschland, also knapp 1 Prozent der Bevölkerung: die allein wären, noch dazu über das ganze Land verteilt, kaum imstande gewesen, den ganzen großen jüdischen Kunstbetrieb im Gang zu halten. Da müssen wir schon an unseren eigenen Busen schlagen: die Verantwortung tragen wir zum größten Teil selber. Wer hat denn Emil Ludwig in Hunderttausenden von Exemplaren gekauft? — Die Zahl der erwachsenen Juden reicht zur Aufnahme seiner Auflagen wirklich nicht aus: wir müssen schon zugeben, daß da Tausende und aber Tausende von deutschen Käufern mitgeholfen haben. Wer hat Lion Feuchtwanger und Erich Kaestner gekauft und gelesen? Wer hat „Gigli, eine von uns" und „Menschen im Hotel", Remarque und Peter Panter verschlungen? Nicht nur die Juden, sondern unzählige von uns — und zwar nicht etwa nur die bösen Demokraten und Sozialdemokraten, sondern gerade die guten nationalen Familien von rechts, denen diese Art Literatur viel leichter einging (und eingeht) als die guten Dinge von der eigenen Seite, die man ihnen wieder und wieder vorhielt. Wir sagten: Lest Paul Ernst, lest Kolbenheyer, Barlach, Grimm, Vesper! Die Antwort hieß: Das ist so schwer, wir wollen Entspannung. Es wird sehr amüsant sein, festzustellen, wie sehr jetzt nach dem Umschwung die Auflagen der wertvollen nationalen Dichter steigen werden; wir sind sicher,

daß der Unterschied gegen früher kaum zu merken sein wird. Den jüdischen Geist in der deutschen Kultur durch Entfernen jüdischer Schriftsteller, Musiker und Theatermenschen zu beseitigen ist verhältnismäßig einfach; die Lösung der Probleme, die der arische Semitismus aufgibt, ist viel schwieriger — und viel wichtiger.

*

Von der Zivilcourage der Deutschen hatte schon Bismarck keine hohe Meinung. In diesen Wochen, in denen die Begeisterungsfähigkeit des Volkes ein so erfreuliches Zeugnis ablegt von der unverbrauchten Kraft und Frische, die in ihm steckt, erleben wir zwar überall die Zeichen, daß der alte soldatische Mut der Deutschen unveränderlich vorhanden ist; aber Mut gegenüber dem Feind ist etwas gänzlich anderes als der zivile Mut des Einzelnen, auch im Privatleben seinen Glauben, seine Anschauung von Recht und Ehre unerschrocken zu vertreten. So ist es recht beschämend, gerade heute tagtäglich an die Worte Bismarcks erinnert zu werden: „Mut auf dem Schlachtfelde ist bei uns ein Gemeingut, aber Sie werden nicht selten finden, daß es ganz achtbaren Leuten an Zivilcourage fehlt." Die mangelnde Zivilcourage gehört in der Tat zu den Nationallastern in Deutschland, aber keineswegs zu den ursprünglich angeborenen, sondern leider zu den erworbenen. Denn ein Blick in die Geschichte lehrt, daß diese Erwerbung erst aus den letzten drei- bis vierhundert Jahren stammt.

Darauf sollte man sich in diesen Tagen, in denen man bemüht ist, die Fehler einer ganzen Epoche abzustreifen, besinnen. Wenn ein Mann sieht, daß an seiner Seite ein anderer, rechtlicher, sauberer Volksgenosse von irgendwelchen irregeleiteten Leuten angegriffen und verprügelt wird — wenn ein anderer Mann etwas auf Wunsch seines Vorgesetzten tut, das in seinen Augen verwerflich ist — wenn schließlich ein Dritter in seinem Verantwortungsbereich Dinge duldet, die gegen seine Anschauung von Recht und Sitte gehen — und wenn alle diese drei Männer dann nicht den Mund auftun und ihre Ueberzeugung mannhaft vertreten, so mögen sie noch so mutige Soldaten gewesen sein, sie sind und bleiben moralische Feiglinge. Wie kann man von den Führern der Nationalsozialisten, die doch alle im letzten Jahrzehnt Gelegenheit nahmen, ihre Zivilcourage zu erweisen, wie kann man von ihnen Respekt vor Andersdenkenden erwarten, wenn der Herr Staatsrat Schäffer, nachdem er dauernd Brandreden gegen sie hielt und auf die unverantwortlichste Weise die Mainlinie beschwor, sich nun plötzlich hinter seine Partei verkriecht und erklärt, er hätte dies alles nur aus Parteidisziplin getan, er selber wäre gar nicht so usw.? Man kann neben diesen Namen Dutzende von anderen bekannten Namen stellen, und man könnte leider Tausende von unbekannten Namen aufführen, die in den letzten Wochen bei Einzelanlässen eine Charakterschwäche gezeigt haben, die unverantwortlich ist. Die nationalsozialistischen Führer werden einen solchen Mangel an Mut ihrer ganzen Wesensanlage gemäß nie und nimmer verstehen können. Sie haben das Recht, zu erwarten, daß an den verantwortlichen Stellen in Deutschland mutige, charaktervolle Leute sitzen, die den Ehrenschild der Rechts- und Kulturbegriffe als freie Deutsche rein erhalten gegen alle Gefahren, von welcher Seite sie auch kommen mögen. Man tut ihnen und dem Land schweren Schaden an, wenn man nicht durch mannhaftes Eintreten den Unfug und die Fehler irgendwelcher subalterner Organe oder disziplinloser junger Leute zu verhindern sucht. Darum sollte man dem deutschen Bürger laut und deutlich zurufen: „Mehr Zivilcourage, meine Herren!"

*

Außenpolitisch erleben wir gegenwärtig eine Umstellung der anderen Völker. Wir stellen nicht ohne Befriedigung fest, daß eine außenpolitische Umstellung unsererseits noch nicht erfolgt ist. Die Dinge liegen nämlich so, daß unsere außenpolitische Lage innenpolitisch begründet war. Wir hatten eine doppelte Kriegsschuldlüge zu bekämpfen: die innere und die äußere. Dabei war die innere die gefährlichere. Begründete doch die Linke ihren staatlichen Machtanspruch darauf. So brauchte denn das Ausland trotz aller Versuche ihrer Widerlegung keine Sorge zu haben. Das Fundament von Versailles war fest gegründet. Daher ist der amtliche Widerruf der Kriegsschuldlüge durch den Kanzler vor allem, trotz aller Außenwirkung, eine innerpolitische Handlung. Damit stellen wir unsere innere Ehre wieder her. Vor allem aber wird dem Auslande die Möglichkeit genommen, immer wieder an das andere Deutschland zu appellieren. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit einer sofortigen Umstellung des Auslandes. Der Vier-Mächte-Pakt enthält schon wünschenswerte Grundgedanken. Ob er realisiert wird, steht augenblicklich dahin. Die auf der Kriegsschuldlüge

beruhende Haltung Frankreichs ist inzwischen ihrer Hauptstütze beraubt worden. So gefährlich unsere Lage erscheint, so sehr ist sie trotz allem gebessert. Wir sind wieder selbstherrlich geworden, weil wir innerlich souverän auftreten. Der Vorstoß Polens gegen Danzig ist an dieser Tatsache gescheitert. Kurz und gut, wir ändern unsere außenpolitische Lage durch den inneren Gestaltwandel.

*

„Ein Körnchen Wahrheit"

nennt Ling Tsiu Sen eine Schrift, die vom Verein chinesischer Studenten in Berlin herausgegeben wird. Hier ist auf knappstem Raum vorbildliche Arbeit geleistet zu einer ersten, aber alles Wesentliche in großen Zügen enthaltenden Unterrichtung über die gegenwärtige Lage des chinesischen Volkes und Staates. Das Buch gliedert sich in die Abschnitte „Die chinesischen Studenten in Deutschland", „Abriß der kulturellen und politischen Entwicklung Chinas" (meisterhaft in seiner Kürze und Klarheit) und „Zur Lage im Fernen Osten". Wir wünschten diese Schrift in möglichst viele deutsche Hände. Denn bei aller kühlen Einschätzung der realen Machtverhältnisse im Fernen Osten ist der Deutsche aus eingeborenem Gerechtigkeitsdrang und auf Grund seiner eigenen schweren Erfahrungen durch die Unterdrückung nach Versailles geneigt, dem Schwachen, der von einem Mächtigen seines Rechtes beraubt wird, zur Seite zu treten. Diese Schrift des sein Volk und Land glühend liebenden und mit Zurückhaltung, aber gerade dadurch um so überzeugender für China kämpfenden Ling Tsiu Sen ist im besonderen Maße geeignet, ein klares Bild von der wirklichen Lage zu geben. Die Kenntnis der Art und des Wesens beider Völker ist die Grundlage der Urteilsbildung über die gegenseitige Situation. Ling bemüht sich, in China für die einem Asiaten leidlich unübersichtliche Entwicklung des deutschen Volkes Verständnis zu werben. Wir sollten seine Bemühungen, für das eigene Volk in Deutschland das gleiche zu leisten, unterstützen.

*

Die Dollarkrise

kam als ein letzter Schlag für alle, die seit der Inflationszeit den Dollar geradezu als den Inbegriff der Stabilität schlechthin betrachteten. Und dennoch wäre es falsch, in diesem Ereignis — ganz unabhängig vom weiteren Verlauf der Dinge — einen „Anfang vom Ende" zu sehen. Denn erstens ist die jetzige amerikanische Krise in der Hauptsache eine Bankenkrise und nicht eine Währungskrise. Keine ernste Gefahr droht dem Dollar von außen. Ausländische kurzfristige Gelder sind bereits im Jahre 1932 von New York fast restlos zurückgezogen worden; die jetzige Krise ist durch eine Bankenpanik im Inlande entstanden. Diese mußte kommen, und nur Hoovers Vertuschungs- und Verschönerungspolitik hat ihren Eintritt verzögert. Die eingefrorenen Aktiven der Banken wurden weitergeschleppt in der Hoffnung, daß „irgendwie" und „irgendwann" eine Preiserhöhung kommen und den Banken aus ihrer schwierigen Lage heraushelfen würde. Der Bankenkrise waren weder der Regierungs- noch der Bankenapparat gewachsen. Das akute Stadium der Krise traf mit dem Moment des Regierungswechsels zusammen, zu einer Zeit, wo schnelles Handeln nicht innerhalb von Tagen, sondern innerhalb von Stunden vonnöten war. Trotz dieses Zeitverlustes war der frischen Tatkraft Roosevelts ein unerwartet großer „psychologischer" Erfolg nicht versagt. Andererseits fehlt es Amerika bei der geradezu anarchischen Dezentralisation seines Bankwesens an der Führung innerhalb der Geldwirtschaft, die in Deutschland der Reichsbank obliegt. Von diesem Standpunkt aus erscheinen die jetzigen amerikanischen Schwierigkeiten nicht als ein neuer Schritt zum Abgrund der Depression, sondern vielmehr als ein reinigendes Gewitter, welches die Voraussetzungen zum neuen Wiederaufstieg schafft. Solange der Ausleseprozeß im amerikanischen Bankwesen nicht abgeschlossen und solange die Abwertung der inländischen Schulden noch nicht vollzogen ist, konnte von Amerika kein Anstoß zur Wiederbelebung der Weltwirtschaft ausgehen.

In den letzten Jahren hat man allzuviel Hoffnungen auf internationale Konferenzen als Mittel zur Ueberwindung der wirtschaftlichen Schwierigkeiten der Welt gesetzt. In Wirklichkeit ist aber eine Gesundung der Weltwirtschaft nur auf dem Wege der vorherigen Gesundung und Wiederherstellung ihrer einzelnen nationalen Glieder möglich. Deutschland ist in diesem Sinne vielen anderen Staaten voran, indem es durch die Not der Umstände gezwungen war, eine besonders schwere, aber heilsame Kur durchzumachen. Die durch die jetzige Dollar- und Bankenkrise in Amerika erzwungene, wenn auch verspätete Sanierung räumt eins der wichtigsten Hindernisse auf dem Gebiete des wirtschaftlichen Wiederaufbaues der Welt aus dem Wege.

Vom deutschen Standpunkt aus gesehen, kann die amerikanische Krise auch eine heilsame Wir-

kung auf den internationalen Geldmarkt und — indirekt — auf die Kapitallage Deutschlands ausüben. Für Inflationsmiesmacher und „Kapitalflüchtlinge" dürften die Vorgänge der letzten Wochen als Beweis dafür dienen, daß es heutzutage in dieser unvollkommenen Welt überhaupt keine „festen" Währungen gibt, und daß in dieser Beziehung die Reichsmark nicht schlechter ist als der Dollar oder der noch stabile französische Franken oder holländische Gulden. Mit Recht wird das vagabundierende internationale Fluchtkapital, das in den letzten Jahren von einem Land nach dem anderen wandert, als ein ständiger Gefahren- und Störungsfaktor angesehen. Deshalb würde seine Repatriierung zur Beruhigung des internationalen Geld- und Kapitalmarktes ganz wesentlich beitragen, ganz abgesehen davon, daß der Rückfluß dieses Fluchtkapitals zum Ausgleich der deutschen Zahlungsbilanz in der nächsten Zeit mithelfen würde.

*

Die Arbeitsverdienste sind in USA. während der Krise in wesentlich stärkerem Ausmaß zurückgegangen als in Deutschland. Das deutsche Gesamtarbeitseinkommen, das heißt die Arbeitseinkommen aller Arbeiter, Angestellten und Beamten, ohne Ruhegelder und Renten, war im letzten Vierteljahr 1932 mit 6,4 Milliarden Reichsmark um 42 Prozent niedriger als im gleichen Vierteljahr 1929, in dem es 11,1 Milliarden Reichsmark betragen hatte. In USA. lag die Gesamtlohnsumme im November 1932 sogar um 63 Prozent unter der zur gleichen Zeit im Jahre 1929. Rechnet man in Deutschland zum Gesamtarbeitseinkommen noch die Ruhegelder und Renten hinzu, die man in USA. bekanntlich kaum kennt, die aber bei uns in mehrfacher Milliardenhöhe gewissermaßen als indirekte Löhne die Erzeugung mitbelasten und die mit sinkender Erzeugung und vermehrter Arbeitslosigkeit weiter ansteigen, so liegt diese Gesamtsumme im Jahre 1932 nur um etwa 33 Prozent unter der des Jahres 1929. Der Rückgang der Gesamtlohnausgaben war in USA. also wesentlich größer als der der Erzeugung, während in Deutschland die Ausgaben für Lohn- usw. Zwecke nicht im gleichen Ausmaße heruntergegangen sind wie die Erzeugung. Die Anpassung an die Wettbewerbslage war also in USA. größer als bei uns. Auch der Verdienst des einzelnen noch in Beschäftigung gebliebenen Arbeiters ist in USA. wesentlich mehr heruntergegangen als in Deutschland. So lag der durchschnittliche Wochenverdienst des amerikanischen Industriearbeiters im November 1932 um 38 Prozent unter dem, was er durchschnittlich im November 1929 verdient hatte. Beim deutschen Industriearbeiter war der Bruttowochenverdienst im vierten Vierteljahr 1932 im Durchschnitt um 29 Prozent niedriger als zu gleicher Zeit 1929. Da sich aber in dieser Zeit die Abzüge für Sozialversicherung und Steuern erhöht hatten, ging sein Nettoverdienst um 34 Prozent herunter.

Das Institut für Konjunkturforschung glaubt, daß in Deutschland nunmehr das Gesamtarbeitseinkommen den tiefsten Punkt überwunden hat, da ein weiteres Zurückgehen der Lohn- oder Gehaltssätze oder der Beschäftigung nicht zu erwarten sei. Für das Gesamtarbeitseinkommen dürfte dies wohl zutreffen. Wir hoffen und wünschen daher, daß diese optimistische Voraussage in Erfüllung geht. Desto eindringlicher muß man aber davor warnen, hieraus den Schluß ziehen zu wollen, daß nun auch für den Einzelnen eine Steigerung seines Arbeitseinkommens zu erwarten sei. Wichtiger für die Allgemeinheit ist es, zunächst möglichst alle Arbeitslosen wieder an die Arbeit und in Verdienst zu bringen. Erst wenn dies gelungen ist und wenn die Wettbewerbslage es gestattet — vergleiche das Beispiel in USA. — wird es möglich sein, daran zu denken, auch das Arbeitseinkommen des einzelnen Arbeiters, Angestellten und Beamten langsam wieder zu erhöhen.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Erich Müller, Berlin. — Matthias Scholtes, Köln. — Dr. Paul Fechter, Berlin. — Archivrat Dr. Robert Paul Oszwald, Potsdam. — Wilhelm Kohl, Gengenbach. — Georg Keferstein, Jena. — Dr. Friedrich Kottje, Düsseldorf. — Professor Dr. Albert Dresdner, Berlin. — Werner Bergengruen, Berlin.

Für die Schriftleitung: Hans Kraus, Berlin-Charlottenburg ● Für die Anzeigen: Heiner Callm, Berlin
Verlag: Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin ● Druck: Wilhelm Greve Aktiengesellschaft, Berlin SW 68

Karl Haushofer

Bismarcks Außen-Erbe *)

„Mi manca Bismarck!" — „Mir fehlt ein Bismarck!" — Dieser klagende Ausruf ist uns nicht etwa bald nach Bismarcks Entmachtung von seinen letzten Herren oder seinem druckentlasteten, nicht mehr zu heroischer Haltung gezwungenen Außenamt überliefert, sondern von dem Diplomaten-Papst Leo XIII., von dem, der vielleicht Bismarcks größter staatsmännischer Gegner war! Sicher galt dieser Sehnsuchtsruf von solcher Seite auch nicht den Kürassier-Stulpen des „eisernen Kanzlers" — die so oft in äußerlich waffenrasselnden, innerlich unsicheren Zeiten nebst den hohen Stiefeln als Hauptkennzeichen des Reichsgründers des kleindeutschen zweiten Reiches gepriesen wurden — sondern den wunderbar feinen Händen darin mit dem hochentwickelten Fingerspitzengefühl. Sie lenkten von innen den Griff der Reiterhandschuhe, der so stählern straff und dann wieder so verbindlich führend und tastend sein konnte, bis der Bau vollendet stand, der aus unwahrscheinlichen Schwierigkeiten so selbstverständlich zu erwachsen schien, daß viele für selbstverständlich und einfach hielten, was nur ein wunderbares außenpolitisches Kunstwerk war, überlastet, mit trügerischem Gleichgewicht.

Als Nörgler galt, wer unser zweites Reich als die politische „Eintagsfliege" in Mitteleuropa erkannte und mahnte, daß sie entweder wachsen müsse oder kleiner werden würde, aber nicht so bleiben könne, wie sie war.

Was blieb uns bis heute von jenem außenpolitischen Werk, von jenem Erbe, von außen gesehen, im Lebensraum und Aufbau mit unerbittlicher Ehrlichkeit betrachtet? „Ein Trümmerfeld ohnegleichen", sagen die heutigen Erben Bismarckschen Geistes und Sinnes; so sagte wohl auch mit dem herben Sarkasmus und Wirklichkeitssinn, der ihm eigen war, der alte Bismarck selbst! Aber auch er hatte ja bedenkliche Bauten übernommen und harten Sinnes geprüft, was Grundgemäuer von Tragkraft war und was zu beseitigender Bauschutt, Müll oder Werkstoff. Vor allem hatte er seine Gegenspieler durchschaut und ein Lehrbuch der politischen Psychologie hinterlassen, das nur eines nicht vertrug: Versuche mechanischer Nachahmung statt des Einfühlens in den Geist des Werks.

Wer heute diese Gedanken und Erinnerungen, das kostbarste Lehrbuch außen- und innenpolitischen Denkens, das Deutsche besitzen, an sich vorüberziehen läßt, der darf nicht vergessen, daß sie von einer der genialsten, aber auch launenvollsten und sprunghaftesten Künstlernaturen stammen, die deutsche Erde jemals

*) Erstmalig gesprochen im Bayerischen Rundfunk am Bismarck-Tag-Vorabend 1933.

getragen hatte. Zunftmäßige Laufbahn war Bismarck fremd: er hat sie nur ganz oben, beim Gesandten, Botschafter, Ministerpräsidenten gekannt, ganz unten mißmutig verlassen, um dazwischen der „tolle Bismarck" zu sein, ungehemmt in seiner Werdeglut, am ehesten noch, trotz seiner Abneigung dagegen, das Vorbild einer parlamentarischen „Karriere"! Am längsten studiert hat er, als Feinde, die österreichische Bundestags- und die eigene Bürokratie, am überlegensten beherrscht die Kraftlinie Petersburg—Paris, mit der problematischen Persönlichkeit des dritten Napoleon; weniger schon die andere Komponente London—Wien, weil er hier Volksstimmungen, namentlich der Deutschen in Oesterreich, an den Puls hätte fühlen müssen, für dessen bald leiseren, bald stürmischeren Gang er nicht die gleiche Fernhörigkeit hatte wie für Kanzler und Dynastien.

Das europäische Kraftlinien-System aber, an dem Bismarck orientiert war, das hat sich so gründlich geändert, daß keine seiner Kombinationen in technischer Hinsicht auch heute noch gilt, oder nur auch möglich wäre. Am gründlichsten zerbrach die innere Linie Petersburg—Berlin und gar das Dreieck des alten Dreikaiserbundes. Hatte doch schon Nikolaus I. auf die verfängliche Frage, wer die zwei dümmsten Könige von Polen gewesen seien, die nur ihm erlaubte, die zornige Antwort gegeben: „Ich und Johann Sobieski — weil wir Wien gerettet haben", und einem französischen Gesandten bedeutet: „Käme jemals das gefährliche Ding, genannt deutsche Einheit, zustande, so wäre es Ihre Sache und die meine, dagegen gemeinsam zu kämpfen." So brüchig also war der bestgenutzte Hebel Bismarckscher Europa-Politik damals schon!

Um so heller strahlt die Leistung, die er trotzdem damit vollbrachte, die Lehre von der Unzuverlässigkeit Rußlands als Bundesgenosse und seiner Verwendbarkeit trotzdem um ein glänzendes Beispiel bereichernd!

Noch eine andere Lehre Bismarcks, die sich unvergänglich aus dem Schutt der zerstörten Staats- und Volksgrenzen Mitteleuropas erhebt, steht so unverrückbar wie ein Sternbild in dunkler Nacht, als außenpolitischer Führer auch über dem dritten Reich: „Befreite Völker pflegen nicht dankbar, sondern anspruchsvoll zu sein!" Sie ist ein Schlüssel für die Gründe des Verlustes der abgerissenen Nordhälfte Schleswigs; sie flammt riesengroß über dem polnischen Befreiungsdank an der Weichsel, dem litauischen am Memelstrom, über den Franzosenköpfen im Elsaß, die, wie der „Hans im Schnakenloch", im Augenblick des Einmarsches der französischen Befreier jählings ihre von 1870 bis 1918 vergessenen Schwobeköpfe wieder entdeckten.

Aber sie wirft auch eine peinliche Helle über die Proklamationen, mit denen die preußische Kommandantur in Prag 1866 das böhmische Staatsrecht und die „ruhmreiche" tschechische Nation — wie es in dem unglücklichen Wortlaut hieß — gegen Franz Josef wachgerufen hatte, der doch kurz vorher ausgerufen hatte: „Ich bin doch auch ein deutscher Fürst!" Das waren böse Proklamationen, von Handlangern, die ihren Meister nicht verstanden — die der erste geistige Zerstörer Großösterreichs, der Franzose André Chéradame, schon 1901 in seinem Giftbuch abgedruckt hat: „L'Europe et la question d'Autriche", wo zwanzig Jahre vorher die Unterminierungsarbeit vom Weltkriegsende offenbar wurde. Diese unheilvolle Art, weil sie volkspolitisch, nicht staatspolitisch arbeitete, entging auch Bismarcks Vertretern in Wien, ebenso wie die Not der Deutschen dort! Als Bismarck 1866 mit der Legion Klapka spielte, ahnte auch er nicht, daß er damit in der Ouvertüre zum ungarischen Ausgleich zur Vernichtung der deutschen Donauausstellung mitgeigte, so wenig, wie später, als er die Deutschen Böhmens ermahnte, gute Diener der sich entgliedernden Donaumonarchie zu bleiben.

So stand auch ihm in grenz- und auslanddeutschen Fragen vieles auf dem Papier, was nicht im Leben war, und vieles blieb unbekannt und ungenutzt, was dennoch lebte. Freilich erstarrte später zu trügerischen Ecksteinen deutscher Außenpolitik, was von Bismarck selbst nur als Aushilfe gedacht war, die ihm nicht die Knochen eines pommerschen Grenadiers wert schien, wie manche Balkanfrage.

Vollkommen verändert ist seit Bismarcks Werk die Ausdehnung des weltpolitischen Raumes, in dem Druck- und Schubwirkungen heute weltüber hin und her gehen. Drei heute jedem Zeitungsleser selbstverständliche Probleme zucken nur wie fernes Wetterleuchten durch seine politische Tat: das Hereinwirken Amerikas nach Europa mit ungeheurem Druck, aber ohne jede Verantwortung; die Drehung des russischen Machtgesichts nach seiner asiatischen Seite und die Abtrennung der europäischen Rückfront des einstigen Zarenreichs von Mitteleuropa durch eine westslawische Zerrungszone mit französischer Rückendeckung; der Gegendruck Mittel- und Ost-Asiens in das alte Großmachtgefüge hinein, der das Britenreich in einer Generation fast mit dem britischen Spottnamen des alten Habsburgerstaates beehrte „das wacklige Reich" [ramshakle empire].

Das amerikanische Wetterleuchten war in Bismarcks Leben aufgezuckt, als er den alten Achtundvierziger Karl Schurz empfing, der nicht, wie die Iren, ein Hebel ihrer Heimat jenseits des Atlantik geblieben war, sondern als Senator — trotz gewisser Mutterlandsgefühle — von den Yankees eingeschmolzen wurde: ein böses Vorzeichen für die Haltung der 30 deutschstämmigen Millionen im nordamerikanischen Volkskörper während des Weltkrieges.

Das Herumwenden Rußlands nach Osten hatte Bismarck selbst noch miterlebt, wohl geglaubt, damit — ähnlich wie durch die Förderung von Frankreichs Ueberseereich — Entlastungen anbahnen zu können, aber der Starke hatte wohl nie für möglich gehalten, daß ein Selbstherrscher so wenig Selbstherrscher sein könne wie Nikolaus der Letzte, nachdem Bismarck selbst Nikolaus I., den schwankenderen Charakter seines Sohnes Alexander II. erkannt und doch selbst dem finsteren Alexander III. Achtung abgezwungen hatte — bei allem Zweifel an die Dauer seiner Macht. Das ostasiatische Feuerchen an Rußlands damaliger Hintertür freilich — das hatte erst dem Entmachteten ein Besuch aus dem Osten in seiner unheimlichen Wärme klar gemacht; und seine europacentrischen Nachfolger hatten ihre Möglichkeiten dort nicht begriffen, ja selbst zerstört, was dennoch entstanden war. So fanden sie eine Welt als Feind, wo sie nur auf einen Zweibund gefaßt waren, den Bismarck so lange hintangehalten hatte.

So war schon das Kraftfeld, in dem sich das zweite Reich gegen einen Weltsturm zu behaupten hatte, weit über den nur europäischen Linienumriß hinaus geweitet, in den Bismarck einst den Bauplan des zweiten Reichs hineingearbeitet hatte, als er die Hoffnung ausdrückte: „Setzen wir Deutschland nur in den Sattel — reiten wird es schon können!" — Es zeigte sich, daß Bismarcks Nachfahren über den Bereich seiner Longe hinaus das Feld nicht beherrschten: nicht einmal die von ihm vererbten, weltumspannenden Kolonialreichs-Ansätze!

Beispielgebend also ist weit mehr sein Bauwille, als sein Bauplan — um so mehr, als das schwerstumkämpfte Großkulturvolk der Welt erst in seiner Todesgefahr die ungeheure Erweiterung seiner Seelenkraft erkannte, die ihm über den staatspolitischen Bau des zweiten Reiches hinaus für sein drittes aus dem Grenz- und Ausland-Deutschtum zuströmte und in seiner Volkspolitik die Raumtiefen des alten ersten Kaiserreichs und seiner weiten Marken aufleuchten ließ. Der Kampf mit der ganzen Wucht unwägbarer Werte, der

„Imponderabilien“, wie er sie nannte, hinter sich, gegen alles Mechanische in Raum und Zahl war es aber gewesen, in dem der Schmied des zweiten Reiches so einsam, so unverstanden und gerade deshalb so vorbildlich für das heutige Geschlecht geblieben war. Dieses Vorbild dauert; und heute wenigstens hätte Bismarck sich nicht darüber zu beklagen gebraucht, daß dieses einfältige Federvieh der deutschen Presse nicht begreife, daß er seine heiligsten Wünsche und höchsten Ziele erfüllen wolle.

Darin zeigt sich, wie weit von einer sturmgeprüften Geschlechtsfolge ein großer Teil der Reibungen überwunden ist, die sich Bismarcks Werk noch so mächtig entgegentürmten, daß er Kompromisse mit Vergangenheit und Auslandmächten schließen mußte und darüber Kräfte der Zukunft seines Volks nicht spielen lassen konnte. So furchtbar die Ahnung des Zusammenbruchs seines Außenerbes in der ihm entwundenen technischen Gestalt ihm die Todesstunde belastete, so gewiß hätte ihm die Wiederauferstehung des seelischen und persönlichen Gehalts an seinem Werk nach so viel Prüfung die Seele erhoben und echtes Gold im Feuer klar gezeigt: denn sein Wille macht den Menschen groß und klein — nicht der technische Erfolg seiner Tat.

München besitzt einen politischen Schatz, der als solcher wenig bekannt ist, noch weniger zur Erziehung künftiger Geschlechter aufgesucht wird. Das ist Bismarcks letztes Gesicht, an seinem Totenbett von Franz von Lenbach gemalt, als innerstes Heiligtum in seiner einstigen Künstler-Werkstatt aufgebaut — aufgebahrt. In diesem furchtbar wissenden Antlitz steht alle Not unserer Zeit und die Befreiung aus ihr durch eisernen, Tod und Not überwindenden Trotz geschrieben. Bismarck durchstand den Einkreisungskampf Deutschlands mit ihm in seiner Todesnot und sah oft zuvor und erst recht in dieser Stunde den Fall seines Werkes, seiner Zeit, die grundstürzende Veränderung, Welterweiterung des europäischen Kraftfeldes, in dem er gebaut hatte, und das allein e r souverän beherrschte.

In diesem Totengesicht steht auch geschrieben, daß er als erster die alten Tafeln zerbrochen hätte, wenn sie dem Werk der Zukunft Eintrag taten. Alte Tafeln zu zerbrechen, obwohl er sie liebte und schmerzlich ihren Sturz empfand, war ja doch auch seine härteste Pflicht gewesen; härter vielleicht, weil er als Sohn seiner Zeit staatspolitisch und kleindeutsch, nicht volkspolitisch und großdeutsch dachte, vielleicht denken mußte. So erschien ihm vor dem hellen Licht der wiedergewonnenen Nordmark, des Brudersiegs von Königgrätz, des beseitigten, ein halbes Leben lang gefürchteten Keils von Weißenburg, des Schutzes von Straßburg und Metz unklar, in schonendem Dunkel: das preisgegebene Grenz- und Auslanddeutschtum im Osten, das den Russen geopferte Baltentum, der aus dem 1866 neu geweckten böhmischen Staatsrecht vorspringende Keil von Eger, der Zwölf-Millionen-Verlust im Habsburgerstaat. Er glaubte, staatspolitisch sichern zu können, was er volkspolitisch zum Teil mit eigener Hand geopfert hatte. Erst der Entmachtete hatte das Wiederauferstehen Polens aus mitteleuropäischer Sentimentalität, den Druck auf Europa aus überseeischen Spannungen eines asiatisierten Russenreichs, das Vorwuchten Amerikas und Japans voll geahnt, vor dem Anspruch an Stelle des Danks befreiter Völker gewarnt; er wußte, daß die technischen Voraussetzungen seiner Tat entschwanden, nur unvergänglich das große persönliche Beispiel geblieben war. Das allein ist das Vermächtnis dieses letzten Gesichts an sein Volk — in seiner Ehre und Größe mehr als genug!

Waldemar Höffding

Amerikas Umkehr

I.

Nach dem Zusammenbruch der „Prosperity"-Aera siegte in den Vereinigten Staaten die Isolierungspolitik. Man sah eine der Hauptursachen des Zusammenbruchs darin, daß Amerika sich auf das dünne Eis der internationalen Politik und vor allem der ausländischen Kapitalinvestierungen zu weit hinausgewagt hatte. Dementsprechend erblickte man das Heilmittel gegen den schweren wirtschaftlichen Katzenjammer wenn nicht in einer bewußten Autarkiepolitik, so wenigstens in einer stärkeren Einstellung auf den Binnenmarkt, in einer Verdammung internationaler Finanzabenteuer.

Diese neue Einstellung der amerikanischen Politik kam zum Ausdruck in dem hochschutzzöllnerischen Tarif von 1930, in der intransigenten Haltung der amerikanischen Regierung gegenüber den interalliierten Kriegsschulden und in der besonders aus den Reihen des Senats geführten Kampagne gegen die Auswüchse der ausländischen Anleihevergebung. Bei diesem Umschwung in der amerikanischen Politik wurde das deutsche Reich sowohl durch die Absperrung des amerikanischen Marktes für deutsche Waren wie durch die plötzliche Einstellung des amerikanischen Kapitalexports getroffen.

Seit dem Amtsantritt Roosevelts ist ein neuer Zug der amerikanischen Außen- und Handelspolitik unverkennbar. Amerika ist im Begriff, aus seiner Isolierung wieder in das breitere Fahrwasser der internationalen Politik einzubiegen. Dies geht nicht nur aus den programmatischen Aeußerungen Roosevelts vor der Wahl hervor, sondern auch — mit viel größerer Klarheit und Schärfe — aus den kürzlichen Erklärungen des neuen Staatssekretärs Hull. Dieser Schwenkung der amerikanischen politischen Linie liegt die Erkenntnis zugrunde, daß trotz der relativ großen Bedeutung des Binnenmarktes für die amerikanische Wirtschaft (etwa im Vergleich mit Deutschland und England) auch das amerikanische Preisniveau letzten Endes international bedingt ist, und daß eine noch so dichte Abschließung von der fremden Einfuhr das Problem nicht zu lösen imstande ist (erst recht da, wo es sich um ausgesprochene Exportwaren handelt — Baumwolle, Petroleum, Kupfer). Von ganz besonderer Bedeutung ist die in den Aeußerungen des Staatssekretärs Hull mit anerkennenswerter Offenheit ausgesprochene Meinung, daß der amerikanische Super-Protektionismus, wie er im Zolltarif 1930 zum Ausdruck kam, eine nicht geringe Schuld an der Verschärfung der Weltkriese, an der Erhöhung der Zollschranken in der ganzen Welt und schließlich an dem katastrophalen Schrumpfungsprozeß des Welthandels überhaupt hatte.

II.

Wenn nicht alle Anzeichen trügen, ist die neue amerikanische Regierung entschlossen, die Krise von der internationalen Seite her anzugreifen. Das kommt unter anderem darin zum Ausdruck, daß Präsident Roosevelt nunmehr die Führung der Vorbereitungsarbeiten zu der Weltwirtschaftskonferenz fest in die Hand nimmt. Aber alle Konferenzen werden nicht in der Lage sein, die aus ihren Fugen geratenen weltwirtschaftlichen Beziehungen wieder einzurenken — zumal in einer Welt, die mit Recht konferenz-müde und konferenz-skeptisch geworden ist — solange der wirtschaftliche Bereinigungsprozeß in den einzelnen Ländern nicht zu Ende geführt ist. Denn auch hier gilt das Primat der Nationalwirtschaft. Zur Genesung des Ganzen ist eine vorherige Genesung der einzelnen Glieder notwendig.

Wie steht es in dieser Beziehung mit der amerikanischen Wirtschaft selbst? Ist dort das „Großreinemachen" zu Ende geführt oder steht es wenigstens vor dem Abschluß? Hat Amerika sein eigenes Haus so weit in Ordnung gebracht, daß es berechtigt wäre, die Führung in der Wiederbelebung der Weltwirtschaft mit Aussicht auf Erfolg zu übernehmen?

Das wirtschaftliche Grundübel, gegen das Amerika in den letzten Jahren zu kämpfen hatte, ist nicht spezifisch amerikanisch. Es ist dasselbe wie in den übrigen Ländern der Welt. Die Krise hat ein katastrophal gesunkenes Preisniveau hinterlassen, für das die öffentliche und private Schuldenlast, die unter ganz anderen Verhältnissen entstanden ist, einfach nicht tragbar ist. Wenn in dieser Beziehung kein Artunterschied zwischen Amerika und der übrigen Welt bestand, so gab es wohl einen Gradunterschied, insofern, als die Diskrepanz zwischen dem gesunkenen Preisniveau und dem aus der Prosperityzeit überlieferten Schuldenüberbau der Wirtschaft wohl in keinem Lande so groß war wie in Amerika.

Zum Ausgleich dieses Mißverhältnisses gab und gibt es nur zwei Wege — entweder Erhöhung des Preisniveaus oder Abwertung der Schulden auf ein tragbares Maß, ihre Anpassung an die herabgesunkenen Preise. Es liegt auf der Hand, daß von diesen beiden Methoden die letztere die schmerzvollere ist, und daß sowohl Wirtschaft wie Politik diesen Weg im gleichen Maß scheuen. Kein Wunder daher, daß Hoover und seine Regierung zuerst den ersten Weg, den Weg der Preiserhöhung einzuschlagen versuchten. Als Mittel hierzu sollte dienen: erstens eine Preisregulierungspolitik, eine Verknappung des augenblicklichen Angebots nicht durch Einschränkung der Produktion, sondern durch Aufkaufen und vorübergehende Zurückziehung größerer Warenmengen vom Markte; und zweitens eine Kreditexpansion, ein „Hineinpumpen" von neuer Kaufkraft in den Verkehr durch das Mittel der Krediterweiterung. Zwei von Hoover ad hoc geschaffene Behörden symbolisieren gewissermaßen diese Politik. Diese waren das Farm Board für die landwirtschaftliche Hilfe und die „Refico" (Reconstruction Finance Corporation) für den Kredit.

Beide wurden ein eklatantes Fiasko. Das Aufkaufen von Riesenmengen Weizen und Baumwolle mit Staatsmitteln vermochte nicht die Preise zu heben. Die magazinierten Warenmengen übten vielmehr einen ständigen, wenn auch latenten Druck auf die Marktpreise aus. Insofern die Preise künstlich gestützt wurden, reizten sie geradezu die Landwirte zur Erhöhung bzw. zur Beibehaltung der Anbauflächen zu einer Zeit, wo nur eine rigorose Anbaueinschränkung eine wirkliche Sanierung der Verhältnisse herbeiführen konnte. Ebenfalls trugen die Millonendarlehen der Refico zur Stützung und Erhöhung der Liquidität gefährdeter Banken und Eisenbahnen bei, aber sie vermochten nicht — und das war doch schließlich der Zweck der Uebung — den letzten Kreditnehmer, den Produzenten, dazu zu bewegen, bei fallenden Preisen seine Produktion, seinen Umsatz mit geborgtem Geld zu erhöhen.

An das Problem des Ausgleichs durch Mittel der Schuldenabwertung wagten sich Hoover und seine Regierung nicht heran. Dieser Liquidationsprozeß ging natürlich „anarchisch" durch Konkurse und Vergleiche ungehindert vor sich, konnte aber allein das Problem nicht lösen. Ein Zwangseingriff in das Zinsniveau von Staats wegen, etwa im Sinne der Brüningschen Notverordnungen, stand noch in zu krassem Widerspruch zu den hergebrachten amerikanischen wirtschaftlichen und rechtlichen Anschauungen, als daß sich eine Regierung in dem damaligen Stadium der Krise zu einem solchen Schritt entschließen konnte.

III.

Als dieser Prozeß der natürlichen Liquidation — Deflation der Preise und Deflation der Schulden — nicht die Rettung herbeizuführen vermochte, erschien das Wort Inflation

immer öfter in der öffentlichen Diskussion. Zuerst als eine irgendwo im Hintergrunde lauernde Gefahr von weiten Kreisen der Bevölkerung betrachtet, wurde sie allmählich als bewußtes Heilmittel gegen die Wirtschaftsnot von ganzen Interessentengruppen gefordert. Die Farmerorganisationen erhoben laut die Forderung nach einer „manipulierten Inflation", die Zahl der offenen Befürworter inflationistischer Maßnahmen im Kongreß nahm — und nimmt immer noch — zusehends zu. Zwar vermied Roosevelt sowohl im Laufe der Präsidentschaftskampagne wie in seiner Inauguralbotschaft vom 4. März offen und bestimmt zum Inflationsproblem Stellung zu nehmen. Doch es war kein Geheimnis, daß viele seiner einflußreichen Berater und Anhänger für eine Anwendung der Inflationskur eintraten. Diese Erörterungen hatten zuerst das eine Ergebnis: sie führten zu einer panikartigen Beunruhigung der öffentlichen Meinung. Sie veranlaßten die Bankpanik, die kurz vor Roosevelts Amtsantritt zum Ausbruch kam.

Der Ausbruch der Panik selbst war für keinen Einsichtigen überraschend. Ueberraschend aber, und zwar in höchstem Grade, war die Leichtigkeit, mit der die Panik überwunden wurde dank den von der neuen Regierung ergriffenen Maßnahmen. Bei dieser Gelegenheit zeigte es sich nochmals, welche große Rolle bei derartigen Vorgängen das Psychologische, das Stimmungsmäßige spielt, und zwar sowohl im negativen wie im positiven Sinne. Besonders bezeichnend in dieser Beziehung ist die Tatsache, daß von den zwei Milliarden Dollars Notgeld, welche in aller Eile von der Staatsdruckerei hergestellt wurden, kaum einige Millionen tatsächlich in Umlauf gebracht zu werden brauchten. Nicht minder verblüffend waren die Massenrückzahlungen von vorher gehamstertem Gold, welche zweifellos nicht soviel durch Androhung von Strafmaßnahmen gegen Goldhamsterer, als durch die Wiederkehr des Vertrauens verursacht wurden.

Der Ausbruch der akuten Bankkrise hatte auf jeden Fall die eine gute Wirkung, daß das schon lange notwendig gewordene „Großreinemachen" im stark zersplitterten amerikanischen Bankwesen nicht mehr aufgeschoben werden konnte. Das vorläufige zahlenmäßige Ergebnis der Ueberwindung der Bankkrise kommt in den Zahlen zum Ausdruck, nach denen im ganzen 12 700 Banken mit 26 Milliarden Dollars Depositen ihre Schalter wieder geöffnet haben, während 5000 Banken mit 4 Milliarden Depositen — wenigstens vorläufig — geschlossen bleiben. Die Wahrscheinlichkeit spricht jedenfalls dafür; daß die meisten von diesen 5000 Banken der notwendig gewordenen Säuberungsaktion zum Opfer fallen müssen. Eine noch offene Frage ist es, ob die von der Bundesregierung ernannten Bankkommissare, die sogenannten „conservators", nicht vielen Banken eine gute Zensur erteilt haben, die vielleicht besser geschlossen geblieben wären und deren Lebensfähigkeit noch zumindest zweifelhaft ist.

Von Wichtigkeit ist die Feststellung, daß die erste bedeutende Maßnahme der neuen Regierung in ihrer Auswirkung deflationistisch war — insofern als mehrere Milliarden Depositen annulliert oder stark abgeschrieben werden mußten. Es ist aber anzunehmen, daß nach der Beendigung des deflationistischen Bereinigungsprozesses das Problem einer „manipulierten Inflation", als Mittel einer Wirtschaftsbelebung auf neuer Grundlage, in irgendwelcher Form wiederauftauchen wird. Man wünscht die Inflation oder eine Devalvation (Herabsetzung des Goldwertes des Dollars), aber wenn sie bisher nicht verwirklicht worden ist, so hauptsächlich aus dem Grunde, weil man sich über die Mittel und Formen einer solchen „ungefährlichen" Inflation nicht einigen konnte. Dem Dollar droht keine unmittelbare Gefahr von der Seite der Zahlungsbilanz her, wenn man von einem immer möglichen Ausbruch der Kapitalflucht absieht, aber eine absichtliche Entwertung des Dollars bleibt noch immer als ein Drohmittel, das die Regierung in Reserve hält, besonders für den Fall, daß in den kommenden Wirtschaftsverhandlungen England nicht zu einer Rückkehr zur Goldwährung oder wenigstens zu einer Anlehnung des Pfundes an das Gold zu bewegen wäre.

Die Ereignisse der zweiten Aprilhälfte — das Goldausfuhrverbot Amerikas und das Abgleiten des Dollars von der Goldparität — zeigen, daß Roosevelt entschlossen ist, von dieser zweischneidigen und gefährlichen Waffe Gebrauch zu machen.

Die amerikanische Situation, wie sie durch die letzten Maßnahmen Roosevelts geschaffen wurde, ist aber wenigstens in einer bedeutenden Hinsicht verschieden von derjenigen Englands nach Aufgabe der Goldwährung im Herbst 1931. England ist es im großen und ganzen gelungen, trotz der Aufgabe des Goldstandards, das Preis- und Lohnniveau im Innern zu halten und somit von der exportfördernden Wirkung der Pfundentwertung entsprechenden Nutzen zu ziehen.

Im Gegensatz hierzu stellt der Schritt der amerikanischen Regierung eine Kapitulation Roosevelts vor dem Druck der inflationistischen Interessen im eigenen Lande dar. Abgesehen von den sonstigen geplanten währungs-inflationistischen Maßnahmen, erwartet man, daß das Aufgeben des Goldstandards die inländischen Preise heben wird. Hierzu würde auch, wie bereits die Erfahrungen der ersten Tage lehren, der Ausbruch einer „Inflationspsychose" — Flucht in die Sachwerte und Effektenkäufe — genügen. Mit anderen Worten, die „exportfördernde" Wirkung der Währungsentwertung kann im Falle Amerikas sehr wohl durch die (beabsichtigte!) Steigerung der Binnenpreise aufgehoben werden. Insofern als dies geschieht, wird die hauptsächlich gegen England geschmiedete Waffe automatisch abgestumpft. Aber auch vom Standpunkte einer möglichen Auswirkung der Dollarentwertung auf den deutschen Export muß diese Möglichkeit im Auge behalten werden.

Einstweilen ist der deflationistische Bereinigungsprozeß in der amerikanischen Wirtschaft noch nicht beendet, und verschiedene Störungsfaktoren lauern noch im Hintergrund. Roosevelt und seine Regierung schicken sich aber an, mit aller Energie ans Werk zu gehen. Als nächste und gewaltige Aufgabe steht vor ihnen die Abwertung der landwirtschaftlichen Hypothekenschulden — eine Operation, die allein den Riesenbetrag von zwei Milliarden Dollar als Refundierungsbeitrag des Staates erfordern dürfte. Ferner steht bevor die Abwertung der untragbar gewordenen Schulden der Eisenbahn- und der Public Utility-Gesellschaften (Versorgungsbetriebe).

Unabhängig von dieser notwendigen, wenn auch schmerzvollen Deflationsarbeit beabsichtigen Roosevelt und seine wirtschaftlichen Berater das Preisproblem auch von der Produktionsseite her anzufassen, zumindest was die Landwirtschaft angeht. Der viel umstrittene Farmbill, mit dem sich der amerikanische Kongreß gegenwärtig befaßt, sieht die Pachtung eines Teiles der landwirtschaftlich benutzten Fläche durch den Staat vor, um sie brach zu legen und auf diese Weise die Produktion der hauptsächlichen landwirtschaftlichen Erzeugnisse künstlich einzuschränken; also gewissermaßen eine Staatsprämie für Einschränkung der Produktion, wobei die hierfür erforderlichen gewaltigen Geldmittel durch eine Zweckbesteuerung der Weiterverarbeiter (Müllereien, Konservenfabriken usw.) aufgebracht werden sollen. Mit Recht wird darauf hingewiesen, daß diese Gesetzesvorlage das Ackerbauministerium und dessen neues Haupt, Wallace, gewissermaßen zu einem „planwirtschaftlichen Diktator" über die Landwirtschaft machen würde. Es kann nicht bestritten werden, daß die Verwirklichung dieses Planes mit vielen Gefahren verbunden ist, und es wäre nicht überraschend, wenn er in seiner Wirkung noch abgeschwächt wird, bevor er Gesetzeskraft erhält.

Wie auch die einzelnen von den hier kurz besprochenen Maßnahmen endgültig ausfallen und sich auswirken werden, fest steht jedoch, daß mit der Regierungsübernahme durch Roosevelt ein frischer Zug in die amerikanische Wirtschaftspolitik gekommen ist. Der Bereinigungsprozeß ist hierdurch dem Abschluß näher getrieben worden, was objektiv und subjektiv die Aktionsfreiheit Amerikas bei seiner Rückkehr in die Weltpolitik und Weltwirtschaft gewaltig erhöhen dürfte.

IV.

Es ist aber notwendig, sich darüber im Klaren zu sein, daß das Amerika, welches seine Rückkehr in die Weltpolitik vollzieht, ein ganz anderes Amerika ist als dasjenige, das vor einigen Jahren versuchte, der Weltpolitik und Weltwirtschaft den Rücken zu kehren.

Zuerst politisch. Die Macht der vollziehenden Gewalt in den Vereinigten Staaten ist außerordentlich gestärkt worden. Wenn man die überlieferten amerikanischen politischen und insbesondere verfassungsrechtlichen Anschauungen berücksichtigt, so hat im amerikanischen Milieu das Ermächtigungsgesetz Roosevelts eine in vielen Beziehungen ebenso revolutionäre Wirkung gehabt wie in Deutschland das Ermächtigungsgesetz Adolf Hitlers. Dies ist von besonderer Bedeutung für die öffentlichen Finanzen Amerikas, für die Bilanzierung des Bundesetats. Drastische Sparmaßnahmen auf parlamentarischem Wege durchzuführen, hat sich in allen Ländern als eine nahezu unlösbare Aufgabe erwiesen, aber die Erfahrungen, welche die Vereinigten Staaten mit der sogenannten „Veteranenhilfe "gemacht haben, waren geradezu grotesk. Vor dem Schluß der Hoover-Periode hat noch der amerikanische Kongreß, ungeachtet der leeren Staatskasse, Milliarden von Dollars bewilligt, nur weil die „Veteranen"-Verbände einen starken Druck auf die Wählermassen auszuüben vermochten und weil auf der anderen Seite der Kongreß mit Sicherheit mit einem Veto des Präsidenten rechnen konnte, welches ihm die unangenehme Verantwortung in der Sache abnehmen würde. Auch in Amerika hat das Regieren durch Notverordnung sich als einziges Mittel zur Ausbalancierung des Etats erwiesen. Nur gewappnet mit den außerordentlichen Vollmachten, die ihm von einem durch die Bankkrise erschrockenen Kongreß anstandlos gewährt worden sind, konnte Roosevelt die drastischen Abschnitte am Ausgabeetat, inklusive der „Veteranenpensionen", vornehmen.

Für die außenoplitische Stellung Amerikas werden die außerordentlichen Vollmachten, die sich Roosevelt für die Handelspolitik vom Kongreß geben lassen will, von nicht minderer Bedeutung sein. Sie umfassen sowohl das Recht zur Herabsetzung des autonomen Zolltarifs durch den Präsidenten, wie das Recht, Handelsverträge ohne Mitwirkung des Senats abzuschließen. Insbesondere die Tatsache, daß der Senat nicht mehr seinen lähmenden Einfluß auszuüben imstande sein wird, wird der Aktionsfähigkeit und der Stoßkraft von Roosevelts Regierung in den kommenden wirtschaftlichen Verhandlungen außerordentlich zugute kommen.

Wenn politisch Amerika der Weltströmung von liberaler Desintegration zur diktatorischen Konzentration somit nicht ausweichen konnte, so wird auch wirtschaftlich das Amerika, das jetzt den Anspruch auf die Führung bei der Weltwirtschaftskonferenz erhebt, in vieler Hinsicht ein ganz anderes Amerika sein als dasjenige der Prosperity-Aera. Der orthodoxe Wirtschaftsliberalismus ist in starker Abnahme begriffen, und der Zug zum Staatskapitalismus ist unverkennbar, wobei es dahingestellt bleiben mag, ob dieser Zug vom Standpunkt Amerikas selbst und der Wirtschaft überhaupt begrüßenswert sei oder nicht. Die Entwicklung zum Staatskapitalismus vollzieht sich nicht aus vorgefaßten theoretischen Ideen heraus, wenn der Staat, um größerem Unheil vorzubeugen, eingreifen und die geschwächten privatwirtschaftlichen Betriebe stützen oder „auffangen" muß („Sozialisierung der Verluste"!). In vieler Hinsicht ist diese amerikanische Entwicklung reich an frappanten Analogien mit der Brüningschen Zwischenperiode in Deutschland.

Amerika kehrt zurück in die Weltwirtschaft. Als Abnehmer ausländischer Waren und als Kapitalexporteur ist es geschwächt, aber als Faktor der politischen Formung der Weltwirtschaft, als Faktor, der einen entscheidenden Einfluß auf die zukünftige Gestaltung der Handelsbeziehungen beider Hemisphären haben wird, ist es gestärkt.

Leo Sternberg

Der Rhein unter europäischer Kontrolle?

Zur Geschichte der Rheinschiffahrt

Die Geschichte der Rheinschiffahrt ist mit deutlichen Zeichen in die rheinische Landschaft geschrieben. Trotzdem ist viel zu wenig bekannt, wie entscheidend der Kraft- und Verkehrswert des Stroms in das rheinische Kulturleben eingegriffen und dieses umgekehrt wieder das Stromporträt bestimmt hat. Erst der innigen Wechselwirkung beider aber verdankt der Strom gerade die unvergleichliche Rolle, die er im nationalen Blutkreislauf spielt. Es braucht hier nicht untersucht zu werden, ob wir geographisch, strategisch oder schicksalsgeschichtlich einen unveräußerlichen Anspruch auf ihn besitzen; es genügt die Feststellung, daß er volklich deutschen Lebensraum und darum einen immerströmenden Quell des Nationalgefühls bildet.

Aber der Rhein ist nicht nur ein fließender Teil deutschen Landes, sondern gleichzeitig ein internationaler Strom, der auch andere Staaten durchfließt und durch seine schiffbare Verbindung mit dem offenen Meer sich in den Weltverkehr eingliedert.

Soweit internationale Flüsse ein „gleißender Teil" des Landes sind, stehen sie nun zwar im Eigentum und unter der besonderen Gebietshoheit derjenigen Staaten, die sie in ihrem Laufe berühren. Sie würden jedoch ihrer natürlichen Bestimmung, die Nationen zu verbinden, entzogen, wenn jene ausschließliche Gebietshoheit nicht mit Rücksicht auf die Verkehrsgemeinschaft soweit eingeschränkt würde, daß nicht jeder Staat willkürlich fremden Schiffen seine Binnengewässer sperren oder den Seeverkehr abschneiden kann. Daher bedarf die Schiffahrt auf ihnen völkerrechtlicher Regelung.

Ein alter Vers lautet:

> Der König und der Bischof teilen
> und Burg und Stadt und Stift und Dom
> Mehr Zölle sind am Rhein als Meilen
> und Pfaff und Ritter sperrt den Strom.

Obwohl der Rhein bei dem Fehlen guter Landstraßen im ganzen Mittelalter die wichtigste europäische Handelsstraße war, hemmten 82 Zollstätten auf ihm den Verkehr. Erst die französische Revolution verschaffte dem Gedanken der Freiheit der Binnenschiffahrt Geltung mit dem Dekret vom 16. November 1792, nach dem keine Nation das Recht beanspruchen kann, die Fahrrinne eines Flusses ausschließlich zu benutzen und die Nachbarn und Anlieger des Oberlaufs von den Vorzugsrechten fernzuhalten, die sie selbst genießen.

Die Oktroikonvention vom Jahre 1803, der Pariser Frieden vom 30. Mai 1814 und der Wiener Kongreß führten den Gedanken weiter, bis die von Wilhelm von Humboldt ins Leben gerufene Zentralkommission in der Mannheimer Rheinschiffahrtsakte vom 17. Oktober 1868 der Rheinschiffahrt das Gesetz gab. Danach ist die Schiffahrt auf dem Rhein und seinen Nebenflüssen einschließlich des Leck und Waal, die als Teile des Rheins betrachtet werden, von Basel bis in das offene Meer für die Schiffe aller Nationen frei, während die Häfen unter der Verwaltung der

Uferregierungen verbleiben. Abgaben, die sich lediglich auf die Tatsache der Beschiffung gründen, dürfen nicht erhoben werden. Stapel- und Umschlagsrechte sind und bleiben aufgehoben. Gemeinsame Erlassung strompolizeilicher Vorschriften wird den Uferstaaten zur Pflicht gemacht. Ueber Zuwiderhandlungen gegen die Schiffahrts- und Strom-polizeigesetzgebung und über Zivilstreitigkeiten wegen der von Schiffen auf der Fahrt verursachten Schäden entscheiden mit weitgehender Kompetenz ausgestattete Rheinschiff-fahrtsgerichte, die — obwohl nationale Sondergerichte — der Berufung durch den internationalen Gerichtshof der Zentralkommission unterliegen. Die vertragschließenden Staaten verpflichten sich, Fahrwasser und Leinpfad in guten Zustand zu setzen und darin zu erhalten, die Bezeichnung des Fahrwassers durchzuführen und dafür zu sorgen, daß die Schiffahrt nicht durch Mühlen, Triebwerke, Brücken oder sonstige künstliche Anlagen gestört wird. Die internationale Verwaltung liegt in der Hand der Zentralkommission, die aus je einem Bevollmächtigten der Uferstaaten Baden, Bayern, Hessen, Preußen, Frankreich und den Niederlanden gebildet wird.

Da der Vertrag von Versailles die Mannheimer Akte als eine unkündbare Völkervereinbarung mit Ausnahme weniger, wenn auch einschneidender Aenderungen aufrechterhalten hat, stellt sie noch heute die für die Rheinschiffahrt gültige Rechtsordnung dar. Allerdings wird sie dem Friedensvertrag zufolge gegenwärtig einer Revision unterzogen.

Soweit sich bis dahin Persönlichkeiten — wie etwa der Große Kurfürst und Friedrich der Große — Städte und Völkergemeinschaften als schaffende Kräfte am Rhein gerührt haben, geschah dies doch immer nur in den Grenzen des jeweiligen Entwicklungsstandes der Schiffahrt. Denn zwischen Aufgaben und Technik des Strombaus, der politischen Karte des Rheingebiets, Rechtsentwicklung, Fahrmaterial, Handel und Wandel besteht jener innige Zusammenhang, der hier alle Verästelungen des Lebens mit der großen Pulsader des Stroms zu einem Netz organischer Wechselwirkungen verflicht. Die Schiffahrt vollzog sich aber bis zur Verwendung der Dampfkraft noch in den einfachsten Betriebsformen. So wurden Lastschiffe, deren Fahrt von Mainz bis Köln vier bis fünf Tage und umgekehrt bis zu 18 Tagen beanspruchte, bei einer Ladung bis zu 2000 Zentner von zehn bis zwölf Haudererpferden zu Berg getreidelt. Die Halfterknechte trugen offene Messer zum Kappen der Stränge in den Händen. In Speier, wo der Leinpfad aufhörte, trat Menschenkraft an die Stelle der tierischen und 58 Menschen, ganze Strecken durch tiefes Wasser watend, zogen in 15tägigem Vorspann das Fahrzeug bis Straßburg, ein Marsch, bei dem 2600 Flaschen Wein und 1½ Ochsen verzehrt wurden. Man kann sich ein Bild von dem damaligen Umfang des Güterverkehrs machen, wenn man ermißt, daß die Schiffsfrachten, die während des ganzen Jahres 1840 in beiden Richtungen die holländische Zollstelle Lobith passierten, etwa insgesamt der Ladung von 25 heutigen Schleppkähnen entsprechen.

Erst nach dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts bricht für den rheinischen Schiffsverkehr die Zeit jenes großartigen Aufschwungs an, die nur der industriellen Entwicklung vergleichbar ist.

Der wichtigen Bestimmung über die in der Rheinschiffahrtsakte vorgeschriebenen regelmäßigen Strombefahrungen ist es zu verdanken, daß entsprechend den Ermittlungen der für die Großschiffahrt erforderlichen Wassertiefen nun Taucherglocken, Felsenbrecher, Eimer- und Greifbagger zu arbeiten begannen, um aus dem Strom schließlich das Kulturwerk der heutigen Welthandelsstraße hervorgehen zu lassen. Aber wenn die Rheinkorrektion auch heute noch nicht als abgeschlossen gelten kann, so ist der Strom nunmehr doch oberhalb Kölns bei einer mittleren Wassertiefe von 2 bis 2,50 Meter bis an die Schweizer Grenze und unterhalb Kölns bei einer mittleren Niedrigwassertiefe von 2,70 bis 3 Meter bis an die holländische Grenze für die Großschiffahrt und teilweise

sogar für seegehende Küstendampfer erschlossen. Mit Antwerpen und Amsterdam als Rheinmündungshäfen, angeschlossen an das westdeutsche Kanalsystem, verknüpft mit dem norddeutschen Wasserstraßennetz der Ems, Weser und Elbe und durch den Rhein-Rhone-Kanal mit dem Mittelmeer, verbindet er zentrale Gebiete der europäischen Großindustrie sowohl mit überseeischen Rohstoff- und Absatzgebieten wie mit denen Süddeutschlands, der Schweiz, Oesterreichs und Italiens. Ja, wie das Rheinland den unmittelbaren internationalen Verkehr schon früher durch die Seeschiffahrt herstellte, die man von den Küstenplätzen der Rheinmündung aus betrieb, so unterhält die Rhein-Seeschiffahrtsgesellschaft in Köln gemeinsam mit Reedereien in Bremen und Hamburg wieder direkte Linien nach London und anderen Ueberseehäfen.

In stetig fortschreitender Aufwärtsentwicklung verdoppelte sich der rheinische Güterverkehr vor dem Kriege jeweils innerhalb eines Jahrzehnts. Er bewältigte im letzten Friedensjahr über 67 Millionen Tonnen, eine Transportleistung, die mehr als die Hälfte aller auf deutschen Wasserstraßen beförderten Güter beträgt. Der Bedeutung der Rheinschiffahrt als der größten Schiffahrt Europas entsprach der Umfang der Rheinflotte. Diese bestand Ende August 1912 aus nahezu 1700 Dampfern mit 354 000 Pferdestärken und einem Park von 10 800 Kähnen mit rund 4,9 Millionen Tonnen Fassungsvermögen.

Der Einbruch ins Stromrecht

In diese, in der Wirtschaftsgeschichte einzig dastehende Entwicklung brach 1914 der Krieg mit den katastrophalen Auswirkungen der Hungerblockade, der Abschnürung Deutschlands vom Weltverkehr und dem Verlust von Schiffen, die, im Dienst auf dem französischen Kanalnetz verwendet, nicht mehr über die deutsche Grenze gebracht werden konnten. Unter dem außenpolitischen Druck fiel die aufsteigende Verkehrskurve zunächst rapid, verharrte dann aber bis 1924 etwa auf der Hälfte des Vorkriegsstandes. Der Waffenstillstandsvertrag mit der Besetzung des linken Rheinufers brachte die Rheinschiffahrt einschließlich ihrer Häfen und ihres gesamten Personals unter die unbeschränkte Kontrolle der Ententemächte. Zahlreiche Landanlagen und Betriebsmittel wurden für Zwecke der Besatzungsarmeen beschlagnahmt, die Mannheimer Hafenanlagen besetzt, der Verkehr zwischen Häfen des besetzten und unbesetzten Gebiets verboten, drosselnde Zollinien errichtet, Schiffahrtssperren an den Grenzen angeordnet, die ganze Flotten von Kähnen bei Emmerich aufhielten, und die Verkehrssicherheit des Rheins als Ein- und Ausfuhrstraße durch ein System von Ordonnanzen und Sanktionen derart gestört, daß er von den Verfrachtern des unbesetzten Gebiets gemieden wurde. An die Stelle der Rheinschiffahrtsakte war der Höchstkommandierende der alliierten Heere getreten.

Was dies bedeutete, zeigte sich erst in vollem Ausmaße bei dem Einbruch der Franzosen in das Ruhrgebiet, mit dem eine vordem nicht gekannte tyrannische Willkür im Rheinverkehr einsetzte. Deutsche Schlepper und Kähne wurden aus den Häfen abtransportiert und durch ungeschulte Besatzung der Havarie preisgegeben. Holländische Schiffe wurden an der Weiterfahrt verhindert und Schiffsführer angewiesen, entgegen dem Auftrag ihrer Reedereien nach anderen Bestimmungsplätzen zu fahren oder durch Androhung von Waffengewalt zur Ausführung von Befehlen gezwungen. Zollschikanen und Abgaben wurden verfügt. Eine wilde Zeit der Zersetzung trat ein, die einen großen Teil deutscher Fahrzeuge bestimmte, in das englisch besetzte Kölner Gebiet zu flüchten, um Zwangszugriffen zu entgehen. Die Rhein-Ruhr-Häfen, deren Bergverkehr am empfindlichsten betroffen wurde, verödeten ebenso wie die badischen Häfen.

Der Vertrag von Versailles setzte das Werk der Zerstörung in anderer Weise fort. Die Deutschland darin auferlegte Schiffsabgabe verletzte nicht nur den alten Grundsatz

der Rheinuferstaaten, die wirtschaftliche Entwicklung der Rheinschiffahrt von staatlichen Eingriffen freizuhalten, sondern verstieß auch gegen das völkerrechtliche Verbot der Wegnahme von privatem Eigentum durch Gewalt. Wie Frankreich jedoch durch die Ablieferung deutschen Schiffsraums sich unter den günstigsten Voraussetzungen den Grundstock zu einer bedeutenden eignen Rheinflotte mit geschäftlichen Stützpunkten schuf, so nutzte es ebenso wie Belgien die Ersatzpflicht Deutschlands auch zur Stärkung seines Einflusses am Rhein aus.

Wie schwer der Eingriff in das deutsche Schiffahrtswesen war, läßt sich leicht ermessen. Durch den Schiedsspruch des Amerikaners Walker D. Hines, dem die Durchführung der Abgabe unterstand, wurden den Franzosen 254 150 Tonnen Kahnraum und 23 760 PS Schleppkraft zugesprochen. Wenn man die nach dem Fendel-Abkommen sowie nach den französischen und belgischen Wiedergutmachungsansprüchen erfolgten Abtretungen nebst den während der Ruhraktion vorgenommenen Enteignungen hinzurechnet, ergibt sich jedoch ein Gesamtverlust von über 480 000 Tonnen Kahnraum und über 41 000 PS Schleppkraft. Dazu kommt die Abtretung der Eisenbahnbrücken über den Rhein zwischen Basel und Lauterburg sowie die Ausschaltung der Konkurrenz des Kehler Hafens, die mit der auf sieben Jahre bemessenen Betriebseinheit der Häfen von Kehl und Straßburg bezweckt wurde, und schließlich die Frankreich zugesicherte Berechtigung, die Schiffahrt aus dem natürlichen Strom in einen Seitenkanal zu verlegen und am ganzen Lauf des Rheins zwischen den äußersten Punkten der französischen Grenze zur Speisung der bereits gebauten oder noch zu bauenden Kanäle Wasser aus dem Rhein zu entnehmen und auf dem deutschen Ufer alle für die Ausübung dieses Rechtes erforderlichen Arbeiten auszuführen.

Von der berühmten Freiheitserklärung des Pariser Dekretes vom Jahre 1792, wonach kein Volk, ohne sich einer Rechtswidrigkeit schuldig zu machen, einen Strom monopolisieren darf, indem es die Uferstaaten hindert, sich die gleichen Vorteile zu sichern, ist hierbei nichts mehr zu erkennen.

Machtpolitik im „Palais du Rhin"

Wenn Keynes, der englische Delegierte von Versailles, erklärt „Ein Krieg, der zur Verteidigung internationaler Verträge geführt worden ist, hat mit dem Bruch der heiligsten Versprechungen der Sieger geendet", so trifft dieser Ausspruch insonderheit auf die Eingriffe des Friedensdiktates in das Gefüge der Rheinschiffahrtsakte zu. Obwohl Frankreich auf der Verkehrskonferenz von Barcelona seinerseits den Gedanken einer Internationalisierung der Rhone mit aller Entschiedenheit zurückwies, wird durch die Neugliederung der Zentralkommission der Versuch unternommen, ein im Gesamtinteresse der Uferstaatengemeinschaft eingesetztes Organ unter dem Vorwand erweiterter Internationalisierung als Machtinstrument auszurüsten, um ein deutsches Flußsystem Deutschlands Mitbestimmung möglichst zu entziehen. Während nämlich die Kommission, die heute im Palais du Rhin, dem früheren Kaiserpalast zu Straßburg, ihren Sitz hat, bisher sich nur aus den Bevollmächtigten der Uferstaaten zusammensetzte, deren Kreis durch die Schweiz und Frankreich erweitert worden ist, lenken jetzt auch die Nichtuferstaaten Belgien, Großbritannien und Italien die Geschicke des Rheinstroms mit — eine Strukturveränderung, zu der keinerlei Veranlassung vorlag, wenn man bedenkt, daß der Rhein unter der alten rechtlichen Ordnung dank dem Zustand der Zivilisation, dem Verantwortungsbewußtsein und der technischen Leistungsfähigkeit der Uferstaaten zur verkehrsreichsten Binnenwasserstraße der Erde geworden ist. Ueberdies ist aber auch der Grundsatz, daß die Kommission der 4 deutschen Uferstaaten, Hollands und Frankreichs

mit je einer Stimme ihre Länder vertreten, zugunsten folgender Stimmenverteilung verlassen worden:

Die Niederlande	3
Die Schweiz	2
Die deutschen Uferstaaten	4
Frankreich	4
Großbritannien	2
Italien	2
Belgien	2

Dazu kommt, daß der Präsident der Kommission als das 20. Mitglied von Frankreich gestellt, der Sitz der Kommission von Mannheim mitten in das französische Interessengebiet nach Straßburg verlegt wird, daß die Hauptbeamten des Generalsekretariats ein Franzose und ein Belgier sind, daß die Sprache französisch ist und sämtliche Druckschriften in französischer Sprache (wenn auch mit deutscher Uebersetzung) erscheinen. Man vergegenwärtige sich demgegenüber, daß bei einer Gesamtuferlänge des deutschen Stromanteils von 1342 Kilometer und einer solchen der französischen von nur 184 Kilometer Frankreich über dieselbe Stimmenzahl verfügt wie Deutschland; oder daß den Nichtuferstaaten England, Belgien und Italien ebensoviele Stimmen zugebilligt sind wie den beiden größten Rheinuferstaaten Deutschland und der Schweiz mit ihrem Uferanteil von 1535 Kilometer! Berücksichtigt man ferner die Stromarbeiten, die Deutschland im Laufe der Jahrzehnte im Interesse der Gesamtheit ausgeführt, die Zahl und Bedeutung seiner Häfen, seines Schiffsparks, seiner von der Rheinschiffahrt gespeisten Industrie und in der Weltwirtschaft kreisenden Durchgangstransporte, so scheint damit seine gegenwärtige Vertretung in der Zentralkommission schwer vereinbar. Soweit ihm darnach überhaupt noch ein Einfluß verblieben ist, wird ihm selbst dieser in allen Fällen entzogen, in denen das Versailler Diktat im voraus vorschreibt, daß Deutschland seine Zustimmung zu erteilen hat, wie z. B. zu dem Entwurf der vorgesehenen neuen Rheinschiffahrtsakte.

In demselben Geist ist auch die Zuständigkeit der Kommission erweitert worden. Und zwar in der Weise, daß ihr eine ganze Reihe schwerwiegender Aufgaben zugewiesen worden ist, die sie ohne auf die beteiligten Staaten Rücksicht zu nehmen in eigener Entscheidungsbefugnis durch Majoritätsbeschlüsse zu erledigen hat, während die Durchführbarkeit ihrer Beschlüsse sonst allgemein von der Ratifikation durch ihre Regierungen abhängig war. Dazu gehört unter anderem die Entscheidung über den Bau des Grand Canal d'Alsace, über die Regulierung der Stromstrecke von Basel bis zum Bodensee sowie die Ausarbeitung des Entwurfs für die Revision der Mannheimer Akte. Die Zentralkommission hat sowohl das elsässische Seitenkanalprojekt wie das der schweizerischen Stromregulierung angenommen. Freilich ist damit das letzte Wort noch nicht gesprochen, da der Grand Canal, der den Schiffsverkehr auf dem Rhein oberhalb Straßburgs unterbinden oder vollständig französischer Kontrolle unterwerfen würde, nur gebaut werden darf, wenn er nicht etwa nur den Interessen der Kraftgewinnung dient, sondern der Schiffahrt die gleichen Vorteile bietet wie der Rhein. Immerhin sieht sich die Zentralkommission vor höchst verantwortungsvolle Fragen gestellt, die vielleicht über die Zukunft der Rheinschiffahrt und damit über ein Kapitel europäischer Wirtschaftsgeschichte oder mehr entscheiden.

Auch die Revision der Mannheimer Akte ist in Angriff genommen. Von deutscher, holländischer, französischer und belgischer Seite sind Entwürfe im Palais du Rhin eingegangen. Zum Abschluß der Verhandlungen ist es jedoch noch nicht gekommen. Zur Richtschnur sollen bei ihnen die in der Barcelona-Akte vom Jahre 1921 niedergelegten

Grundsätze dienen, die als Fortsetzung der Wiener-Kongreß-Akte gedacht ist. Wenn diese europäisches Schiffsrecht schaffen wollte, so will das Barcelona-Abkommen allerdings die Völker des ganzen Erdballs zur Anerkennung seiner Grundsätze verpflichten. Es läßt sich jedoch nicht behaupten, daß die Zusammenarbeit der 44 Staaten, die unter den Auspizien des Völkerbundes an der Verkehrskonferenz von Barcelona teilgenommen haben, zu einem auf neuen Rechtsgedanken beruhenden befriedigenden Ergebnis geführt hätte. Man hat sogar den Grundsatz von der Freiheit der Schiffahrt durch die Bestimmungen über die Cabotage (den Verkehr von Hafen zu Hafen) und die Möglichkeit der Wiedereinführung von Schiffahrtsabgaben eingeschränkt und auch den Strombau unter einen die Staatshoheit schmälernden Zwang gestellt, der dem Zivilisationsstand der rheinischen Länder wenig Rechnung trägt.

Rechtsprechung und Volkseigenart

Einen breiten Raum in den Revisionsberatungen des Palais du Rhin wird die Rheinschiffahrtsgerichtsbarkeit einnehmen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ihr Grundgedanke, Havarieprozesse und Strompolizeiübertretungen durch orts- und sachkundige Sondergerichte entscheiden zu lassen, sich während ihres hundertjährigen Bestehens bewährt hat. Da die Verkehrsverhältnisse auf dem Rhein, seit der erste eiserne Schleppkahn den Strom befuhr, sich jedoch von Grund auf verändert haben, erscheint die Zusammenlegung der 60 auf der Strecke von Basel bis Emmerich bestehenden Rheinschiffahrtsgerichte, deren große Zahl auf eine nicht durchgehende Schiffahrt abgestellt ist, allerdings ein zeitgemäßes Erfordernis zu sein. Die meisten Schiffahrtsunfälle ereignen sich in den großen Häfen und auf der schwierigen Gebirgsstrecke von Rüdesheim bis St. Goar, wo der Rhein plötzlich seinen Charakter ändert und mit reißender Gewalt und beständig wechselndem Stromfall über stark zerklüfteter Flußsohle, von Bänken und Klippen durchwachsen, katarraktähnlich sich zwischen steilen Felswänden durchwindet. Wenn irgendwo, so müssen hier die Rheinschiffahrtsgerichte bestehen bleiben. Denn nirgends sonst als in den Brennpunkten und Gefahrenzonen des Schiffahrtsverkehrs kann der Richter Einblick in die besondere Welt der Rheinschiffahrtsverhältnisse gewinnen. Ohne Spezialkenntnisse aber vermöchte er der einschlägigen Tatbestände nicht gerecht zu werden. Er muß das Fahrwasser mit all seinen Tücken und Hindernissen kennen; muß wissen, daß der Schuttkegel des Nahegrunds, die Leistenklippen, der Klemensand den Strom in bestimmter Richtung abdrängen und eine andere Navigation erfordern. Es muß ihm für die Beurteilung der Lotsen bekannt sein, welche ausgeprägte Berufsehre sich bei den Cauber Steuerleuten findet, deren Vorfahren Blüchers Infanterie in der Neujahrsnacht 1814 übersetzten und welchen weiten Abstand sie von denen halten, von denen man sagt: Schiffsleut, Fuhrleut, Hareleut.

Auch die Sprache darf ihm nicht fremd sein. Ihr ist eine besondere nautische Farbe eigentümlich, zu der die Mundarten aller Uferstaaten und Landschaften und der internationale Charakter des Stroms die Palette gereicht haben. Die Nationalität der Besatzungen ist zwar größtenteils deutsch, auch der unter ausländischer Flagge fahrenden. Denn eine schweizer Schiffsbevölkerung gibt es nicht, und sogar unter der Trikolore fährt vorwiegend deutsches Personal, das in Deutschland seinen Wohnsitz hat, wenn man von französischer Seite auch versucht, es zur Umsiedlung ins Elsaß zu bewegen, und in Straßburg eine praktische Rheinschifferschule, die aber bis jetzt nicht praktisch geworden ist, künstlich aufrechterhält. Der Stromfremdheit französischer Navigation ist mancher Schleppkahn samt der Ladung zum Opfer gefallen.

Die deutsche Bemannung ist im ganzen Rheinstromgebiet, zumal am Neckar, am Main, im Rheingau, in der Gebirgsstrecke und an der Ruhr bodenständig und zum Teil an Bord geboren. Es ist ein unruhiges Volk, fahrlustiges Schifferblut, immer unterwegs

zwischen Heimat und Fremde. Von überall, wo sie fuhren und fahren, von der Schweizergrenze bis zur Nordseeküste leitet sich ihre Sprache her. Von der Ruhrschiffahrt brachten sie den Dirkspoller mit. Dem Seemann haben sie das Fieren und Gieren, Ankerspill und Schorbaum abgelauscht. Wenn der Schiffer von Ueberholen, Turnen oder Löschen spricht, so bedient er sich hochdeutschen Wortgebrauchs nur, um zünftige Begriffe seiner Umwelt damit zu bezeichnen. Wenn man Schiffermärchen erfahren will, so muß man an den Ohrt gehen. Weidenbüsche auf den Buhnenköpfen sind Bleesbaken. Der Steuermann kommandiert nicht zurück, sondern: Terug. Der Matrose zeist den Schleppstrang an dem Brittelring auf. Der Eigner verkauft den Kahn, wie er reilt und seilt. Der Schiffsführer schläft in der Roef, der Matrose in der Blech; und wenn eine Havarie sich im letzten Augenblick abwenden ließ, so ist es gerade noch mis gegangen.

Bei der wechselvollen Vergangenheit und jahrhundertealten staatlichen Zerrissenheit der Rheinlande vermag auch nur der mit Oertlichkeit, Landschaft und Volkstum vertraute Rheinschiffahrtsrichter durch das Labyrinth geschichtlicher Wirrnis in die für die Schiffahrt eines bestimmten Stromabschnitts geltenden Rechtsgewohnheiten einzudringen, die häufig seiner Entscheidung unterliegen.

Man sieht, daß das Vorbild Frankreichs, wenn dort nur Straßburg und Mülhausen als Rheinschiffahrtsgerichte aufrechterhalten werden, keine Nachahmung verdient. Die französische Neigung zur Zentralisation würde die Vielgestaltigkeit des deutschen, insonderheit des rheinischen Lebens, das so fließend und buntfarbig ist wie der Strom selbst, nicht gerecht. Die Gerichtsbarkeit der großen Binnenhäfen muß vielmehr auch künftig durch die Rheinschiffahrtsgerichte der Gebirgsstrecke ihre rechtliche Ergänzung finden, wie es bei den anders gearteten technischen, nautischen und kulturellen Tatbeständen schon stofflich der Fall ist.

Zur Revision des Rhein-Regimes

Die schwierigste Aufgabe der Zentralkommission bleibt jedoch die Revision des Rheinregimes selbst. Dessen Organisation kann nicht als etwas Fertiges und Abgeschlossenes gelten. Sie muß deshalb ihrer gegenwärtigen machtpolitischen Struktur wieder entkleidet werden. Der Artikel 377 des Versailler Vertrages bietet insofern die Handhabe dazu, als danach der Völkerbund jederzeit die Nachprüfung derjenigen Vorschriften anregen kann, die sich auf ein dauerndes Vertragsverhältnis beziehen. Von dem Ergebnis dieser Prüfung wird es abhängen, ob der Schöpfung Humboldts ihr geschichtlicher Charakter als einer *vorbereitenden* und *beratenden Instanz* der beteiligten Staaten in Rheinfragen belassen oder ob sie in eine *selbständig entscheidende* Verwaltungsinstanz für den Rhein umgewandelt wird. Was aber spräche entschiedener gegen die Ausdehnung ihrer Zuständigkeit, als die Tatsache, daß die Mannheimer Akte, unter deren Herrschaft die Rheinschiffahrt die segensreichste Entwicklung genommen hat, zu dem freiheitlichsten Verkehrsinstrument für die Welt geworden ist. Hier werden die Würfel über die ganze Zukunft des internationalen Rheinregimes fallen.

Wir brauchen die Hoffnung nicht aufzugeben, daß der Gedanke der Stromgemeinschaft, den die gegenwärtige Regelung jeder Vernunft entkleidet hat, dabei wieder seinen alten, mit den nationalen Interessen der Uferstaaten vereinbaren Inhalt empfängt.

Seit dem Jahre 1925 läßt sich eine neue Aufwärtsentwicklung im Rheinschiffahrtsverkehr beobachten. Die Gesamttonnage aller Flaggen hat sich gegenüber der Vorkriegszeit etwa um die Hälfte vermehrt. Wenn man trotzdem von dem Verschwinden der deutschen Flagge auf dem Rhein spricht, so ist darunter zu verstehen, daß die holländische Tonnage auf den doppelten Umfang emporgeschnellt und neben der schweizerischen

hauptsächlich die französische Flagge hinzugetreten ist. Dennoch führt Deutschland insofern, als seine Flagge fast stationär geblieben ist, noch immer. Ueberdies bedeutet der Flaggenwechsel noch keine Verschiebung des wirtschaftlichen Einflusses, da ein beträchtlicher Teil holländischer und schweizer Reedereitonnage sich in den Händen deutscher Schiffahrtsunternehmungen befindet. Die deutsche Leistung darf dabei um so höher angeschlagen werden, als der holländische Reeder nur etwa ⅔ der deutschen Lohnkosten und sozialen Lasten und nicht einmal $1/_{10}$ der deutschen Steuerbelastung aufzubringen hat. Unbegrenzte Möglichkeiten weiterer wirtschaftlicher Aufwärtsentwicklung werden sich aus der Verwirklichung der geplanten Schiffbarmachung des Rheins bis zum Bodensee, der Regulierung des schwäbischen Meers und der im Ausbau befindlichen Rhein-Donau-Verbindung ergeben.

Je größer aber der deutsche Anteil an der Erzeugung so ungeheuerer Kräfte ist, die dem Güteraustausch zwischen der Nordsee, dem Schwarzen Meer und dem Mittelmeer dienen und Ruhrkohle wie Eisen nach allen Ländern der Welt tragen, um so sinnloser erscheint die Folgerung: weil der Rhein Leben und Gedeihen in die Adern Europas entsendet, müsse er einer europäischen Kontrolle unterstellt werden! Freilich ist den Nichtuferstaaten das Mitbestimmungsrecht nicht nur deshalb abzusprechen, weil sie in den Weltwirtschaftsbau der rheinischen Länder nichts investiert haben. Sie haben auch in die rheinische Schicksalsgeschichte nichts investiert: weder Gut, noch Blut. Nicht Träume, noch Tränen. Was sagt es dem Engländer oder Italiener, daß an diesem Strom die Nibelungen saßen, daß hier des „Reiches Straße" war, daß nach den Weissagungen der Mystik am Rhein jene Kirche gebaut werden soll, an der alle Völker bauen werden. Der Deutsche aber hat den Rhein geschaffen, wie der Rhein ihn geschaffen hat. Und wer anders sollte berufen sein an der neuen Magna Carta des Stromes mitzuarbeiten als diejenigen, deren Schicksal des Stromes Schicksal ist!

Arvid Brodersen

Henrik Steffens und der deutsche Freiheitskampf

Von allen Gestalten des deutschen Befreiungskrieges gehört Henrik Steffens zu den vergessensten. Und doch verdient er, mehr als mancher andere, gerade heute im Gedächtnis der Nation zu leben. Es umstrahlt ihn zwar kein Siegesglanz von den Schlachtfeldern her, er ist kein Täter wie Stein und Hardenberg, kein Heerführer wie Blücher und Scharnhorst, Gneisenau und Yorck, auch kein Dichter wie Kleist oder der überschätzte Körner.

Steffens gehört neben Fichte, Schelling und Schleiermacher zu den geistigen Wegbereitern der deutschen Freiheit. Seit dem Jahre 1806, als das Land dem Eroberer unterworfen war, ist er in geheimer und offener Rede der unermüdliche Fürsprecher der nationalen Erhebung gegen die fremde Tyrannei wie gegen die eigene knechtische Unterwerfung. Er hat eine seltene Gabe, die Menschen, zu denen er spricht, besonders die jungen, zu begeistern und zu bewegen. Aber er vertut diese Gabe nicht im Aufrühren

tatenloser Leidenschaften. Er setzt sich ein, um den harten, kampfbereiten Willen des Volkes zu erwecken. Sein Ziel ist nicht Nationalismus als Gefühlssache, sondern das männlich-nüchterne Werk der nationalen Befreiung.

Henrik Steffens ist 1773 in Stavanger in Norwegen geboren. Sein Vater war deutscher, seine Mutter deutsch-dänischer Abstammung. Schon in jungen Jahren kommt er nach Deutschland; hier lebt er und wirkt er, und wenn er sich bis zuletzt auch gern Norweger nennt, so ist seine geistige Heimat doch hier. In den Kreisen der Romantiker und im Bereich Goethes bildet er sich zum Deutschen; hier erwächst ihm jener Glaube, den Arndt die Religion des Vaterlandes genannt hat — keine überhebliche Vaterländerei, sondern die feste Gewißheit, daß die Deutschen, wie Napoleon einmal sagt, ihr Schicksal noch nicht erfüllt haben, daß sie es vielmehr als Aufgabe vor sich haben.

Im Jahre 1804 wird Steffens Professor der Physik in Halle, 1811 folgt er dem Ruf an die neubegründete Universität nach Breslau, von 1831 bis zu seinem Tode 1845 wirkt er an der Berliner Universität. Seinen ersten Ruhm erwirbt er sich — weit über Deutschlands Grenzen hinaus — als Naturphilosoph im Geiste Schellings. Aber gerade seine Herkunft aus dem deutschen Idealismus verbietet ihm, zumal in Notzeiten des Vaterlandes, sich untätig in theoretische Spekulationen zurückzuziehen. Wie die besten Hochschullehrer von damals weiß Steffens sich berufen zum geistigen Führer der Jugend im schicksalsverhängten Kampf der Nation. Und in dieser Verantwortung handelt er.

Völlige Ohnmacht nach außen, heillose Zersplitterung und Verwirrung im Innern, das ist die deutsche Lage damals. Vor der Tür steht der gewaltige Schlußkampf des napoleonischen Weltkrieges: der Zug nach Rußland. Soll das entwaffnete Preußen diesem Kampf rettungslos zum Opfer fallen? Die Dumpf-Bequemen wie die kalten Rechner neigen dazu, das Land preiszugeben, die Begeisterten — und es sind deren viele — wollen den Staat retten, aber sie streiten sich untereinander über die Mittel und Wege.

Steffens beurteilt dieses Chaos der inneren Kämpfe und Gegensätze durchaus nicht pessimistisch. Diese scheinbar trostlose Verwirrung ist ihm im Gegenteil ein Beweis, „daß wirklich eine mächtige Masse in Bewegung gesetzt ist"; „die verborgene, zurückgedrängte Energie des Volkes" wartet darauf, in eine einheitliche Richtung gelenkt zu werden. Keinen Augenblick täuscht er sich über den notwendigen Lauf des deutschen Schicksals: zunächst muß die Freiheit erkämpft werden. Und er zieht für seine Person die Konsequenz dieser Erkenntnis. Der scheinbar harmlose Professor tut Dienste als geheimer Kurier, er betreibt unter Lebensgefahr Freiwilligenwerbungen und sammelt Waffen, er übt sich mit Freunden zusammen selbst im Gebrauch der Waffen. Trotz aller Vorsicht kommt die Sache schließlich der französischen Geheimpolizei in Berlin zu Ohren. Da siedelt Steffens im September 1811 von Halle nach Breslau über und entgeht damit der unmittelbaren Gefahr. Schweren Herzens verläßt er Halle. Zwar rettet er so sein Leben und die Existenz seiner Angehörigen, aber kann er sich hier im entlegenen Osten überhaupt wie bisher politisch betätigen? Aktives Eingreifen ist mehr not denn je. Immer lauter wird das Gerücht, daß Preußen und Oesterreich wie die übrigen deutschen Länder in Verbindung mit Napoleon gegen Rußland kämpfen werden. Es scheint, als wäre im inneren Hader jede Hoffnung auf Selbständigkeit aufgegeben. Wo sind die Vorkämpfer der Freiheit? Da wird rascher, als es Steffens ahnen und hoffen kann, gerade Breslau zum Mittelpunkt der Ereignisse.

Als Professor an der schlesischen Universität sieht Steffens vom ersten Tag an seine Aufgabe darin, die Jugend für den bevorstehenden Freiheitskampf geistig vorzubereiten. Er sucht in ihr, wie er sagt, „eine kühne sittliche Gewalt für künftige Siege" zu erwecken. Dabei tritt er allem Abgelebten, Starren, Unlebendigen im Lehrbetrieb ebenso energisch

entgegen wie der dumpfen und verrohten Unwissenheit, der geistigen Anspruchslosigkeit der Studenten. Und er findet Gehör, wie das Weitere zeigen wird.

Im April 1812 erscheinen plötzlich Gneisenau und Arndt, später Blücher in Breslau. Sie treten sofort in nahe Verbindung mit Steffens. In seinem Haus kommen sie zusammen und beratschlagen über die Rettung des Landes vor dem drohenden Untergang. Gewisse Hoffnungen setzen sie auf Oesterreich und England, aber die Hauptaufgabe bleibt: den Widerstand des Volkes zu aktivieren. Denn der Widerstand, selbst in der trostlosesten Lage, birgt, nach einem Wort von Steffens, den Keim der Wiedergeburt in sich, „während das furchtsam sich ergebende Volk sich am sichersten glaubt, wenn es dem Tode am nächsten ist".

Der Winter 1812 bringt die Vernichtung der napoleonischen Armee in Rußland, „ein Ereignis, welches an Wunder die Siege übertrifft". Der Unüberwindliche ist geschlagen! Durch Deutschland geht diese Nachricht wie ein Aufruf zur Tat; täglich kann die Entscheidung fallen; alles ist in höchster Spannung bereit. Aber der König zögert. Und was für das Volk das Zeichen zum Aufbruch ist — das Uebertreten Yorcks mit seinem Hilfskorps von den Franzosen zu den Russen —, mißbilligt er. Aber der Sturm ist nicht mehr aufzuhalten. Endlich, im Februar 1813, entschließt sich der König zur Tat. Er begibt sich nach Breslau, in seinem Gefolge Scharnhorst und Gneisenau und — der französische Gesandte. Aber noch immer scheint Friedrich Wilhelm zu schwanken, ob er sein Volk mit Napoleon gegen Rußland oder mit Rußland gegen Napoleon führen soll. Er bereitet einen Aufruf zur freiwilligen Bewaffnung vor — die ganze preußische Jugend wartet sehnsüchtig darauf — aber den Gegner will er noch immer nicht bekennen. Durch Freunde aus der Umgebung des Königs wird Steffens von diesem Plan in Kenntnis gesetzt. Sie befürchten alle, daß ein derart zweideutiger Aufruf lähmend und verwirrend wirken würde.

Steffens bringt die Nacht nach diesem Gespräch in sorgenvoller Unruhe zu. Er steht früh auf, um seine Vorlesungen für den Tag vorzubereiten. Da kommt ihm plötzlich der Gedanke: „Es steht bei dir, den Krieg zu erklären; deine Stellung erlaubt dir es!" Und so geschieht es. Durch seine Studenten gibt er bekannt, daß er in der Stunde von 11 bis 12 Uhr nicht wie üblich physikalische Geographie lesen werde; er werde die Zeit benutzen, über einen Gegenstand zu sprechen, der wichtiger sei: über den bevorstehenden Aufruf des Königs an die Jugend, sich freiwillig zu bewaffnen.

Wir kennen den Hergang aus Steffens' eigenem Bericht. „Die Bewegung in der Stadt war grenzenlos. Alles wogte hin und her, jeder wollte etwas erlauschen, irgend etwas vernehmen, welches der immer stärker heranwachsenden Gärung eine bestimmte Richtung geben konnte. Unbekannte sprachen sich an und standen sich Rede, die vielen Tausende, die aus allen Gegenden nach Breslau strömten, wogten mit den aufgeregten Einwohnern auf den erfüllten Straßen; ein ausgesprochenes Wort, wenn es irgendeine Beziehung auf die Angelegenheiten des Staates hatte, ward urplötzlich und wie mit gewaltiger, lauter Stimme von allen gehört." Der Hörsaal, in dem Steffens reden sollte, war gedrängt voll. In den Fenstern standen viele, die Türe konnte nicht geschlossen werden, auf dem Korridor, auf der Treppe, selbst auf der Straße wimmelte es von Menschen. Es dauerte lange, ehe er den Weg zum Katheder fand. In einem seltsamen Zustand hatte er die Stunden vorher verbracht: „was ich sagen wollte, regte mein ganzes innerstes Dasein auf, ich sollte jetzt und unter solchen Verhältnissen aussprechen, was fünf Jahre hindurch zentnerschwer auf meinem Gemüt gelastet hatte, ich sollte der erste sein, der nun öffentlich laut aussprach, wie jetzt der Rettungstag von Deutschland, ja von ganz Europa, da war. Die innere Bewegung war grenzenlos. Vergebens suchte ich Ordnung in meine Gedanken zu bringen, aber Geister schienen mir zuzuflüstern, mir

Beistand zu versprechen, ich sehnte mich nach dem Ende dieser quälenden Einsamkeit, nur ein Gedanke trat vorherrschend hervor: „Wie oft hast du dich beklagt, sagte ich mir, daß du hier in diese Ecke von Deutschland hingeschleudert wurdest: und sie ist jetzt der alles ergreifende, begeisternde Mittelpunkt geworden; hier fängt eine neue Epoche in der Geschichte an, und was diese wogende Menschenmenge bewegt, darfst du aussprechen." Tränen stürzten mir aus den Augen, ich fiel auf die Knie, ein Gebet beruhigte mich. So trat ich unter die Menge und bestieg mein Katheder. Was ich sprach, ich weiß es nicht, selbst wenn man mich nach dem Schluß der Rede gefragt hätte, ich würde keine Rechenschaft davon ablegen können. Es war das drückende Gefühl unglücklich verlebter Jahre, welches jetzt Worte fand. Es war das warme Gefühl der zusammengepreßten Menge, welches auf meiner Zunge ruhte. Nichts Fremdes verkündete ich. Was ich sagte, war die stille Rede aller, und sie machte eben deswegen, wie ein Echo aus der eigenen Seele eines jeden, einen tiefen Eindruck. Daß ich, indem ich die Jugend so aufforderte, zugleich meinen Entschluß erklärte, mit ihnen den Kampf zu teilen, versteht sich von selbst."

Nun waren die Würfel geworfen, es war deutlich ausgesprochen, wofür und wogegen das Volk in seinen Krieg gehen sollte. Noch keine Stunde war nach der Rede vergangen, da erschien der Rektor der Universität bei Steffens; der bat ihn im Auftrag Hardenbergs, bei der Wiederholung der Rede, zu der ihn die Studenten aufgefordert hatten, den Namen Napoleons nicht zu nennen. Instinktiv hatte Steffens dies auch in der ersten Rede vermieden. „Ich befürchtete, daß die Nennung des Namens die Rede der großartigen nationalen Objektivität berauben und mich zu unschicklichen, leidenschaftlichen Aeußerungen verleiten könnte."

Der erste, den Steffens nachher aufsucht, ist Scharnhorst. Bei ihm, dem unversöhnlichen Gegner Napoleons, dem immerwachen Gewissen des Volkes, konnte er auf Unterstützung hoffen. Als ihn Scharnhorst in das Zimmer hereintreten sieht, eilt er auf ihn zu, umarmt ihn und ruft in tiefer Bewegung aus: „Steffens, ich wünsche Ihnen Glück! Sie wissen nicht, was Sie getan haben!" „Es war", schreibt Steffens, „mein schönster Ruhm. Ich sah es ein, daß ich, ein still grübelnder Gelehrter, ein ungeschickter Krieger sein würde; aber mitgehen mußte ich, wenn dieser Augenblick irgendeine Bedeutung haben sollte."

In seinen Lebenserinnerungen zeichnet Steffens ein unvergeßliches Bild von Scharnhorst. Durch die ruhige Beharrlichkeit seiner großen, wahrhaft vaterländischen Gesinnung habe er den geheimen Kampf beherrscht, selbst wenn er zu unterliegen schien; in den Jahren der Knechtschaft sei *er* „die letzte geistige Festung, die sich nie übergab". So war er jetzt der erste, der das Signal zum Angriff begrüßte. Er riet Steffens, sich an den König zu wenden, mit dem Ersuchen um Urlaub vom Amt und um die Erlaubnis, den Krieg auf eine Weise, wie es der König bestimme, mitmachen zu dürfen.

Der König antwortet überaus wohlwollend, indem er ihm erlaubt, als Volontair die Offiziersuniform derjenigen Abteilung zu tragen, bei der er dienen will. Bevor Steffens aber bei den Gardejägern eintritt, nimmt ihn ein anderer Dienst in Anspruch: scharenweise bestürmen ihn die jungen Freiwilligen, Studenten und Gymnasiasten, Jünglinge jedes Standes. Nicht nur aus Breslau, aus allen Gegenden des Landes, auch aus Berlin, kommen sie zu ihm, Tausende und Tausende. Ueber jeden muß Protokoll geführt werden, das gibt viel Arbeit, aber ein junger Freund, übrigens ein Däne, hilft ihm dabei. Mit Absicht setzt er die Abteilungen so zusammen, daß, wie er sagt, die mehrgebildete Jugend aus höheren Ständen sich unter die Geringeren mischt; auch verlangt er, daß jeder, der sich ihm anschließen will, statt silberner Kragenlitzen wollene trage und sich überhaupt während des ganzen Krieges der übrigen Mannschaft gleichstelle. Selbst

trägt er während des ganzen Feldzuges nur die bescheidene Mütze zur schlichten Uniform, keinen Tschako, kein goldenes Achselband, keine Schärpe, wie es ihm nach seinem Rang zukäme.

Der Kriegsausbruch macht das vorher zersplitterte und aufgewühlte Volk einig und stark. Alle Kräfte nehmen eine gemeinsame Richtung. Es beginnt ein Kampf, nicht der Herrscher, sondern der Völker. Napoleon hatte, und darin sieht Steffens seine weltgeschichtliche Berufung, einen jeden Deutschen gezwungen, sich zu fragen, ob er sich völlig aufgeben oder ob er sich erhalten wolle. Und jeder ehrenwerte Mann hatte den Kampf um die Selbsterhaltung schon längst beschlossen, als ihn der König erklärte.

Steffens ist kein Soldat. Selbst nennt er sich „den ungeschicktesten Sekondeleutnant der preußischen Armee". Aber er ist von Anfang bis zum siegreichen Ende dabei. Er steht im Kugelregen bei Großgörschen, ohne, wie er sagt, „naß zu werden". Und er bleibt den ganzen Krieg hindurch an der Seite Blüchers, das heißt beim Vormarsch in erster, beim Rückzug in hinterster Linie, dauernd den Kanonenschüssen ausgesetzt. Er vollbringt keine heldische Tat, von der die Chronik meldet, aber er hält tapfer und treu das Wort, das er vor der Jugend dem Land gegeben hatte.

Am Abend des Einzuges in Paris führt er Gneisenau auf den Montmartre, wo sie die große eroberte Stadt vor sich liegen sehen. Das ist „der größte, ja der heiligste Moment" seines Lebens. „Die ganze inhaltsschwere Zeit, seit ich in Halle, obgleich aus der Ferne, in die erste geheime Verbindung mit Gneisenau trat, die stillen vertrauten Zusammenkünfte in Breslau, der Ausbruch des Krieges in dieser Stadt mit seiner mächtigen Begeisterung, der ganze Feldzug mit seinen verworrenen Ereignissen und glänzenden Siegen schwebten vor mir. Paris, und mit dieser Stadt der mächtige Riese, der Europa erschüttert hatte, lagen ohnmächtig zu unseren Füßen. Ich sah nichts als die mächtige Stadt, die Jahrhunderte lang Europa beherrscht, alle herrschenden Gedanken gefangengenommen und gefesselt hatte; bis jetzt konnte sie sich mit Recht die große Stadt, die Hauptstadt der Geschichte und der Kultur der Völker nennen. Ich sah nichts als diese Stadt, und der heiter gestimmte Held, wie er siegreich verklärt dastand, schien mir die edle Gestalt, der Genius des Krieges, und der rettende, dem gestürzten Riesen der richtende, zu sein. Ich blickte noch weiter um mich her und in mich hinein, ich erlebte die Zeit, als ich noch im vorigen Jahrhundert zuerst freudig begeistert, mit jugendlicher Hoffnung die deutschen Gaue begrüßte, aber inmitten des freundlichen Genusses das drohende Gewitter erkannte, welches von Ferne aufzog, langsam sich näherte, zerschmetternd unter uns einschlug, — und nun still sich zerstreute und die Sonne und den heiteren Himmel uns wiedergab. Der klare schöne Abend war selbst das treuste Bild des schönen Traumes, der mich gefangen hielt." Aber in diese Freude mischt sich Bitterkeit, als Steffens das Verhalten der Deutschen in Paris sieht. Nicht nur werden die Ueberwundenen geschont, sie werden behandelt, als wenn sie die Sieger wären. Paris wird nicht von den Deutschen unterworfen; die Deutschen unterwerfen sich ihrerseits der „Hauptstadt der Welt", sie verfallen in barbarisches Bestaunen ihrer Kunstschätze, ihrer Sitten. Dem, der kurz vorher den Sieg gepriesen hatte, ist es, als erblickte er Attila vor Rom. Und er muß sich eingestehen: „Wie fern lag uns noch der wahre Sieg."

Als die Deutschen nach zwei weiteren Menschenaltern abermals in Paris standen, verstärkte sich diese heimlich sorgende Besinnung im Munde des jungen Nietzsche zu einem lauten Mahnruf an die Nation: „Ein großer Sieg ist eine große Gefahr." Dieses Wort, mit dem er — Lehrer der Jugend wie vor ihm Steffens — seine erste Unzeitgemäße Betrachtung beginnt, hätte er 1919 mit nicht minderer Wahrheit den Gegnern der Deutschen zuzurufen können. Aber die Sieger von Paris scheinen vor Warnungen blind und taub zu machen.

Julius Zerzer

Die Krähe / Erzählung

Der breite, vielfach zerknitterte Schatten des schwer aus Stein gefügten Kirchturms von Handenberg warf sich über versengte und welke Gräber, stieg dann über die Friedhofsmauer, wo sie am niedrigsten war, und lehnte sich jenseits in die dicht bereiften, glimmenden Wiesen, die in flach gerundeter Kuppe einem morgendlich rauchenden Waldland entgegenschwangen. Da und dort brannte noch die zerzauste Fahne eines geplünderten Astes, entzündet von dem aus Dünsten brechenden Strahl der späten Novembersonne, aber aus den Tiefen der Waldbestände quoll das purpurne Dämmern der kahlen Buchen oder schwelte, zu dichten Klumpen gedrängt, das rötliche Goldbraun des von den Stürmen noch nicht gelichteten Eichenlaubes. Zuweilen sträubten bläuliche alte Eschen, nach Drachenart gebogen und aufgerichtet, das Lanzendickicht der im vergangenen Sommer getriebenen glatten Schösse. Ein ruhender Wald, ein dorrender Wald, hinunterflutend mit seinen hohen Wogen wie gegen ein verborgenes Tal der Toten. Darüber der splitternde Flügelschlag, das hungrige Kreisen der Krähen, deren Geschrei, aus der Dunsthülle jenseits der Wipfel dringend, die eisig wehende Luft durchschnitt.

So lag es vor dem Manne, der eben die Gittertüre des Friedhofs hinter sich behutsam ins Schloß fallen ließ, so daß ihre eisernen Stäbe nur kurz und verhalten klirrten. Er war in der Kirche gewesen, obwohl es ein Wochentag war, an dem es auf seinem Hofe trotz der späten Zeit des Jahres genug zu besorgen gab. Er hatte sich dennoch in die Messe begeben, allein, ohne Freund und Knecht, nur dem Schwert an seinem Gurt vertrauend, daß es ihn schützen werde auf seinem Weg. Diesen Beistand freilich mochte er nicht entbehren, denn unsicher war die Zeit, Gesindel und Fehde lauerten überall auf Wegen und Stegen, und die Wälder glichen Höhlen von tausend Schlünden, immer bereit, Gefahr und Gewalttat auf den friedlichen Wanderer, der sich ihren Säumen näherte, auszuspeien. Mochten sie drohen, mochte die Welt im Argen liegen, ein hartes Eisen ist ein guter Freund dem entschlossenen Mann, der auf das Schlimmste gefaßt ist, der bereit ist, zuzustoßen mit dem Grimm des Verfolgten, ohne lang auf Gnade zu warten von seinem verstockten Feind.

Und der Mann mit dem Schwerte hatte wohl Grund, seiner Kraft zu trauen. Hochgewachsen und breit in den Achseln, verfiel er nun langsam in einen bedächtigen, schweren Schritt, das vom ergrauten Bart umrahmte, strenge und wie aus Erz gegossene Antlitz nach Westen gerichtet, gegen den auf und nieder sanft gewellten Rücken des Adenberges, an dessen östlichem Absturz eben das Kirchlein von Handenberg sich erhebt, indes sich seine westlich beschließende höchste Kuppe nach dem niedrigen Hügelgelände senkt, das, zuweilen von Gräben durchschnitten, seine frei gelegenen, fruchtbaren Felder bis an den Rand des großen Waldes entfaltet, den sie den Weilhart nennen und der seine flachen, unendlichen Wipfelfluten über die Ebene breitet gleich einem ruhenden tiefen See. Dort, am Saume des großen Forstes, wußte der Mann seinen Hof, von den leicht gewölbten Fluren umgeben, treulich umstanden von moosigen Birnbäumen, dunkel und fest aus behauenen Stämmen errichtet, Wohnhaus, Stallung, Schuppen und Speicher durch wohlverriegelte Tore zum Viereck zusammenschließend. So war der altersgebräunte Blockbau wohl einer Burg zu vergleichen. Und doch: er hatte nicht den Ehrgeiz, vornehm zu tun, wollte nichts anderes sein als ein Hof, ein Oedhof, ein Bauernhof. Und der Mann, der nach wehrhaftem Brauch ein Schwert an der

Seite trug, war kein Ritter, wollte kein Ritter sein, hatte nicht nötig, nach solchen Ehren scheelsüchtig aufzublicken. Er war ein Bauer, und höher als das Schwert stand ihm Sense, Sichel und Pflug, denn solches Eisen baute, gewann und schuf, doch das Eisen des Ritters schlug nieder, zerstörte und brach den Frieden.

So war es nicht immer gewesen. Noch hatte er eine Zeit gesehen, da auch das Eisen des Ritters noch baute, noch fruchtete, noch ein redliches Werkzeug war für Zucht und Gerechtigkeit. Nun schlug das Schwert um Gewinn, nun war es schartig geworden von Raub und zielloser Fehde. Da war es besser, ein Bauer zu sein, das Eisen blank zu halten an den Steinen der Ackerkrume. Die Sense blank zu halten im feuchten Gras, das man mähte am frühen Morgen. Die Schärfe der Sichel zu wahren, auf daß sie die schwankenden Garben des Roggens faßte. So blieb auch das Leben blank und erhielt sich den ewigen Sinn von Aussaat und Ernte.

Langsam und kräftig schreitend bog der Bauer an einer kleinen Wegscheide rechts den Hügel hinauf und wollte eben an einer Keusche vorübergehen, die links des Feldpfades unter dem grauen, schwer mit Steinen beladenen Schindeldache hervorlugte — man sah ihr die Mühe an, sich unter der Wucht des Daches noch eben über dem Boden zu halten — als er sich von einer kreischenden Weiberstimme beim Namen gerufen hörte. Er wandte sich, ohne seinen Schritt zu hemmen, unwillkürlich nach der Richtung, aus der die Stimme kam, zog aber sogleich mit einem kurzen, heftigen Rucke des Hauptes den Blick zurück, als schüttelte er etwas Widerwärtiges von sich ab, und setzte mit scheinbar unentwegtem Gleichmut seine Wanderung fort. Um seine Mundwinkel freilich zuckte es, und über die Falten seines sonnverbrannten Gesichtes spielte ein drohender Schein, vor dem seine Augen wie geblendet zusammenkniffen. Aber das Weib, das ihm nacheilte, sah davon nichts, und so ließ sie sich denn nicht abhalten, immer hastiger hinter ihm her zu keuchen und dazwischen mit ihrer schrillen Stimme zu rufen: „Warum so geschwind? Kannst du gar nicht warten? Herr, so wartet doch ein wenig! Ich muß Euch sprechen! Etwas Großes, Entsetzliches ist geschehn!"

Jetzt war sie so dicht hinter ihm, daß sie die Schöße seines langen Lodenrockes hätte berühren können. Da wandte der Bauer sich um. Der Blick, den er ihr aus seinen hellen Augen zuwarf, war von so verbissenem Grimm, daß sie einen Schritt zurück tat, wie Hunde weichen, sobald der Wolf sich stellt. „Helmbrecht", rief sie sich gleichsam wehrend, „seht mich doch nicht so feindlich an! Ich will nichts von Euch haben. Will Euch nicht anbetteln. Weiß ja, daß Ihr ein Filz seid, daß Ihr jedem Spatzen sein Körnchen neidet. Habt Ihr doch, wie man sagt, Euer eigenes Kind bei Nacht und Nebel ....." Sie kam nicht weiter. Der Bauer hatte sie schweigend bei ihrem rauhen Haarschopf gefaßt, ein paarmal herumgewirbelt und wie eine Katze in den weichen Sturzacker, der sich am Wege hinzog, hinausgeworfen. Da lag sie nun, unbeschädigt zwar, doch um so übler von der nassen Erde beschmutzt, und konnte darüber nachdenken, daß sie ihren Eifer hätte bezähmen sollen, wenn sie ihr Ziel erreichen und den stolzen Bauern durch die schimpfliche Botschaft, die sie für ihn bereit hielt, verletzen wollte. Sie wartete eine Weile, als hätte sie sich zu Tode gefallen, in der stillen Hoffnung, jener würde sich vielleicht eines andern besinnen und Nachschau halten, ob ihr etwas Ernstes begegnet wäre. Aber darin hatte sie sich abermals gründlich verrechnet. Völlig unbekümmert ging er seines Weges, den sanften Hügelrücken entlang, und so mußte sie sich zuletzt entschließen, ihre Glieder, wo sie eben liegen mochten, zusammenzuraffen, sich aufzurichten und dem ihrer Stimme schon fast Entrückten mit der vollen Kraft der Gehässigkeit nachzugeifern: „Schande, Schmach und Schande über dich und dein Haus! Sie haben Helmbrecht, dein Kind ...." Der Wind verwehte die Worte. Der da draußen gegen die höheren Kuppen des Aden-

berges hinausging, konnte sie nicht mehr vernehmen. Aber was lag daran? Er würde bald genug an der bitteren Wahrheit zu würgen haben.

Der Bauer war mit sich nicht übel zufrieden, daß er sich des bösen Weibes auf so harmlose Weise entledigt hatte. Der Himmel hatte ihm zur Seite gestanden, sonst hätte er sie ohne Zweifel erwürgt, und das hätte einen verdrießlichen Handel mit dem Gericht gegeben. Zum mindesten hätte man ihn um ein paar Ochsen gebüßt. Das wäre die Vettel nicht wert gewesen, diese entlaufene Nonne, dieses nicht nur den Klostermauern, sondern jeder ehrbaren Zucht entsprungene Weib, das schlimmer als Heuschreckenschwärme, schlimmer als der sengende Feind in ihren ländlichen Frieden gebrochen war, um gleich dem Teufel, der alles Gedeihliche hassen muß, überall ihr Unkraut unter das Korn zu mengen. Abtrünnig war sie, abtrünnig wollte sie auch die andern sehen; es war ihr ein Vorwurf, wenn einer getreu dem Ererbten blieb. Es genügte ihr nicht, bei den Weibern Kupplerdienste zu tun, sie mußte das echte und rechte Handwerk des Teufels treiben, Hoffart mußte sie pflanzen in arglose Herzen. Wußte sie doch, daß Hoffart das größte der Laster war, das Laster, das Luzifer in die Tiefe gestoßen hatte, das um sich fraß, das sich selbst die Rückkehr benahm, das den Wesenskern zerstörte für diese Zeit und die Ewigkeit.

Ja, Meier Helmbrecht hatte es selbst zu seinem Verderben erfahren, welcher heimlichen Arglist sie sich zu bedienen wußte, wenn ihr daran gelegen war, eine Seele zu fangen. Da war sein Bub, Helmbrecht wie er geheißen, der war ihr ins Netz gelaufen. Eine Haube hatte sie ihm genäht, eine verzauberte, teufliche Haube, in der der Hochmut saß. Was hatte sie nur mit bunter Seide darauf gestickt, scheinbar gar künstlich, in Wirklichkeit doch nur mit Bosheit und Höllenlist? Könige alter Zeit und Königskinder, Waffentaten der Ritter, höfische Frauen, die an der Hand ihrer Liebsten zur Fiedel den Reihen traten, und allerlei buntes Gevögel des Hochmuts und der Verliebtheit, Lerchen und Sittiche, Sperber und Turteltauben. Damit begann es. Die Haube stürzte der törichte Knabe über sein blondes Haar, wollte nun nichts mehr wissen von der Arbeit des Bauern, wollte ein Ritter sein. „Wer eine solche Haube trägt, kann nicht Haber säen und die Ochsen ins Joch spannen", meinte er, „der kann nicht pflügen und unter schwere Säcke den Rücken beugen, der kann nicht schwarzes Brot essen und dazu Wasser trinken. Wein muß er haben und weiße Semmeln und ein gesottenes Huhn. Und seine Hände darf er sich nicht mit der Arbeit schwärzen, sonst spotten die schönen Frauen, wenn er sie ihnen zum Tanze reicht." Wahrlich, die Hoffart der Haube hatte sich dem Buben auf das Gehirn geschlagen, hatte ihm den Verstand zerfressen. So litt es ihn nicht zu Hause, so sprengte er fort, so kam er in Unehren, ward ein Dieb und Räuber, ein Bauernschinder, bis ihn zuletzt der Scherge fing, ihm die Augen ausstach, die rechte Hand abschlug und den linken Fuß und dem blinden Bettler zu seinem Hohne nur mehr die Haube auf dem Kopfe beließ, die kunstvoll gestickte Haube mit König Karl und Roland und den trojanischen Rittern, die Haube mit den höfisch tanzenden Paaren und den bunten, schnäbelnden Papageien. Zum Teufel mit der Haube! Die hat ihn so weit gebracht; denn sobald ihm die Haube auf den Locken prangte, begehrte er auch einen feinen Rock, ein Kettenwams und ein Schwert, einen Hengst, ein Leben der Lust und des Abenteuers. Ohne die Haube hätte er die Tochter des Meiers Ruprecht gefreit, wie sie es doch seit langem mit den Kindern beschlossen hatten, wüchse in den Besitz des väterlichen Hofes hinein, wäre im Aufnehmen und Gedeihen. Aber die Haube wirkte es, daß er höher wollte. Höher, freilich! Aber nicht auf den grünen Zweig. Eher wohl auf den dürren Ast eines schändlichen Baumes. Wie die Krähen schrien! Was rief doch dieses elende Weib ihm nach? Hatte es noch

nicht Unheil genug gestiftet? Was wollte es noch von ihm? Klang das nicht, als riefe sie: „Helmbrecht, dein Kind"? Nein, der Wind ging scharf, er konnte nichts mehr vernehmen. Wollte sie ihm von Helmbrecht etwas sagen? Aber was ging ihn das an! Der war ja nicht mehr sein Kind. Der hatte seine Art verleugnet. Seine Art verleugnete ihn. Nein, von Helmbrecht konnte ihm niemand etwas berichten. Den gab es nicht mehr. Den durfte es nicht mehr geben. Das war nicht der Blinde, den er vor einem Jahr vom Hoftor weggejagt hatte, als der Jämmerliche, von einem Knaben geleitet, einen Haselstab in der zitternden Linken, mit weinerlich klagender Stimme um Obdach und Essen flehte. Der hatte sich zwar Helmbrecht genannt, er hatte auch die Haube mit den Turteltauben auf dem verwüsteten und geschändeten Kopf, aber es war nicht Helmbrecht, sein Fleisch und Blut. Mochte ihm die Mutter durch einen Spalt der Türe ein Brot in die Hand gegeben haben gleich einem Kinde — wie ungeschickt er es faßte, denn er hielt ja den Stab — es war nicht Helmbrecht, er kannte den Blinden nicht.

Aber weshalb doch dieses Weib mit ihrem widerlichen Gezeter hinter ihm hergeeilt war? Sie mußte wohl darauf erpicht sein, ihr Unheil an den richtigen Mann zu bringen. Ordentlich aus dem Atem war sie gekommen. Man konnte sie keuchen hören. Mochte sie doch! Er wollte von ihr nichts wissen. Konnte er denn nicht seinen Frieden haben, seine bäuerliche Arbeit tun und dann und wann in die Kirche gehen? Nicht in die Kapelle von Gilgenberg. Die war zu nahe. Da kannten ihn die Leute zu gut. In Handenberg wußten sie weniger von ihm oder waren doch nicht so vertraut, daß sie nach allem gefragt hätten. Auch ging er ja nicht am Sonntag in die Kirche. Er wählte dazu einen Wochentag, da nahmen sich die wenigsten Zeit, dem Gottesdienst beizuwohnen. Ein paar alte Männer und ein paar zahnlose Weiblein von den nahen Gehöften. Die murmelten ihre Gebete. Und er sah nach dem Altar, wo die Wachskerzen flatterten, wo der Priester den Zauber der Messe beschwor. Und es war ihm immer eine kurze Geborgenheit, eine dem Leid entrückte und verschwiegene Stunde. Auch heute hatte er sich stiller im Herzen auf den Heimweg begeben. Da mußte ihn diese entsprungene Nonne an seine Schande gemahnen. Gut, daß er sie nur in den Acker geworfen hatte. Sein Grimm hätte dreimal ausgereicht, ihr den Hals zu brechen.

Ein wenig abwärts neigte sich der Weg nach der flachen Mulde, in der ein Bauernhof lag, um alsbald wieder ein wenig zu steigen. So ging es in sanftem Ebenmaß immer in westlicher Richtung fort, auf einer ununterbrochenen Kette von sanften Kuppen, die in ihrer Gesamtheit eben den breiten Rücken des Adenbergs bildeten. Zu beiden Seiten des Weges beherrschten lichtumsponnene Aecker und Wiesen die flache Wölbung des Höhenzuges, und wo dieser steiler nach seinen Flanken zu sinken begann, flossen zu beiden Seiten die purpurnen Schattenwogen der Buchen- und Eichenwälder. Zuweilen, von hoher und freier Stelle, hob sich der Blick über die entblätterten Wipfel, drang zwischen bläulichen Aesten oder vorbei an den roten Zackenrändern des dürren Laubes in die dunstige Ferne. Gegen Mitternacht glitten abermals Wälder hin, aus denen nur zwei Punkte deutlich hervorschienen. Der größere, nähere war das Kloster Ranshofen, rechts dahinter, im Verlaufe des Weges an den Punkt des Klostergebäudes immer näher herantretend, war eine mattere Helligkeit, die die Lage von Braunau bezeichnete. Gegen Westen, sobald sich dahin ein Ausblick öffnete, dehnte sich immer das purpurbraune oder bläulich schwarze Meer des Weilhart dahin, gesäumt vom fernblauen Höhenzuge seines flachen Gestades, das sich nach den gelblichen Dünsten eines kraftlosen Himmels entwirklichte. Dort mußte über der Talschlucht der

Salzach Burghausen errichtet sein, der wehrhaft ummauerte Sitz seines Herrn, des Bayernherzogs, dem er für das verliehene Ackerland den Zins und die Gabe reichte und durch den er sich mit der weiten Gemeinschaft weltlicher Macht und ordnender Sitte verbunden fühlte. Gegen Mittag stand — zuweilen im losen Geäste der Wipfel, zuweilen frei auf bestellte Aecker hinausgehoben — die Kapelle von Gilgenberg, über deren bescheidenen stumpfen Turm bald wieder flutende Wälder zusammenschlugen und alles Gelände verdunkelten, bis endlich Schleier der Ferne bleichten und, sich langsam nach oben klärend, zu Häuptern, Rücken und Türmen wild auseinander klafften. Das waren die Schollen der Felsenberge, fast wie Treibeis übereinander geschichtet, fern wie die Sterne und so unverändert wie sie in ihrem Zuge von Aufgang nach Untergang. Die blauten über jedes gute und böse Jahr, über beharrliche, fromme Arbeit und jähe, verblendete Freveltat, die nahmen alles mit dem Gleichmut ihrer Ewigkeit hin, weil sie wußten, daß ihr bloßes Warten genügte, um die kurze Dürftigkeit alles Menschlichen darzutun, dessen flüchtige Klagen gleich wandernden Wolkenschatten machtlos, pfadlos über die alte Erde des Schöpfers hauchten.

Was nur die Krähen hatten, daß sie heute so schrien und den freien Morgen mit ihrem gepreßten Aechzen verfinsterten? Schon auf dem Herweg war es ihm aufgefallen, doch hatte er nicht weiter darüber nachgedacht. Vielleicht lag ein totes Reh in einem der Wälder, da hielten sie nun ihre gierige Mahlzeit, um den Füchsen zuvorzukommen. Immer wieder stoben sie über den Wipfeln auf, immer wieder senkten sie sich hinab in die Aeste, in immer neuen Schwärmen zogen sie ihre flatternden Kreise, ließen ewig und immer den Mißton ihrer hungrigen Stimme hören. Was sie wohl hatten, daß sie immer von neuem in unersättlichen Heeren zusammentrafen? Es mußte wohl ein verendetes Wild sein, ein Reh oder gar ein Hirsch, der weidwund den Hunden entkommen war und sich mit den letzten Kräften in das Dickicht des Unterholzes verkrochen hatte. Aber die Krähen hatten ihn doch gefunden, denen entging ihre Beute nicht, die errieten alles, was faul und verächtlich war und das Licht des Tages zu scheuen hatte. Wie hatte das Weib gerufen? Etwas wäre geschehen, was ihn anginge, etwas Verwünschtes und Schändliches? Er wußte um nichts. Der Wind hatte ihre Worte verweht. Er wollte um nichts wissen. Er wollte nach Hause eilen und nach der Arbeit des Knechtes sehen.

Wieder hatte er ein Gehöft hinter sich gelassen, wieder ging er durch eine seichte Mulde hin, die letzte, bevor der Adenberg seine höchste, westlichste Kuppe erreichen würde, als ihn der Feldpfad näher als bisher an das Gestänge eines hohen und tiefen Waldes heranführte, der an dieser Stelle die nördliche Flanke des Hügelkammes erstiegen hatte. Hier nun schien ihm das Treiben der Krähen am tollsten zu sein. In diesem Walde mußten sie etwas gefunden haben, um das sich ihr Geschrei, ihr Flattern und Markten lohnte. In immer neuen Stößen und Schüben drängten sie an, stoben hervor, baumten auf den kahlen Aesten der Buchen auf, die sich am Saume des Waldes vor dem Grunde purpurner Schatten bläulich vergitterten. Aber auch gegen den Ackerstreifen, der den Pfad von der Waldung trennte, quoll und schwärmte das Krähenheer vor, als hätte das versteckte Dunkel des Forstes nicht Raum genug, es in sich zu fassen, als müsse es alle Welt für den schwarzen Schlag seiner Flügel und den steifen Ernst seiner ruckweisen Schritte in Anspruch nehmen. Soeben hatte sich wieder eine Krähe auf den Acker herabgesenkt. Sie schien dem Schwarm der andern entwichen zu sein, um ihre Beute in die Nähe menschlicher Schritte zu flüchten, die sie wohl weniger scheuen mochte als die gierigen Schnäbel ihrer Gefährten. Zwar was sie an Raub mit sich führte, lohnte der Mühe kaum, nicht einmal der Mühe einer

hungrigen Krähe. Denn es war nichts Richtiges für den Magen, ein Stückchen Tuch oder buntes Zeug, auf dem ein paar grelle Flecken seidig im Lichte der Sonne spielten. Gerade diese lebhaft glänzenden Farben mußten wohl die Ursache sein, daß die Krähe an dem Lappen Gefallen gefunden hatte, daß sie ihn wie einen Schatz vor dem Neid der andern zu bergen suchte. Sie zerrte daran mit ihrem vorwitzig langen und scharfen Schnabel, als wollte sie die farbigen Helligkeiten aus dem Grund des Gewebes lösen. Jetzt tat sie ein paar plumpe Sprünge, ohne doch ihre Beute fahren zu lassen. Jetzt hackte und zupfte sie wieder an dem schmutzigen Lappen.

Einen Augenblick starrte der Bauer auf den frech geschäftigen Ludervogel, der nicht zehn Schritte vor ihm sein widerlich lustiges Wesen trieb. Dann bückte er sich hastig, und schon sauste die feuchte Ackerscholle, die er ergriffen hatte, gegen den scheinbar achtlosen Räuber. Der aber hatte doch die schnelle Bewegung mit dem niemals ruhenden Blick des schlechten Gewissens erfaßt und hing schon mit entrüstetem Schrei in den Schwingen, bevor noch die geschleuderte Scholle über den Acker stiebend zerkrümelte. Aber die Beute war ihm entfallen. Da gloste nun der zerrissene Lappen auf der schwärzlichen Ackererde.

Der Bauer neigte sich darüber. Er hob ihn nicht auf, als scheute er sich, mit seiner ehrlichen Hand zu berühren, was zuvor in den Fängen des Galgenvogels gewesen war. Er beugte sich nur hinab und betrachtete den beschmutzten und zerrissenen Lappen. Ja, es war kein Zweifel: was da mit grüner Seide in den zerfransten Rand eines Zwickels gestickt war, mußte ein Sittich sein, ein verliebter und höfischer Vogel, und daneben die beiden bläulichen Vögel, die schnäbelten, waren zwei Turteltauben, und dann ging eine schmale rote Borte durch das Gewebe, und an der anderen Seite der Borte — wenn man den verknüllten Fetzen mit dem Schuh auseinander schob — tauchte die Hälfte eines Ritters auf und einer festlich geputzten Frau, die hielten sich an den Händen, aber ob sie den Reihen traten, konnte man nicht erkennen, denn die Füße waren ihnen weggerissen, und die zerstückten Leiber hingen im Leeren.

Ein sonderbares, ein spaßhaftes Zeug, beinah zum Lachen! Wohl das Stück einer vornehmen Haube, wie sie die geckenhaften jungen Ritter zu tragen pflegten und auf der die ganze Herrlichkeit ihres Treibens in künstlichen Bildchen verzeichnet stand. Das Stück einer Haube von einem feinen, einem findigen Kopf. Gerechter Himmel, wie mußte es da den verwöhnten Locken ergangen sein!

Der Bauer atmete schwer. Fast war es, als ob er stöhnte. Darum also schrien die Krähen so, darum konnten sie sich nicht genug tun mit ihrem höhnischen Krächzen! Sie hatten wohl eine gute Zeit, sie hatten Grund, sich zu freuen und im Dickicht des Waldes ihren Kirchtag zu halten. Ja, er entsann sich, die Nachbarn, denen der Dieb und Räuber in ihre Ställe und Vorratskammern gebrochen war, hatten Anstoß genommen an der Milde des Schergen, als dieser dem Verhaßten das elende Leben schenkte. „Wenn wir den Buben fangen, geht es ihm an den Hals. Wir ruhen nicht, bis er anderthalb Klafter über dem Boden im Winde schaukelt." So hatten sie es heimlich unter sich abgeredet, der Knecht hatte es von einem der andern Knechte gehört, hatte es seinem Bauern verstohlen zugeflüstert, als sie allein auf der Tenne waren. Der hatte ihm den Rücken gewendet. Er wußte ja längst, wie es kommen mußte. Schon damals, ehe der Junge hinauszog in seinem blauen Rock, an dem die bunten Knöpfe funkelten und die Schellen klirrten, schon damals hatte er ja seinen bösen Traum. Da hatte er ihn auf dem dürren Aste gesehen. Nun wohl, sie werden gewiß keinen ehrlichen Baum beleidigt haben mit seiner Schande. Gab es doch tote Stämme genug im alten und hohen Holz, an denen war nichts zu verderben.

Der Scherge war witzig, die Bauern waren grob. Der Scherge ließ dem geblendeten Frevler die prahlende Haube über den lichtlosen Augenhöhlen. Die Bauern zerrissen sie, streuten sie in den Wind, sahen nicht ein, wozu der glänzende Flitter noch dienen sollte. Darauf verstand sich eine Krähe schon besser. Die war in die Turteltauben vernarrt, in das himmelblaue Gewand eines Ritters, in die weizenblonden Locken einer höfischen Frau.

Noch immer stand der Gebeugte versunken in dumpfes Brüten. Nun richtete er sich auf und trat mit dem schweren Bundschuh den Lappen tief in den feuchten Grund. Dann schob er mit dem Rande der dicken Sohle Erde darüber, häufte den Rücken zwischen zwei Ackerfurchen und glich ihn aus, daß alles war wie zuvor und niemand die Stelle gefunden hätte. Sollte der Frevel vermodern in der tragenden Scholle. Sollte Korn darüber rauschen. Sollte die Sichel darüber klingen. Sollte er weggefegt sein vom reinen Antlitz der ewig von neuem entsühnten Erde.

Dann wandte sich der Bauer zum Gehen. Es zog ihn nicht nach dem rötlich glosenden Waldesdunkel, ihn verlangte nicht zu sehen, was dort die Krähen zur Mahlzeit lockte. Mochten sie hinter seinem Rücken schreien und lärmen und sich zanken um ihren schändlichen Fraß. Er wollte nach Hause eilen und Nachschau halten, was es auf seinem Hof zu bestellen gab und wie der Knecht die befohlene Arbeit verrichtete. Nur einen Augenblick schien es, als wollte ihn ein stummes Leid überwältigen. Ein schmerzliches Zittern irrte um seinen bärtigen Mund. Aber schon warf er trotzig den Kopf zurück. Sollte ihm der Lappen einer zerrissenen Haube zu schaffen machen? Nein, er besann sich: der Blinde, der vor einem Jahre bettelnd an seine Türe gekommen war und dem er das Obdach verweigert hatte, der Blinde, den er nicht kannte, der trug eine solche Haube.

Werner Deubel

Genügt „Idealismus" zur Deutschen Erneuerung?

1.

„Idealistisch" nennt man gemeinhin einen Menschen, der, beschwingt von der Begeisterung für ein ideales Gut, uneigennützig und selbstlos dafür kämpft, ja bereit ist, diesem idealen Gut alles eigene Interesse — Nutzen, Glück, Gesundheit, Leben — zum Opfer zu bringen. Das klingt sehr eindeutig. Aber bei näherem Hinsehen zeigt sich, daß es nur ein gedankenloses Gerede ist. Stellen wir uns einen Rennfahrer, einen Bergsteiger oder Ozeanflieger vor. Denken wir an den Mann, der im Faltboot das Meer überquerte. Sind sie nicht alle „Idealisten", die ihr Leben scheinbar uneigennützig für eine Idee einsetzen? Aber doch nur scheinbar. Denn hinter der Maske kühnen Opferwillens steckt der dürrste Egoismus, den es gibt: der Selbstgenuß der eigenen Aktivität! Zu arm, um in der S e e l e noch angerührt zu werden von Fülle, Duft und Schönheit der Erde, „erleben" sie nur die Steigerung des Ichgefühls, den seelenlosen Rausch des eigenen Machtwillens. Was treibt doch den Bergsteiger — sofern es nicht das hochseltene echte „Naturgefühl" ist — zu seinen halsbrecherischen Klettereien? Der Triumph, „über seine schlottern-

den Knie hohnzulachen“. Dieser Ausdruck stammt von Nietzsche. Nietzsche war der Erste, der die idealistischen Tugenden auf ihre Echtheit und Wahrhaftigkeit prüfte. Er entdeckte beinahe regelmäßig den Wolf egoistischen Machtwillens, der sich im Schafspelz idealistischer Tugend maskiert. Wer Nietzsches Entlarvungen der idealistischen „Seelenmaskerade“ *) nicht kennt, der macht sich heute lächerlich, wenn er über den Idealismus, ja über irgendein religiöses, pädagogisches, kulturelles Thema mitreden will. — Aber wäre dies selbst anders, wäre in jedem Fall kühner Tatwille wirklich selbstlos und „idealistisch“, so bliebe dennoch die Beziehung „idealistisch“ ein Qualmwort, das gerade das vernebelt, was es zu unterscheiden gilt.

Denn in diesem Sinne Idealisten sind der Kriegsfreiwillige von 1914, die englischen Frauenrechtlerinnen, die für ihre Idee im Gefängnis in den Hungerstreik eintraten, aber auch der Rotgardist der bolschewistischen Revolutionskämpfe. Jener Professor, der in einer Metallkugel in die Stratosphäre steigt, ohne zu wissen, ob er mit heilen Knochen wieder herunterkommt, wie aber auch der Attentäter von Serajewo, der genau wußte, daß er mit dem Revolverschuß auf den österreichischen Thronfolger zugleich sein eigenes Leben vernichtete. Mit anderen Worten: wir sehen es der Bezeichnung „idealistisch“ gar nicht an, ob die damit gemeinte Handlung oder Haltung einer edlen, einer verwerflichen oder albernen Sache dient, ob sie am Aufbau oder an der Zerstörung mitwirkt. Wieder zitieren wir einen Satz Nietzsches: „Man hat .... die »schönen Gefühle« für Argumente genommen, den gehobenen Busen für den Blasebalg der Gottheit, die Ueberzeugung als »Kriterium der Wahrheit« .....: Diese Falschmünzerei geht durch die ganze Geschichte der Philosophie .... Und wenn einer durchs Feuer geht für seine Lehre — was beweist das?“ In der Tat, es beweist nichts.

2.

Nun ist aber der Idealismus selber solch eine „Lehre“ — diejenige Weltanschauung nämlich, die von Fichte, Humboldt, Hegel, zeitweise auch von Schiller vertreten und ausgebaut worden und in zahllosen popularisierten Prägungen bekannt und wirksam ist. Sie gründet sich auf die Philosophie von Kant. Viele sagen: unser Unglück rühre vom Ueberhandnehmen des Materialismus her. Also könne eine deutsche Erneuerung nur auf der Grundlage des wiederhergestellten Idealismus geschehen. Wie verhält es sich damit?

Man vergegenwärtige sich einmal das „in zahllosen Sonnensystemen flimmernd ausgegossene Weltall“ (Nietzsche) und bedenke, daß dieselbe eine Urmacht des ewig hervorbringenden, ewig erneuernden Lebens dort oben die Sterne umeinanderkreisen und hier unten die Gesteine wachsen und die Ströme rauschen läßt und den unabsehbaren Reichtum der Pflanzen und Tiere in endlosen Geschlechtern wieder und wieder heraufführt — und man begreift die tief erschütterte religiöse Ehrfurcht eines Hölderlin, eines Nietzsche und vor allem eines Goethe vor der göttlich schöpferischen Urmacht der Natur und des Lebens, die Goethe mit dem Namen „die Große Mutter“ bezeichnete. ....

*) Die weltgeschichtliche Bedeutung der Nietzscheschen Kulturkritik als einer Entlarvung der menschlichen Selbsttäuschungen, denen die Sittlichkeitswerte oder „Ideale“ entstammen, ist zum ersten Male klar herausgestellt worden von Ludwig Klages in „Die psychologischen Errungenschaften Friedrich Nietzsches“ (2. Aufl., Leipzig 1930).

Hier halten wir einen Augenblick inne und erwägen: auch der Mensch ist ja ein Kind der Großen Mutter und ein Träger des Lebens. Die Natur bestimmt sein Wesen als leibhaft eingekörperte Seele und als seelisch, das heißt rassisch geprägten Leib. Die Leibseele, dies Stück lebendiger Natur im Menschen, ist seine Wurzel und — zum Beispiel nach Goethes Meinung — der Sitz aller seiner schöpferischen, produktiven Gaben.

Aber überdies ist der Mensch auch noch Träger des Geistes.

Was ist eigentlich Geist im Gegensatz zu Leben? Geist ist die Fähigkeit des Bewußtseins und des zwecksetzenden Willens. Das natürliche Leben ist immer unbewußtes Wachstum; es kennt keine bewußten Zwecke und keinen Willen. In der lebendigen Natur ist der Mensch die einzige Stelle, wo sich der bewußte, zwecksetzende Geist mit dem Leben verbunden hat. Wenn dieser Geist, wie Goethe es ausdrückt, „der Natur zutraulich folgt", wenn er nur dient, die produktiven Antriebe der Seele zu verwirklichen, so sind wir Menschen imstande, eine zweite Art gewachsener Natur hervorzubringen, Werke nämlich der Weisheit, Religion und Kunst, die wir unter dem Namen Kultur zusammenfassen.

Es ist beinahe unfaßlich, daß es Weltanschauungen gibt, die behaupten, göttlich sei gerade *nicht* die gebärerische Fülle des Lebens, sondern das bewußt Geistige, das zwecksetzend Willensmäßige. Ein Geist habe das Leben erst erschaffen, und zwar zu dem Zweck, damit der menschliche Geist und Wille es umforme und sich untertan mache.

Eine solche Weltanschauung ist der Idealismus. Plato war der Erste, der behauptet hat, die lebendige Wirklichkeit sei nur das Schattenbild göttlicher Ideen. Seit Plato ist das Wort „Idee" einer der merkwürdigsten Götzen der europäischen Denkgeschichte gewesen. Nimmt man ihm den fremdwörtlichen Nimbus ab, so bedeutet es: Gedanke oder Begriff. Nur ein Bewußtsein hat Gedanken oder Begriffe, die lebendige Wirklichkeit hat keine Gedanken oder Begriffe. Der Sinn des Idealismus von Plato bis Hegel und Schopenhauer ist also: die Wertlosigkeit alles bewußtsein-losen Lebens darzutun. Der Idealismus lehrt: die Große Mutter, die Goethe verehrte, sei gar keine Gottheit, denn sie repräsentiere ja „nur" das Leben und gerade nicht den Geist und die Ideen. Oder — wie Luther es ausdrückte — die lebendige Natur außerhalb des bewußten Menschen sei nichts als „Maske und Mummenschanz Gottes".

3.

Nun könnte man fragen: ist es denn gar so wichtig, was sich die Menschen alles über das Wesen der Welt zusammendenken? Und wir müßten antworten: ja, es ist über die Maßen wichtig. Denn aus dem Glauben der Menschen entspringen ihre Handlungen: Veränderungen der Erdoberfläche, Kriege und Wandlungen des Menschengeschlechts.

Indem der Idealismus den obersten Wert oder gar die Gottheit nach dem Modell des Menschengeistes vorstellt, ist er wortwörtlich derjenige, der — mit einem Ausdruck Goethes — „sich über Wolken seinesgleichen dichtet". Kant und Fichte vertraten ernstlich die Auffassung, die wahrnehmbare Welt im Raum und in der Zeit würde vom menschlichen Bewußtsein erst geformt. Solche Lehren liefern erst den theoretischen Unterbau für das, was Nietzsche einmal kerntreffend den „Theologenunglauben an die Wirklichkeit" des Lebens genannt hat, und laufen

auf nichts weiter hinaus als darauf, die Alleinherrschaft des Menschengeistes zu begründen. Angesichts solcher Verstiegenheiten fühlt man sich versucht, mit E. M. Arndt auszurufen: „Ich sage es geradezu: der Geist hat die Natur auf den Kopf gestellt und was unten war, zu oben gemacht!“ Darum: „Ein gewisses Heidentum hätte nie zerstört werden sollen, und jeder Mensch, der es mit seinem Geschlechte gut meint, sollte dahin arbeiten, es wieder lebendig zu machen.“

Jene Kopfstellung, von der Arndt spricht, hat verwüstende Folgen gehabt. Betrachten wir kurz diese Folgen in bezug auf das Lebendige im Menschen und auf das Leben der Erde.

Die natürliche Religion der Ehrfucht vor den schöpferischen Mächten des Lebens wird durch einen überheblichen Geist- und Willensdünkel verdrängt. In der Moral entwertet dieser Geistes- und Willensdünkel auch die menschliche Seele. Gerade in Kants Morallehre tritt die ehrfurchtslose Geistbezüglichkeit des Idealismus nackt zutage. Die Leibseele des Menschen gilt von vornherein als mangelhaft, als von der Wurzel an böse, formlos und der willensmäßigen Dressur bedürftig.

Als Goethe diese Auffassung bei Kant als Grundlage seiner Morallehre las, äußerte er in heller Wut: „Kant hat seinen philosophischen Mantel freventlich mit dem Schandfleck des radikalen Bösen beschlabbert, damit doch auch Christen herbeigelockt werden, den Saum zu küssen.“ Die menschliche Seele wird bei Kant in den Abgrund der Verworfenheit gestoßen. Alle lebensmächtigen Eigenschaften, die dieser Seele entquellen, wie Adel, Schönheit, Heldentum, Feuer, Tiefe, Fülle, werden als „gemeine Natur“ wie ein Bettel beiseitegeschoben. Einzig der Wille wird für gut erklärt, und über allen Menschen ohne Unterschied wird das e i n e öde Geistesgesetz des sogenannten kategorischen Imperativs aufgerichtet. Voller Entsetzen erkannte der heldische S c h i l l e r, daß die Kantische Morallehre — wie er sich ausdrückte — „nur für die Knechte sorgte“ und keinen vornehmen und großartigen Menschen hervorbringen könne. Von dieser Erkenntnis an ist Schillers Leben eine Kette von Anstrengungen, den Idealismus Kants wieder loszuwerden.*) („Zwei Jahrzehnte kostest Du mir: zehn Jahre verlor ich, Dich zu begreifen, und zehn, mich zu befreien von Dir.“)

Damit kommen wir zu den Folgen der idealistischen Kopfstellung in bezug auf das Leben der Erde. — Durch den Glauben an die Vorzugsstellung des Geistes und des Willens wird der Mensch aus dem Gemeinschaftszusammenhang des Lebendigen herausgerissen. Sein entwurzelter Geist „folgt“ der Natur nicht mehr „zutraulich“; er wird im Gegenteil ihr blutsaugender Vampyr. Da hilft alles Gerede von Liebe nichts, die wir unter den fadenscheinigen Namen „Humanismus“ kennen. Denn diese Liebe gilt n i c h t dem Lebendigen, sondern bezeugt ausschließlich die Solidarität aller Geist- und Willensträger gegenüber den übrigen Lebewesen. So wirft sich der dünkelhaft aufgeblähte Menschengeist zum Herrscher, Richter und Unterjocher des Lebens auf. Landschaften, Hochwälder, Tier- und Pflanzengeschlechter, aber auch die Blüten der schöpferischen Seele, alte Weistümer, Ur-Religionen, Naturvölker, Volkslieder, Trachten, Sitten und Bräuche — alles, was aus dem

*) Vergleiche in der Festschrift für Ludwig Klages „Die Wissenschaft am Scheidewege zwischen Leben und Geist“ (Leipzig 1932) meinen Aufsatz über Schiller: „Der deutsche Weg zur Tragödie.“

völkischen Quellgrund des Blutes, des Instinkts und der Rasse erwächst, ist unter seinen mörderischen Streichen tödlich getroffen oder schon verendet.*)

4.

Hier machen wir eine grundsätzliche Bemerkung: alle bisherigen Umwälzungen und Revolutionen waren ein ruckartiges Vordringen des Menschen-Geistes gegen das Leben im Menschen und in der Natur. Immer standen sie im Zeichen der Aufklärung, der Ueberwindung, ja Ausrottung urtümlicher Substanzen, im Zeichen des Fortschritts, der Rationalisierung, der willensmäßigen Organisation. Ihr inbrünstiger Glaube war der Wahn, Vernunft und Wille allein könnten und müßten die Welt verbessern. Immer gingen sie Hand in Hand mit der Zertrümmerung natürlicher Gemeinschaftsformen und der Vernichtung urtümlichen Blutes. Im Namen des Geistes und Heiles ließ Kaiser Karl, der sogenannte „Große", bei Verden an der Aller 4500 Deutsche abschlachten. Im Namen der Vernunft richtete die französische Revolution rund 3000 Adlige hin. Im Namen der völligen Durchrationalisierung alles völkischen und staatlichen Lebens ermordete der Bolschewismus Millionen Menschen.

Damit kommen wir zu einer ersten wichtigen Entscheidung gegenüber dem Idealismus. Sämtliche Revolutionen alten Stils waren Aufstände des Geistes und Willens gegen Leben, Natur, Seele, Volk, Blut. Die deutsche Erneuerung kann nur eine Revolution n e u e n Stils sein — ein Aufstand gegen die Willkür und den Dünkel des lebensfeindlich gewordenen Geistes für Erhaltung und Pflege aller Wachstumsmächte der Natur; des Volkes, der Seele.

Auf welcher Seite steht der Idealismus?

Als die französische Revolution ausbrach, jubelte Kant über die Begründung „des goldenen Zeitalters der Vernunftherrschaft", während der lebensfromme Goethe sofort wußte, daß dieser Ausbruch das Ende der lebendigen Kulturen bedeutete und „das schrecklichste aller Ereignisse" sei. Und weiter: Die Lehre von Karl Marx ist die Grundlage des Bolschewismus. Es ist eine selten richtig verstandene Tatsache, daß Marx ein Schüler des deutschen Idealismus war. Marx erhielt sein philosophisches Rüstzeug von Hegel.

Diese Zusammenhänge sollten wir endlich einmal klar erkennen. Ihr scheinbarer Widerspruch ist leicht aufzuhellen. Der Idealismus meint, er erstrebe das Gute, Wahre, Schöne. Aber die Garantie für das Erscheinen des Guten, Wahren, Schönen sieht er in der Vorherrschaft des Geistes, des Willens, der Vernunft über das Lebendige, über die Natur, über die Leibseele. An diesem furchtbaren Irrtum ist die deutsche Kultur zusammengebrochen. Denn Vorherrschaft des Geistes, des Willens, der Vernunft ist a u c h das Ziel des Materialismus, der Technik, der Revolutionen alten Stils. Darum hat der Idealismus den Todeszug des Materialismus nie aufhalten können. Wir haben gesehen, daß er ihn im Gegenteil unbewußt gefördert hat. Es ist völlig folgerichtig, wenn unlängst auf einer christlichen Massentagung ein Redner sich über das Thema „Christentum und Technik" folgendermaßen vernehmen ließ: Der Christ müsse den technischen Fortschritt

*) Die großartigste Gegenrechnung, die der logistischen Kultur in Gestalt einer Totenliste ihrer Mordopfer gemacht wurde, ist der Titelaufsatz in „Mensch und Erde" (4. Aufl., Jena 1932), den Ludwig Klages 1913 der deutschen Jugend zur Hohen-Meißner-Tagung geschrieben hat. „Die Zivilisation", heißt es dort, „trägt die Züge entfesselter Mordsucht, und die Fülle der Erde verdorrt vor ihrem giftigen Anhauch!"

bejahen und fördern, denn „auch die Technik dient dem Gottesbefehl, die Natur zu überwinden und sich über die Erde zu erheben“.

5.

Damit kommen wir zu einer zweiten grundsätzlichen Feststellung: Idealismus und Materialismus sind feindliche Brüder einer Herkunft und so wenig wirkliche Gegensätze wie der rechte und der linke Flügel einer Armee. Beide verkennen und befehden — wennschon aus unterschiedlichen Gründen — das Leben. Für beide ist das Lebendige, ist die Natur ohne Eigenwürde, solange nicht der Menschengeist sich ihrer bemächtigt, um aus ihnen erst „etwas Richtiges“ zu machen. Wahrlich, man staunt über den verwegenen Dünkel solcher Weltanschauung! Als Schiller noch ganz im verderblichen Banne Kants stand, äußerte er: „Nur durch das, was wir ihr leihen, entzückt uns die Natur. Die Anmut, in die sie sich kleidet, ist nur der Widerschein der inneren Anmut des Beschauers, und großmütig küssen wir den Spiegel, der uns mit unserem eigenen Bilde überrascht.“ Von diesem Satz des Idealisten Schiller läuft eine schnurgerade Linie zu folgendem Ausspruch des Naturalisten Gerhart Hauptmann: „Natur ist in sich selber tot, wo sie nicht vergeistigt wird. Was ich nicht bin, hat keine Bedeutung für mich. .... Und so bin ich denn alles, was für mich ist; und das ist überhaupt nicht, was nicht für mich ist. Darum darf sich der Mensch zum Gotte machen!“ ....

Die innere Wesensgleichheit von Idealismus und Materialismus ist von der heutigen Lebensphilosophie ein für allemal bewiesen. Der Titel des „biozentrischen“ Systems von Ludwig Klages „Der Geist als Widersacher der Seele“ (Leipzig 1929) formuliert im Grunde nur aufs schärfste den Sinn jenes Protestes der deutschen Seele gegen die alte „logozentrische“ Kultur Europas, der (nach Vorangang der Cusanus, Paracelsus, Eckhart, Böhme, Hamann, Herder) zum ersten Male in Goethe weithin sichtbar aufgelodert ist. So kann es denn nicht wundernehmen, daß Goethe, der jeden Idealismus leidenschaftlich abgelehnt hat, auch die Gleichläufigkeit der idealistischen wie der materialistischen Weltauslegung deutlich gesehen hat.

Wie die Wurzeln des Bolschewismus in der idealistischen Philosophie Hegels liegen, so ist Kant der Stammvater des Maschinenzeitalters und des technischen Fortschrittwahns. Denn die Technik gäbe es nicht ohne die mechanistische Naturwissenschaft, und diese Naturwissenschaft gäbe es nicht, hätte nicht Kant zuvor mit allen theoretischen Künsten „logozentrischer“ Weltfälschung die Natur der lebendigen Eigenwürde beraubt. „Idee“ und „Materie“, „Geist“ und „toter Stoff“ (oder „Kopf“ und „Unterleib“, moralischer „Wille“ und „tierischer Trieb“) sind aufeinander bezogene Wechselbegriffe. Jenseits beider aber steht, was weder Geist noch Stoff, weder Idee noch Materie (weder Kopf noch Unterleib, weder Wille noch Trieb) ist — das Leben (oder die Seele). Die revolutionäre Bedeutung Goethes besteht darin, daß in der Neuzeit mit ihm erst eine „Wissenschaft vom Leben“ begonnen hat. (Vgl. „Goethe als Seelenforscher“ von Klages.)

6.

Das 19. Jahrhundert hat aber nicht an Goethe, sondern an Kant und Hegel angeknüpft und hat damit zwangsläufig die Kulturverwüstungen des Materialismus mitverschuldet. So ist es nicht verwunderlich, wenn wir immer wieder den

Idealismus mit dem Materialismus in geheimem Bündnis sehen. Wie der „Positivismus“, so ist erst recht der „Liberalismus“ (der nach einem kerntreffenden Spottwort „Kattun“ meint, wenn er „Gott“ sagt) ein Ausdruck dieses Bündnisses zwischen den Scheingegnern „Idealismus—Materialismus“ oder „Reaktionär—Fortschrittlich“.

Unsere Jugend weiß heute, daß die deutsche Erneuerung gleichbedeutend ist mit Ueberwindung des Liberalismus durch eine Umwertung der logistischen Ueberbewertung des Geistes und des Willens (mag die nun idealistisch oder materialistisch abgestimmt sein), durch eine konservative Revolution im Namen der alten, ewig-jungen Mächte des Lebens, der Seele, des Gewachsenen. Es hieße also, den Teufel durch Beelzebub austreiben, wollte man dies gerade mit Hilfe des Idealismus bewerkstelligen.*)

Wir fassen abschließend die drei Folgerungen kurz zusammen, die sich aus unsern Ueberlegungen ergeben, und richten uns dabei erstens an die Gegner des Idealismus, zweitens an die Idealisten selber und drittens an die deutsche Jugend.

Wie es keinem zusteht, das Christentum anzutasten, wenn er nicht nachweislich eine lebendigere Religiosität verkörpert, sondern nur ein dürrer Rationalist und Atheist ist — so hat auch keiner das Recht, den Idealismus politisch und weltanschaulich zu bekämpfen, wenn er bloß ein Materialist ist ohne eine nachweislich tiefere Beziehung zu wirklichen Lebensmächten, zu Volk, Natur, Blut, Seele.

Ferner: die Idealisten selber sollten heute bescheiden sein und einsehen, daß wir aus der Geschichte lernen müssen. Es wäre sinnlos, den Irrtum des vorigen Jahrhunderts noch einmal zu wiederholen. Es ist ja gar keine Frage, daß die Träger christlicher wie idealistischer Gesinnungen der deutschen Erneuerungsbewegung weit näherstehen als die Atheisten und Materialisten. Aber sie können unmöglich die Führung beanspruchen. Sie sollten als helfende Freunde beiseitestehen — einem Vater ähnlich, der die neue Aufgabe, die über seine Kräfte geht, dem Sohne überläßt und nicht nörgelt, wenn der Sohn sie nicht nach den Rezepten des Vaters zu lösen versucht.

Und schließlich: die Träger der deutschen Erneuerung sollten endlich erkennen, daß von den edelsten deutschen Geistern — um nur die wichtigsten zu nennen: Hölderlin, Goethe, Nietzsche — eine in sich einheitliche Umwertung aller Werte bereits vorgeprägt ist. Hier sind — von der offiziellen Kultur aus Angst oder Unverständnis unbeachtet — Erneuerungsentwürfe herangewachsen, wie sie so revolutionär und fruchtkräftig keine europäische Jugend außer der deutschen in ihrem nationalen Erbgut bereitliegen hat.

Kein Mensch kann behaupten, Goethe, Hölderlin, Nietzsche seien Idealisten gewesen. Ebenso sinnlos wäre es, sie Materialisten zu nennen.

Was sind sie aber dann?

Sie sind Repräsentanten der aufbegehrenden deutschen Seele, Beginner einer Kulturrevolution, Glühende einer neuen Frömmigkeit, Führer zu einer deutschen Erneuerung.

*) Da selbst für gescheit geltende Leute gegen die „Geistfeindlichkeit“ des neuen „biozentrischen“ Weltbildes Einwände erheben, die — wo nicht böswillig — mindestens stumpfsinnig und undurchdacht sind, so kann nicht oft genug hingewiesen werden auf den klärenden Aufsatz „Mißverständnisse über den Sinn des Gegensatzes von Geist und Leben“ von Hans Prinzhorn. „Deutsche Rundschau“, September 1931.

Hans Prinzhorn

Der Kampf um Ludwig Klages

Ein Beitrag zur geistigen Situation unserer Zeit

Soll die Sammlung unserer stärksten und originellsten Köpfe zu einer neuen deutschen Kulturfront Sinn und Stoßkraft erhalten, so sollte schon der einfache Selbsterhaltungswille uns zwingen, auf die Wahrhaftigkeit der Schreiber acht zu geben, die ihre Feder an den wenigen Quellgeistern erproben, mit denen uns das Schicksal in diesen Zeitläuften beschenkt hat. Daß Klages zu diesen wenigen Quellgeistern gehört, wird seit neuestem kaum mehr bezweifelt — die ansehnliche Zahl von Aufsätzen, die sein 60. Geburtstag hervorgelockt hat, legt noch besser Zeugnis ab als der Widerhall, den sein unlängst vollendetes philosophisches Hauptwerk „Der Geist als Widersacher der Seele" bis heute gefunden hat.

Wer seit nahezu 15 Jahren den geheimen Kampf gegen Werk und Person von Klages verfolgt und großenteils in aktiver Verteidigung mitgemacht hat, überblickt heute einigermaßen die strategische Lage der Gegner, nachdem wenigstens ein Teil von ihnen sich aus dem sicheren Versteck hervorgewagt und zu offenem Kampf gestellt hat. Das vorliegende Material würde auch zu einer Analyse der gesamten geistigen Situation unserer Zeit ausreichen. Einstweilen sei nur eine Skizze davon geboten. Der Uebersichtlichkeit halber seien ein paar Gruppen gebildet, je nach der Art, wie die Gegner sich durch das Weltbild und die Philosophie von Klages angemutet fühlen.

Erste Gruppe: Vertreter eigener Anschauungen; daher trotz Gegnerschaft Verständnis und Achtung. — Zweite Gruppe: Vertreter tendenziöser Einseitigkeiten; daher entweder Gleichgültigkeit oder Mißachtung, beides aus Unwissenheit. — Dritte Gruppe: Relativisten, Gleichmacher, Formalisten; diese fühlen sich durch Klages entlarvt und bekämpfen ihn erbittert. — Vierte Gruppe: Geltungssüchtige Ausbeuter; folglich Gehässigkeit und Brunnenvergiftung.

I.

Es ist etwas beschämend für die Träger des deutschen Kulturerbes, daß wir die Vertreter der ersten Gegnergruppe hauptsächlich im — Auslande finden. Baron Ernest Seillière, Literarhistoriker und Kulturphilosoph, strenger Katholik und Royalist, Verteidiger des lateinisch-französischen Rationalismus gegen alles Romantische, das er seit Rousseau in sechs Generationen-Wellen anbranden und den Imperialismus der Vernunft bedrohen sieht, hat 1931 ein Buch veröffentlicht unter dem Titel „De la Déesse Nature à la Déesse Vie" (Von der Göttin „Natur" zur Göttin „Leben") oder „Mystischer Naturalismus und Vitalismus". Der Hauptteil des Buches, das mit einem Essay über deutsche Romantik unter Hervorhebung der Rolle Bachofens beginnt, ist dem „Philosophe du Romantisme intégral" Klages gewidmet (S. 77 bis 264), woran sich dann noch ein Abschnitt über „Un vitalisme rationalisé" (über H. Prinzhorn, S. 265 bis 308) und „Romantisme et Christianisme" (über L. Ziegler, S. 309 bis 342) anschließt.

Die Grundhaltung zu seinem Gegner Klages gibt Seillière gleich eingangs kund und weicht auf den rund 200 Seiten, die der Bekämpfung des Gegners gewidmet sind, nicht einen Augenblick davon ab: (S. 77.) „Ludwig Klages interessiert mich auf eine ganz besondere Weise und zieht mich an, weil er mir als die lebendige Antithese

meiner selbst erscheint. Ich habe in der Tat mein Leben eingesetzt, um die moralischen Zerstörungen kenntlich zu machen, welche die Natur-Romantik in der modernen Welt angerichtet hat: er hat sein Leben daran gewandt, die Grundsätze und Lehren der deutschen Romantik zu vollenden und bis in ihre letzten logischen Konsequenzen zu verfolgen. Deshalb habe ich ihn mit ernster Aufmerksamkeit studiert (er ist nicht immer ein bequemer Autor), und ich muß sogar sagen, mit wirklicher Sympathie, trotz der Heftigkeit meiner Protestreaktionen an manchen Stellen, so sehr spürt man, wie tief aufrichtig er ist und von edelsten Absichten bewegt. Die Wahrheit muß zwischen unseren beiden Lehren liegen — in einer Synthese, die zweifellos eines Tages daraus entstehen wird". Und: „Ich wiederhole, daß er nicht nur ein höchst legitimer Widerhall der (romantischen) Schule von 1800 in seinem Vaterlande ist, sondern das enfant terrible dieser Schule; oder auch mit andern Worten, ihr Testamentsvollstrecker, und wahrhaftig ein von erbarmungsloser Logik getriebener!" Mit größter Sorgfalt gibt Seillière dann kritische Referate über die Teile der Lehre von Klages, die ihm für seinen Kampf gegen die romantische Bewegung in Europa seit 1760 am wichtigsten sind, ständig mit ausführlichen Zitaten seine Urteile stützend.

Sein ernstes Bestreben, dabei dem Gegner Gerechtigkeit zu erweisen, muß freilich in mancher Hinsicht erfolglos bleiben. Ist doch Seillière einer der bedeutendsten Vertreter jenes französischen Rationalismus, der Verdacht gegen alles hegt, was echter Versenkung den Vorzug gibt vor nüchterner Beherrschung der praktischen Tageswelt. Die romantische Seite Goethes, erst recht ein Hölderlin, Kleist, von den Denkern alle die, denen nicht Fortschritt in der Rationalisierung, sondern Vertiefung der Besinnung am Herzen liegt (also Nietzsche, Bachofen besonders) — das alles wird bei weitgehendem Verständnis für Rang und Leistung doch stets mit dem Akzent des Bedrohlichkeitsgefühls beurteilt. Kein Wunder, daß dies im höchsten Maße für Klages gilt, bei dem zur Tiefe der Welterfassung noch die Mächtigkeit der unerbittlichen Logik kommt.

Neben den (70jährigen) ritterlichen Kämpen des alten katholischen Frankreich stellt sich der (35jährige) provencalische Bauernsohn ohne akademische Grade Gustave T h i b o n, streng-katholischer Philosoph, Schüler von Professor Jacques Maritain, dem Haupt der Neu-Thomisten. Er muß heute für einen der intimsten Kenner und besonnensten Kritiker der Philosophie von Klages gelten. Wie Seillière hat er sich an der Festschrift zum 60. Geburtstag mit einer sehr selbständigen Arbeit beteiligt: „La structure et la destinée de la personne humaine d'après St. Thomas d'Aquin et Ludwig Klages", zugleich in der „Revue Thomiste" 1932 eine längere Abhandlung „Caractérologie Klagesienne et Psychologie Thomiste" veröffentlicht (S. 564 bis 598) und soeben ein ganzes Buch über Klages in Druck gegeben, in dem er einerseits auf die Metaphysik und anderseits auf die praktischen Folgen der Lehre eingeht. Es sei wiederum die Grundhaltung seines Kampfes gekennzeichnet durch ein Zitat (S. 565): „Wir sehen in Klages den erstaunlichsten Visionär der konkreten Tiefen des Ich, der seit Nietzsche erschienen ist. Aber die durchdringende Intuition und die Subtilität einer Beobachtungsweise, die auf die intimsten Nuancen der Natur und des konkreten Handelns zugeschnitten ist, vereinigen sich in ihm noch — weit mehr als bei Nietzsche — mit sehr mächtigen — und sehr gefährlichen! — Begabungen: nämlich der Logik und des Systemdenkens. Weder die Uebertreibungen noch das Hinausschiebende seines Stils . . . noch seine oft ungerechten Gesamturteile über die akademische Psychologie, noch sogar sein beunruhigender Anspruch, eine allgemeine Metaphysik errichtet zu haben, könnte uns das Ausmaß und die Originalität seiner Entdeckungen vergessen machen. Es ist skandalös genug, daß Klages in der Mehrzahl der gewichtigen Bände, die man in Deutschland der Charakterkunde widmet, entweder kurzweg ignoriert oder nebenbei, wie einer von vielen ohne eigene Bedeutung zitiert wird... Nichts menschlicher als

diese Haltung: man erträgt es, an Breite oder Genauigkeit übertroffen zu werden, nicht an Tiefe. Aber intellektuelle Redlichkeit gebietet uns, die Wichtigkeit eines Werkes nicht nach der Nähe seiner Beziehungen zur akademischen Wissenschaft seiner Zeit zu bewerten, sondern nach dem zeitlosen Reichtum seines objektiven Gehalts. Diese Aufgabe ist hart und kostet manchmal einigen Schweiß: aber man erringt wenigstens die Befriedigung eines guten Gewissens, wenn man sie auf sich nimmt."

Leider habe ich in Deutschland an gegnerischen Aeußerungen nichts entdecken können, was sich in einem Atem mit Seillière und Thibon nennen ließe. Von protestantischer Seite ist am ernsthaftesten zu nehmen die Abhandlung von Carl Schweitzer „Moderne Charakterologen und Christentum. Eine Auseinandersetzung mit L. Klages und H. Prinzhorn" in der „Zeitwende" 1930 (S. 153 bis 172), weil hier wenigstens soviel guter Wille und Sachkenntnis (durch reichliche Zitate belegt) vorhanden sind, daß jeweils der gemeinte Sachverhalt und der Einwand unterscheidbar sind. Im deutschen Protestantismus wird man allmählich zweierlei Wirkkräfte besser unterscheiden müssen, nämlich solche, die vorwiegend für die Geschichte des Christentums von Belang sind, und außerdem solche, die der Selbstentfaltung der deutschen Seele innerhalb der europäischen Geistesgeschichte dienen und wesentlich über den Rahmen der christlichen Kirche hinausreichen. Wir dürfen nicht vergessen, daß ein Luther nicht nur wegen seiner Beheimatung in der römischen Kirche und der jüdisch-christlichen Religionslehre, sondern etwa ebensosehr wegen seiner genialischen, kräftig-bäuerischen mitteldeutschen Natur seine geschichtliche Aufgabe hat vollbringen können. Demgemäß besteht zwischen ihm und allem, was stark deutschwüchsig ist, eine Brücke von Blutgemeinschaft, selbst wo eine solche auf der Ebene der Lehrgemeinschaft nicht besteht. Auch beim „heidnischen" Klages besteht zu einem Luther eine solche positive Beziehung.*)

II.

Wenn ich mich nicht irre, gibt es außerhalb der katholischen Glaubenslehre keine Weltanschauung, die für eine Gesamtauseinandersetzung mit Klages genügend fundiert wäre. Vertreter der zweiten Gruppe (tendenziöse Einseitigkeit) begegnen uns dagegen bezeichnenderweise nicht selten im Lager des „deutschen Idealismus", ungeachtet Klages mit dessen großen Begründern nicht nur eine Strecke weit übereinstimmt, sondern sie an Strenge sogar übertrifft. Allein die Statthalter dieser Gesinnung merken noch nicht, daß sie auf überalterten Begriffen festgefahren sind und die unmittelbare Berührung mit dem inneren Leben ihrer Zeit längst verloren haben. So widerstreben sie dem gewaltig aufrüttelnden Einfluß der Selbstbesinnung, zu der jede Seite der Schriften von Klages zwingt. Wollte man hier Namen geben, so hätten wir den Großteil unserer akademischen Wissenschaft und der nationalen Zeitschriften anzuführen. Auf ein Weltanschauungsdogma hinstarrend, das zu Unrecht im Rufe eines vollständigen Weltbildes steht, merkt man nicht, daß außer den Kirchen auch noch ein anderes vollständiges Weltbild da ist, in dem Goethe und eine große Zahl unserer besten und tiefsten Dichter und Denker heimisch waren. Für dies Weltbild die sprachliche Form gefunden und soweit geklärt zu haben, daß man sich auch rational darüber verständigen kann, ist das Verdienst von Klages. So ritterlich die fremdländischen Hauptgegner das anerkannt haben, so unbekannt ist es noch den Volksgenossen, die aus gleicher Kultursubstanz leben. Es ist eine große und schöne Aufgabe für die jüngere Generation, die Unterlassungssünden der älteren zu sühnen: zu erwerben, was wir im Werk von Klages besitzen, ohne es bisher gebührend benutzt zu haben.

*) Daß ein protestantischer Theologe sich auch fast uneingeschränkt bejahend zu Klages stellen kann, beweist K. Leese in seinem Buch „Krisis und Wende des christlichen Geistes" (Berlin, 1931), das geradezu um die biozentrische Lebenslehre kreist.

III.

Kann man der zweiten Gegnergruppe eine gewisse naive Stärke nicht absprechen, die durch keinerlei Sachkenntnis in bezug auf die Philosophie von Klages beunruhigt wird, so haben wir bei der dritten, nämlich den Relativisten und Formalisten, es mit Gegnern zu tun, die in großen Zügen unterrichtet sind und sich auch den unbestreitbaren Neuleistungen keineswegs verschließen, jedoch ein mehr oder weniger dringliches Interesse daran haben, die in Rede stehenden Erkenntnisse und Wertungen nicht zu allgemeiner Geltung gelangen zu lassen. Denn sie wissen genau, daß von einem biozentrischen Weltbild, das in Uebereinstimmung mit dem Weltbild Goethes, in mancher Hinsicht auch mit dem aristokratischen Wunschbild Nietzsches steht und jedenfalls den großen Prägern unserer deutschvölkischen Kultur ohne Einschränkung ihren Führerrang zuerkennt, die Anzweiflungen zersetzender Gleichmacherei mit schärfsten Waffen bekämpft werden. Sie haben allen Anlaß, sich in ihrem Relativismus und Formalismus aufs schwerste bedroht zu fühlen von solchem Radikalismus zugunsten der höchsten Werte und der mächtigsten schöpferischen Persönlichkeiten.

Es ist mißlich, ein paar typische Vertreter solcher oft listig verhehlten Gegnerschaft anzuprangern. Ihre Tummelplätze waren etwa „Frankfurter Zeitung", „Berliner Tageblatt", „Neue Züricher Zeitung", die „Neue Rundschau", die „Literarische Welt". Zeitgenossen von einigem öffentlichen Ansehen wie Thomas Mann, intellektuelle Pseudo-Ekstatiker wie Ernst Bloch, geschwollene kleine Journalisten wie L. Marcuse wetteiferten miteinander, durch giftige Entstellungen, vage politische Andeutungen und dergleichen ein nicht unterrichtetes Publikum mit Mißtrauen oder Hochmut gegen den wertfesten Denker Klages zu laden. Ein Th. Mann zuerst verbreitete das Gerücht, der Nationalsozialismus sei eine praktische Anwendung der Philosophie von Klages — an seinen Derbheiten (um 1928 bis 1930) ersehe man, was es auf sich habe mit dem Lobpreis des „Lebens": dumm und deutsch sei er, böse sei das Leben, der Geist aber übernational, gut wie der Sozialismus, wie Freud. Und Bloch („Vossische Zeitung", 1930) behauptet unverfroren, Klages „verneine die Kultur als Triebhemmung", setze Gesundheit gleich Libido, gleich Potenz! Er möchte also die beginnende Baisse in der Einschätzung der Psychoanalyse gegen Klages ausnutzen, indem er ihm eben die Formeln unterschiebt, die Klages aufs schärfste bekämpft! Noch giftiger bricht Marcuse im „Berliner Tageblatt" zum 60. Geburtstag in ein Ghetto-Gegeifer aus — hier verrät sich erfreulicherweise endlich einmal die wahre Gesinnung dieser bei uns seit einigen Jahren das Feuilleton der großen Linkspresse beherrschenden liberalen Literaten: ohnmächtiger Haß gegen deutsche Geistesleistung und schlotternde Angst, die Zeitgenossen könnten aus ihrer Wertblindheit erwachen und mit dem freibeuternden Gesindel von der Feder aufräumen.

Selbst in fachwissenschaftlichen Zeitschriften fand sich gelegentlich für derartige Haß- und Angstexplosionen Raum, wenn die Herausgeber Gesinnungsgenossen der Bloch und Marcuse waren. So brachte der „Nervenarzt" (Verlag Springer, 1930) einen langen Schmähaufsatz gegen Klages. Aber solche Gipfelleistungen demokratischer Propaganda sind selten. — Daß seitens der führenden Psychoanalytiker die verhehlte Form der Gegnerschaft durchgeführt wird (weder Freud noch seine selbständigsten Schüler Jung und Adler haben bisher ihrem mächtigsten Gegner ein Wort gewidmet), sei betont. Doch sind einige jüngere Analytiker als rühmliche Ausnahmen von solcher Vogel-Strauß-Politik zu erwähnen.

Hierher gehört schließlich noch ein Buch, dessen Titel den Eindruck erweckt, als handle es sich darin wesentlich um eine sachliche Darstellung der Lehre von Klages, nämlich „Geist und Seele, L. Klages' Philosophie" von James Lewin (Berlin 1931). In der Tat enthält das Buch auch ein in den Hauptzügen richtiges Referat — aber

Einleitung und Schluß verraten einen recht anmaßenden, durch eigene Leistung nicht legitimierten, vergrämten Gegner, der sich abmüht, mit dem Rüstzeug der neuen Denkformen den alten, durch Klages entmächtigten Gehalt einer Pneuma-Lehre wieder zu beleben.

IV.

Erst mit der Gruppe der nutznießenden Geltungsstreber gelangen wir zu den Kämpfern um Klages, deren Verhalten dazu zwingt, noch einmal derb dreinzuschlagen. Denn das Gegeifer eines Marcuse und seiner Gesinnungsgenossen in der Linkspresse wird kein deutschstämmiger Zeitgenosse mißverstehen; es hilft sogar zu erwünschter Klärung der Fronten. Gefahr der Brunnenvergiftung im Bereich derer, die sich endlich zur Sammlung der nationalen Kräfte aufgerafft haben, entsteht jedoch, wenn Schriftsteller, die den Anspruch machen, durch ihre Substanz und durch ihr Wirken zu solcher Sammlung beizutragen, sich zu diesem Zweck mit fremden Federn schmücken und nach altem Gaunertrick die Stelle schmähen, an der sie ihren neuen Schmuck „entnommen" haben.

Ich wähle der Anschaulichkeit halber als Beispiel denjenigen Vertreter dieser Gruppe, der sich, verführt durch seinen sattsam bekannten Charakter (Stichwort: Mischung von intellektuellem Piraten und Bildungs-Clown), mit seinem neuesten Kopfschmuck auf den Markt der Oeffentlichkeit zu weit vorgewagt hat, als daß er ungerupft wieder herauskommen dürfte: Graf Hermann Keyserling. Man wird es verstehen, daß ich diesem neben Emil Ludwig im Auslande populärsten Schriftsteller in deutscher Sprache nicht mit dem Schwergewicht der tragischen Lebensphilosophie von Klages zu Leibe gehe, sondern mit der leichten Waffe des Spottes. Der Sachverhalt, der Anlaß und Handhabe dazu gibt, den allzu flüchtig in tausend Verkleidungen die harmloseren Leser aller geistigen Richtungen Bluffenden öffentlich zur Rechenschaft zu ziehen, ist dieser: Graf Keyserling fand den schweizerischen Feuilletonleiter der „Kölnischen Zeitung" bereit, am 14. Januar 1933 unter dem Titel „Die Bedeutung von Ludwig Klages" einen Schmähartikel zu veröffentlichen, der an subalterner Bösartigkeit alles überbietet, was bislang (einschließlich Marcuse und „Berliner Tageblatt") erschienen ist. Denn er beruht sichtlich auf Kenntnis der wesentlichen Schriften von Klages, wodurch man gezwungen wird, bei groben Entstellungen von dessen Hauptlehren an bewußte Fälschung zu denken. Es verdient Erwähnung, daß die Redaktion eine Berichtigung der falschen Behauptungen des Grafen K. über Klages wiederholt ablehnte.

Einige hervorstechende Verdrehungssätze, deren gehässige Giftigkeit auch ein sachlich ganz unwissender Leser spürt, seien als Belege abgedruckt: „Der bloße Titel seines Hauptwerks „Der Geist als Widersacher der Seele" ist ein Ausdruck solcher Voreingenommenheit, solches Mangels an Weltoffenheit" ... „So aber zimmert der amusische Geist eines kleinlichen Schulmeisters offenbar aus dem unbewußten Vorurteil zugunsten systematischer Philosophie und aus dem Wunsch heraus, als großer Philosoph zu gelten, ursprünglich tieflebendige Elemente zu einem leblosen Holzbau zusammen" ... „Klages ist der unspirituellste Geist, von dem ich überhaupt weiß. Wohl hat Klages Nietzsches psychologische Kritik erfolgreich fortgesetzt, ja diesen sogar an Spür- und Scharfsinn übertroffen. Aber für Klages ist das Negative das letzte Wort. Ihm fehlt jede Spur von schöpferischem Ethos, jeder Sinn für im spirituellen Sinn Höheres" ... „ein Ethos, welches er selber hat und letztlich anerkennt: das des Forschers. Er ist sicher rein in seinem Streben nach Wahrheit" ... „Ich hieß Klages Theorie vom Geiste falsch: sie ist wunderbar scharfsichtig in bezug auf das willensversklavte Ich" ... „seine unerhörte Hellsichtigkeit auf den Gebieten der Vitalität und der erdbedingten Psyche" ... „kein

lebender Professor der Philosophie ist mehr Schulmeister als er" ... Tatsächlich ist er heute genau so „Modephilosoph", wie es Spengler und Schreiber dieser Zeilen (Keyserling) zeitweilig waren" .. „Lange zweifelte ich daran, ob Klages überhaupt größere Bedeutung zukommt. In diesem Geist habe ich dann auch zwischen 1923 und 1929 gelegentlich über ihn geschrieben. Heute aber, wo mir mit der Herausstellung der „Südamerikanischen Meditationen" die ganze Schichtung und Struktur meines Wesens bewußt geworden ist, muß ich anerkennen, daß ich ihn vorher nur zum Teil verstanden hatte... ich glaube, ihn doch jetzt besser würdigen zu können, als es die meisten Zeitgenossen tun. Seine Stellung im Geisteskosmos sowohl als in dieser Zeit scheint mir eine ganz andere zu sein, als sie ihm von Freund und Feind zuerkannt wird. Er ist eine bedeutendere Erscheinung, als ich wahrhaben wollte."

Ich denke, das Material genügt. Im Original stehen die zuletzt zitierten rühmenden Sätze am Anfang: der Leser soll den Eindruck erhalten, hier gestehe ein Redlicher ein, daß er sich geirrt habe, und werde nun gemäß seiner neuen Einsicht den früher verkannten Großen gebührend würdigen. Der Taktiker Keyserling weiß: nach solcher captatio benevolentiae kann er das bereitgehaltene Gift so einspritzen, daß es die Mehrzahl der von seiner edlen Gebärde noch gerührten Leser kaum mehr merkt.

Wir andern etwas kritischer aufpassenden Leser werden uns, auch wenn wir nichts ahnen von den Untergründen, aus denen die Animosität des Reisejournalisten stammt, zu fragen haben, wodurch denn wohl ein Autor sich verführen lassen könne, starken Lobpreis und unverblümt boshafte Herabsetzungsversuche so leichtfertig auf einer einzigen Textseite durcheinander zu mengen. Sein Onkel, der zartsinnige Novellist Eduard Keyserling, pflegte zu sagen: „Ich habe einen Neffen, der stellt sein Ich vor sich hin wie einen Weihnachtsbaum und betet es an — er heißt Hermann." Das ist so geblieben. Nach Ausweis einer gewaltigen ausschließlich autobiographisch bedruckten Papiermasse hat jener Ich-Kult nie eine Unterbrechung durch Liebe und Hingabe an Menschen oder an Werte erfahren. Vielmehr hat Keyserling Welt und Geschichte mit beinahe entwaffnender Selbstverständlichkeit stets als Nährmittel für seine ungeheuerlichen Verdauungsgelüste behandelt. Er nennt das die „Produktivität des Unzulänglichen" und meint damit etwa: wo nichts ist, kann etwas werden, wenn man alles Erfaßbare hineinstopft. Den „Weg zur Vollendung" behauptet er solcherart zu gehen!

Hier könnte man zwei fehlgeschlagene Versuche, Klages für die drollige „Schule der Weisheit" auszunutzen, als Nebenmotiv für die Gehässigkeit Keyserlings erwähnen: einen brieflichen, der ihm eine sehr deutliche Abfuhr einbrachte, und einen zweiten über mich anläßlich der Tagung von 1927 unter dem Thema „Mensch und Erde". Gewiß wäre es kleidsam gewesen, wenn der Verfasser der in der gesamten Jugend bekannten gleichnamigen Rede zur Tagung auf dem Hohen Meißner (1913) in Darmstadt erschienen wäre, um die Anleihe zu legalisieren. Der schalkhafte Verleger Eugen Diederichs sorgte dann dafür, daß der auch im geistigen Leben mögliche Anstand gewahrt wurde: er ließ im Schaufenster der besten Buchhandlung inmitten der Werke der Vortragenden (außer Keyserling: R. Wilhelm, M. Scheler, Much, Frobenius, Jung, Prinzhorn) ein großes Bild von Klages ausstellen, umgeben von einigen Exemplaren seines Buches „Mensch und Erde". Dreiviertel der Vorträge ging vorüber, ohne daß auch nur mit einem Wort der prägenden Geister Nietzsche und Klages Erwähnung getan worden wäre. Dann nahm ich die Gelegenheit wahr, daß ich über „Die erdentrückbare Seele" als Gegenstück zu Keyserlings „Erdbeherrschenden Geist" sprach und kennzeichnete dessen „befreiende" Wirkung auf den Menschen: wie dieser (und nur er) kraft solchen Geistes zum Unterschied vom Tier u. a. gelernt habe, zu schauspielern, zu schwindeln, falsch Zeugnis abzulegen und was dergleichen spezifisch menschliche Fähigkeiten mehr sind. Man stelle sich die Rasanz dieser als Volltreffer einschlagenden Klärungsbombe vor! Der gräfliche Manager brüllte vor Wut: „Sie zersprengen mir ja meine ganze Unternehmung!", worauf ich freundlich entgegnete: „An wirtschaftliche Folgen habe ich leider nicht denken können. Sie haben durch Ihren maßlosen Kult des erdbeherrschenden Geistes mich herausgefordert. Sie wissen genau, daß ich mit bestimmten Werten stehe und falle, jedenfalls sie gegen unbillige Angriffe mit scharfer Waffe zu verteidigen weiß." Der Fortgang dieser Szene bis zum endgültigen Schluß meiner aus ganz bestimmten Motiven für etwa ein Jahr gepflegten Beziehungen zu Keyserling sei auf eine andere Gelegenheit

verspart. Ich war gezwungen, ihm u. a. zu schreiben: „Nachdem ich mich im Laufe eines Jahres überzeugt habe, daß es sich für Sie nie ernsthaft um die jeweils in Rede stehenden Probleme handelt, sondern vor allem um die rücksichtslose Befriedigung eines maßlosen Geltungs- und Gelddranges, kann ich mich nicht länger der Gefahr aussetzen, in irgendeiner Weise mit Ihren Bestrebungen identifiziert zu werden" und „Wie weit ich von den Sie kompromittierenden Tatsachen öffentlichen Gebrauch machen werde, das hängt von Ihrem weiteren Verhalten ab." Der Schmähartikel über Klages zwingt mich, aus einer Reserve herauszutreten, die ich dem Burgfrieden unter konservativen Geistern zuliebe mir auferlegt hatte. Es liegen mehrere zum mindesten amüsante und klärende Aufsätze aus diesen Jahren bereit, um nach Bedarf noch mehr Licht über die Praktiken dieses hemmungslosen Selbstbeleuchters zu verbreiten. Während der Drucklegung dieses im Februar geschriebenen Aufsatzes erfahre ich, daß Keyserling wegen früherer deutschfeindlicher Schmähungen verfolgt wird — man ersieht daraus, daß meine scharfe Kritik nicht zufällige Entgleisungen eines Vielschreibers, sondern den Grundcharakter eines intellektuellen Freibeuters und Konjunkturliteraten trifft.

Sollte vielleicht einfach das häufigste Motiv aller Gehässigkeit gegen Ueberlegene dem Weisen die Schmähfeder lenken, ich meine das „Ressentiment" oder — in der Verdeutschung von Klages — der Lebensneid? In der Tat, liest man Wendungen wie, Klages sei „genau so ein (!) Modephilosoph", wie er (Keyserling) einmal gewesen sei, oder er sei Philosoph geworden „aus dem Wunsche (!) heraus, als großer Philosoph zu gelten (!)", so verkennt niemand, daß hier eigene Notstände auf den Geschmähten übertragen werden.

Würde man aber bei einem so geschickten Virtuosen der Propaganda glauben können, diese Hineinfälschung der eigenen Charakterschäbigkeit in das Bild dessen, den zu „würdigen" er vorgibt, geschehe unbewußt? Nein, hier handelt es sich um zielsichere Irreführung der Leser durch einen Geltungssüchtigen, dem der Neid die Besonnenheit raubt. Denn er kann sich nicht mehr verhehlen, daß er einmal als Modephilosoph gegolten hat, daß er den erschlichenen Ruhm verspielt hat und daß heute auch kein Halbgebildeter mehr sein Gerede „Philosophie" zu nennen wagen würde. Was bleibt ihm schließlich übrig, wenn er von dem (berechtigten!) Erfolg seiner „Südamerikanischen Impressionen" oder „Meditationen über meine Vitalität angesichts der südamerikanischen Reiseeindrücke" etwas retten will? Jedermann merkt doch, daß er diese zum Teil höchst anschaulichen Impressionen aufgeschlossen hat mit dem Schlüssel der Geist-Leben-Metaphysik von Klages! Will es doch das Unheil, daß gerade jetzt die Zeitgenossen von der überragenden Bedeutung des Werkes von Klages etwas zu spüren beginnen. Keyserling kennt das Gebot der Stunde: rasch mit der Klages-Maske auf den Markt und lauter vom Gegensatz zwischen Geist und Leben reden, als jener es kann. Das Südamerika-Buch hat für „Leben" mit großem Geschick das Wort „Gana" eingeführt. Vom „Einbruch des Geistes" wird gehandelt, als wäre diese bis heute — auch von Keyserling selbst — heftig bestrittene Formel von Klages längst Allgemeinbesitz! Während auf der einen Seite im muffigsten Traktätchenton ein Ekel vor allen Lebensvorgängen bekundet wird, daß man schon von seelischem Krüppeltum sprechen muß, werden auf der andern in Rücksicht auf die nahende Konjunktur Sätze eingeflochten, die mit dem Gedanken kokettieren, man könne es einmal unternehmen, „die Schöpfungsgeschichte nicht vom Geist, sondern von der Erde her zu schreiben" — nachdem dies durch Klages geschehen ist! Wahrscheinlich ist das ein Ergebnis der in Darmstadt betriebenen „kontrapunktischen Methode", daß man einen Autor wegen seiner Leistungen beschimpft, um alsbald von den gleichen Leistungen eine alberne Parodie ernsthaft zu verkünden.

Noch einer Irreführung sei Erwähnung getan. Es heißt: die „vom Klages-Kreis (eine Phantasieerfindung unseres Managers) in den Himmel gehobenen wissenschaftlichen Leistungen rechtfertigen keinen Anspruch auf überfachliche Bedeutung". Tatsache: in der Festschrift zum 60. Geburtstag vereinigen sich dreißig Forscher von etwa zwanzig Sachgebieten, worunter zwölf Ordinarien, und bezeugen die Bedeutung der Philosophie

von Klages für ihre Sondergebiete. Der Reichspräsident verleiht ihm die Goethe-Medaille „für seine Verdienste um die Wissenschaft" — Thersites leugnet und schmäht.

Man könnte noch zahlreiche „feindliche Nutzer" der Philosophie von Klages anführen. Wir begnügen uns mit einigen der ansehnlichsten. Am nächsten stünde der Gesinnung Keyserlings wohl Theodor Lessing, der Schulkamerad von Klages, der von dessen Jugendvisionen, den Urbildern des heute in gewaltigen Dimensionen ausgeführten „biozentrischen Weltbildes", seit Jahrzehnten literarisch lebt. Was bei Klages in geduldigem Ringen zum Reifen gebracht wurde, hat der vielgewandte jüdische Literat Lessing rasch in marktgängige Kleinmünze gegossen, das Pathos eines tragischen Grundgefühls hat er durch Sentimentalität und schnoddrige Flachheit zur Groteske verzerrt. Dafür haben ihm andere stille Gegner von Klages, wie Scheler und Driesch, hohe Anerkennung gezollt. Daß der hochbegabte, aber substanzlose Scheler die letzten Jahre seines Lebens hauptsächlich darum gerungen hat, wie er den Gegensatz Geist—Leben in einer irgendwie von Klages abweichenden Form definieren könne, bekunden seine Schriften und mehr noch seine persönlichen Aeußerungen in Gesprächen, die ich seit 1924 mit ihm hatte. — Driesch hat für die Problemstellung von Klages kein Organ.

Hat Lessing mit seinem Buchtitel „Untergang der Erde am Geist" eines der großen Leitmotive von Klages wirksam plakatiert, so stellt Spenglers „Untergang des Abendlandes" auf viel höherem Niveau eine Verengerung jenes Leitmotivs dar, wobei die geistigen Beziehungen keineswegs so einfach liegen wie im Falle Keyserling und Lessing. Es kommt hinzu, daß Spengler wesentlich historisch interessiert ist, nicht psychologisch oder philosophisch. Auch ihm geht die sichere Instinktbeziehung zum Urtümlichen ab, wodurch er gezwungen ist, gerade die Grundbegriffe seiner Untergangsdialektik aus zweiter Hand zu erwerben. Das bekundet sich an Starrheiten, anschauungsarmen Uebertreibungen, die sich natürlicherweise mit der Zeit steigern. So gelangt er in „Der Mensch und die Technik" zu einer absurden Vergröberung von Sachverhalten, die Klages seit 1910 in aller tragischen Großartigkeit und aus lebendigem Eros zur Mutter Erde dichterisch wie philosophisch dargestellt hat. Was aber bei Nietzsche wie bei Klages durch die Fülle liebender Verbundenheit mit der Lebewelt noch wahr und tief wirkt, das verwandelt sich bei Spengler — übrigens genau wie bei Keyserling — in ein starres Zerrbild, dem diese Autoren aus spürbarem Haß gegen den Reichtum des Lebens absolute Bösartigkeit unterschieben. Sie sind seelenblind, so geistreich sie dabei sein mögen. So fehlt in ihrem Weltbilde Reiz, Zauber und Reichtum der Wachstumswelt. Sie müssen wohl den hassen, der über beides verfügt: das Blutwissen um die mütterliche Seite der Welt, das Geistwissen um das Ganze der Welt.

V.

Nach so viel Polemik, die notwendig war zur Säuberung des monumentalsten Werkes, das seit langer Zeit aus deutschem Geiste entstanden ist, von den Anwürfen und Entstellungen durch Neider und Blutsgegner, sei in aller Kürze gesagt, welche tagesüblichen Mißverständnisse den Augenblickseindruck jener falschen Behauptungen auf das Publikum ermöglichen.

1. Wenn Klages gegen „den Geist" als die überall und jederzeit gleiche Macht kämpft, deren Vorherrschaft stets zur Mechanisierung und endlich Vernichtung des Lebensreichtums führe (Sowjet-Rußland?!), so tritt er mit diesem Kampf für die unantastbaren Rechte des beseelten Lebens ein, das überall und jederzeit eigen-artig, aus sich selbst gerechtfertigt und seiner besonderen Vollendung fähig ist.

2. Zum Wesen des geschichtlichen Menschen gehört der Geist, der sich als Ich, als Bewußtsein und Wille in ihm kundgibt. Jede gesunde Gemeinschaft sorgt dafür, daß diese nur-menschlichen Mächte der Eigen-Art ihres leib-seelischen

Lebens dienen, nicht sich unter Berufung auf ihre „Allgemeingültigkeit" zu herrschern aufwerfen (die gefährlichen Folgen davon sind: Gleichmacherei, Formalismus, Neutralisierung der Eigenart durch „humanitäre Ideale").

3. Die Charakterkunde von Klages faßt die menschliche Person wesentlich als Endergebnis der blutmäßigen Anlage.

4. Da der Mensch im Gegensatz zum Tier nicht sicher nach seinen Instinkten lebt, sondern mehr seinem zweckbewußten Willen folgt, so muß selbstverständlich jede Gemeinschaft ihre Glieder unter ein strenges Gesetz stellen. So gewiß ein „vollendeter Mensch" in Freiheit autonom wäre, so gewiß gebührt Zucht allen übrigen — ein Gesetz des Handelns nach der Philosophie von Klages wäre strenger, als je ein konservatives Gesetz gewesen ist.

Carl Haensel

Zur Krisis unseres Strafrechts

Die Abkehr vom Zweckgedanken

Von allen Gesetzentwürfen, die in den letzten fürf Jahren hergestellt, dem Reichstag vorgelegt und dann an Kommissionen überwiesen wurden, hat der Strafrechtsentwurf die Oeffentlichkeit am meisten beschäftigt und die Rekordziffer von 143 Ausschußsitzungen erreicht. Das Werk konnte nicht vollendet werden. Heute wissen wir, warum: die Zeit war welt- und von allem staatsanschaulich noch nicht reif dazu. Der Entwurf beruhte auf der „Zweispurigkeit" der strafrechtlichen Unrechtsfolgen: dem Verbrecher wurden „Strafen" und außerdem oder statt dessen „sichernde Maßnahmen" angedroht, wie etwa die Unterbringung in einer Trinkerentziehungsanstalt oder die Sicherungsverwahrung. Bis zur 127. Sitzung war die Verhängung der Sicherungsmaßnahmen sogar dem Strafrichter genommen und der Verwaltungsbehörde überantwortet. Der Entwurf verband Altüberkommenes mit Neuersonnenem, suchte auf den tausendjährigen Stamm der Gerichtseiche, unter der nach dem Grundsatz der Vergeltung Recht gesprochen worden ist, ein neues Reis zu pfropfen, unter dessen Blattwerk nur über die Besserung des Verbrechers verhandelt werden sollte.

Das seit 1870 geltende Reichsstrafgesetzbuch, das von dem erwähnten Entwurf ersetzt werden sollte, ist noch auf dem Boden der Rechtslehre gewachsen, die in der Strafe die Vergeltung für ein begangenes Unrecht sieht. Strafe wird verhängt, um dem Täter ein Uebel zuzufügen. Wer nicht hören will, soll fühlen. Das Wesen der Strafe ist danach Vergeltung, und zwar gerechte Vergeltung, weil durch diese Sühne das erschütterte Gleichgewicht der Rechtsordnung wiederhergestellt werden soll. Der Grundpfeiler dieser Anschauung ist die Lehre von der Willensfreiheit. Der Mensch ist für sein Tun verantwortlich; wer dem staatlichen Befehl den Gehorsam verweigert, wird von dem ethisch-rechtlichen Unwerturteil des Staates betroffen.

Gegen diese Auffassung der klassischen Strafrechtsschule, die die Strafe aus einem Staat und Recht überragenden, absoluten Prinzip herleitete, liefen seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Relativisten Sturm, die eine rationelle

Untermauerung und Umgestaltung des Strafrechts forderten, und auf deren Konto die „Sicherungsmaßnahmen" des als Embryo vor seiner Geburt schon abgestorbenen Entwurfs zu setzen sind. Ihr Vorkämpfer, Franz v. Liszt, knüpfte an den fälschlich Plato zugeschriebenen, von Protagoras stammenden Satz an: „Kein Weiser bestraft, weil jemand gefehlt hat, sondern nur, damit er in Zukunft nicht mehr sündigt" und vertrat seit 1882 mit großem publizistischen Erfolg den „Zweckgedanken im Strafrecht". Er machte die Gesellschaft in erster Linie für das Verbrechen verantwortlich, entwand dem Staate und seinen Richtern das göttlich-ethische Rächeramt, degradierte sie zu utilitaristischen Zweckverfolgern, denen die wenig beneidenswerte Aufgabe zugefallen war, die Gesellschaft vor den Kindern ihrer eigenen mehr oder weniger geheimen Sünden in Schutz zu nehmen und sie von ihnen, wenn es sein mußte, zu befreien.

Zur Verbreitung und Verbreiterung dieser Ideen wurde die „Internationale kriminalistische Vereinigung" gegründet, während die konservative, absolute Richtung von der „Bamberger Deutschen Strafrechtlichen Gesellschaft" vertreten wurde — also auch hier wie auf anderen Gebieten klafft der Abgrund zwischen internationalem Liberalismus und volksgebundener Tradition.

Die relative Auffassung sieht in der Strafe nicht mehr das an die Verletzung der Rechtsordnung geknüpfte Uebel, von dessen Verhängung der Bestand der Gesellschaft und das Bestehen der Rechtsordnung nach der Erfahrung der Menschheitsgeschichte und dem uns innewohnenden Gerechtigkeitsgefühl abhängt, sondern läßt sie nur insoweit gelten, als sie zur Abschreckung und Verhütung neuer Verbrechen notwendig und zweckmäßig ist. Man unterscheidet General- und Spezialprävention: Abhaltung der Gesamtheit vom Verbrechen und Einwirkung auf den einzelnen Verbrecher, die ihn von neuen Verbrechen abschrecken soll.

Der weltanschauliche Gegensatz, der zwischen der absoluten und relativen Strafrechtstheorie klafft, wird in der Philosophie vom Streit der Deterministen und Indeterministen vertreten. Er ist so alt wie die Geschichte des Menschengeistes; in den verschiedenen Epochen war die eine oder andere Ansicht herrschend. Die griechischen Philosophen, besonders die Sophisten, zu denen der eben angeführte Protagoras gehört, neigten zu der rationellen Nützlichkeitsauffassung, das Römische Strafrecht stand unter dem Zeichen der Vergeltung; das deutsche Mittelalter betont die Abschreckung (also die Generalprävention) in der schauderhaftesten Form, teilweise die Grenze des Verfolgungswahns erreichend (Hexenprozesse).

Die Verbrecher wurden mit möglichst gesteigerter Oeffentlichkeit abgeurteilt, mit Strafen, die durch ihre Roheit jedem Zuschauer die Lust zu Taten nehmen sollten, die mit ähnlichen Prozeduren geahndet wurden. Man unterschied allein neun „einfache" Formen der Todesstrafe, die durch Verbindung oder Verschärfung noch dutzendfach variiert werden konnten: das Enthaupten, Erhängen, Ertränken, Vierteilen, Rädern, Lebendig-Begraben, Verhungernlassen, Verbrennen und Sieden. Als zusätzliche Verschärfungen kamen Schleifen zur Richtstatt, Reißen mit Zangen, Verstümmelungen in Betracht. Ich zähle diese Einzelheiten auf, weil sie, wie sich weiter unten zeigt, noch heute als unterbewußte Reminiszenzen gegenwartswichtig sind.

Die Spezialprävention fordert Abschreckung nicht der Gesamtheit, sondern des einzelnen Täters, seine Besserung und — wenn beides versagt — seine Unschädlichmachung. Sie wurde in der Aufklärungszeit herrschend, während Kant wiederum die Vergeltungstheorie, also die absolute Auffassung, vertrat. Die Wissenschaft des XIX. Jahrhunderts half sich meist mit einer Vereinigung beider Theorien. Diese Köche, die die weltanschaulichen Gegensätze in einen Topf warfen, hatten insofern natürlich recht, als kein Geisteselement allein und hunderprozentig vorkommt, sondern in unserem Falle jede Vergeltungsstrafe auch abschreckt, generell wie speziell, und umgekehrt, jedes

in Besserungsabsicht verhängte Uebel im Ergebnis auch Unrecht vergilt, aber es kommt auf die Betonung entscheidend an, auf die weltanschauliche Beziehung zu überstaatlicher Moral oder auf das Bedürfnis, deren Verneinung mit Zweckkonstruktionen zu übertünchen.

Die gesetzgeberische Arbeit der letzten 40 Jahre stand unter der Vorherrschaft der relativen Straftheorie. Den Beginn machten die Schweizer Entwürfe von Carl Stoß 1893; es folgte Norwegen 1902, Argentinien 1921, Dänemark 1930. In Deutschland sind zahlreiche Sondergesetze entstanden: die bedingte Verurteilung ist eingeführt worden. (Motto: „Erst klau ick und dann bewähr ick mir.") Es ist versucht worden, das Jugendstrafrecht im wesentlichen auf erzieherische Maßnahmen abzustellen. Diese letzte Entwickelung begann in England mit der Childrens Act von 1908 und hat sich fast in allen Ländern durchgesetzt. Immerhin sind alle diese Einzelneuerungen Kompromisse. Konsequent weitergeführt sind diese rationellen Ideen nur in Italien und in Rußland. Der italienische Entwurf von 1921 — inzwischen drängte dort die politische Entwicklung in andere Bahnen — wollte überhaupt an Stelle der Begriffe „Schuld" und „Strafe" die „Gefährlichkeit" und die „Sanktion" setzen. Das sowjetrussische Strafgesetzbuch von 1927 erfaßt nicht mehr die verbrecherische Handlung, sondern den „gefährlichen Zustand", die sozialschädliche Gesinnung.

Was ist das praktische Ergebnis der relativ orientierten Reformen? Robert v. Hippel sagte 1932 zusammenfassend: „Wir sehen gegenüber der Vorkriegszeit stark gesteigerte Kriminalität bei fortgesetzter größerer Milde der Strafzumessung." Die Zahlen der Statistik zeigen eine erschreckende absolute Steigerung trotz des verkleinerten Deutschland und der weitgehend eingeschränkten Strafverfolgung.

Aber bedenklicher als diese Zahlen ist ein anderer, bisher noch nicht erörterter Gesichtspunkt: Jeder von uns leidet innerlich an der Verwirrung unseres Rechtsgefühls, die dadurch entstanden ist, daß in der Kriegs- und Nachkriegszeit die Strafen für gemeine Verbrechen auf Verstöße gegen Anordnungen der Staatsgewalt ausgedehnt worden sind, deren Befolgung der einzelne Bürger nicht mit seinem Rechtsempfinden und gutem Gewissen kontrollieren kann, sondern die er trotz besten Wollens manchmal außer acht läßt. Wenn die Verfasser dieser Verordnungen die richtige Vorstellung von dem Strafbegriff gehabt hätten, wären sie nicht auf den unglücklichen, wenn auch sehr bequemen Weg verfallen, mit den gegebenen und ererbten Vergeltungsmaßnahmen gegen Kriminaldelikte den Staatsbürger zu zwingen, eine an sich nicht böse, aber in diesem Augenblick unzweckmäßige oder gar finanzschädliche Handlung zu unterlassen. Die Folge war eine Ueberdrehung dieser Schraube und damit eine Abstumpfung der sittlichen Kontrollorgane überhaupt.

Ein Beispiel aus den Vorjahren bieten die Strafdrohungen der Devisengesetzgebung vom 1. August 1931: „Mit Gefängnis oder in besonders schweren Fällen mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren sowie mit Geldstrafe bis zum Zehnfachen des Wertes der Zahlungsmittel . . . wird bestraft, wer vorsätzlich 1. dem § 2 zuwider ausländische Zahlungsmittel oder Forderungen in ausländischer Währung gegen inländische Zahlungsmittel erwirbt oder veräußert usw. Wird eine der Handlungen fahrlässig begangen, tritt nur die Geldstrafe ein. An Stelle einer Geldstrafe tritt bei Nichteintreibbarkeit Gefängnis."

Vom Standpunkt der Abschreckungstheorie mußte es natürlich wirksam sein, in einem Paragraphen vom Zuchthaus zu sprechen, der selbst die fahrlässige Verletzung der in ihrer Kompliziertheit schwer überschaubaren, manchmal selbst dem Juristen nicht klaren Normen mit umfaßte. Der von der Sühne ausgehende und seiner moralischen Verantwortung voll bewußte Gesetzgeber hätte scharf unterschieden: 1. wirtschaftlichen Landesverrat, die bewußte Devisenausfuhr beispielsweise, deren Schädlichkeit und landesverräterische Unmoral jedermann begreift, und 2. den Steuer- und Zollkontra-

ventionen ähnliche Verstöße gegen einzelne Zweckvorschriften, wie es beispielsweise das Unterlassen einer Anmeldung sein kann. Es ist eine dem Volk unverständliche Leichtfertigkeit zum mindesten im Wort, wenn in einem Atem Gefängnis oder Zuchthaus oder Geldstrafe angedroht wird.

Für die mangelnde Tiefe und Fehlerhaftigkeit der Präventionstheorien ist aber in den letzten Jahren noch ein anderer Nachweis erbracht worden, und zwar von einer Seite, der man Unterschätzung des reinen Intellekts sicher nicht nachsagen kann: seitens der Psychoanalyse.

Diese Lehre definiert aus der Kinderseele heraus, mit der sie sich ja mit Vorliebe beschäftigt, die Strafe etwa so: das Kind, das etwas anstellt, fühlt die Lieblosigkeit seines Tuns gegenüber seiner Mitwelt und bildet daraus ein Schuldgefühl und eine Strafangst. Aus dieser Not führt nur das Geständnis und die Strafe heraus: „Straft mich, aber liebt mich wieder!"

In seinem bemerkenswerten Buch „Geständniszwang und Strafbedürfnis" zeigt der Wiener Psychoanalytiker Dr. Theodor Reik (Internationale Psychoanalytische Bibliothek, Band XVIII, 1925), daß die unbewußten Selbstbestrafungen der Neurotiker durchweg auf dem Grundsatz der Vergeltung: Auge um Auge, Zahn um Zahn, also dem Talionsprinzip aufgebaut sind: „Wenn wir einige der unbewußten Selbstbestrafungen der Nervösen überblicken, gelangen wir zu befremdenden Strafarten, welche die moderne Strafgesetzgebung nicht kennt; Kastration, Lebendigbegrabenwerden, Eingemauertwerden, Ersticken, Fesselung und verschiedene qualvolle Todesarten gehören hierher. Die körperlichen Sensationen dienen oft zur Darstellung verschiedener Torturen; ein Patient verglich seinen Zustand selbst mit der zur Kontinuität gewordenen Situation des Königsmörders Ravaillac, der von Pferden zerrissen wurde. Der Vater des Patienten hatte wirklich mit Pferdezucht zu tun. Wir sehen also, das Unbewußte, das seine eigenen Gesetze hat, verfügt auch über Strafen, die aus der Kindheit der Menschen stammen." (a. a. O. S. 145.)

Zusammenfassend muß Reik von der Vergeltungstheorie sagen, obwohl er sie gern vom Gesichtspunkt des Fortschritts ablehnen möchte: „Wir haben gesehen, daß diese Theorien tief im Triebhaften, Unbewußten der Menschen wurzeln. Wenn Strafe sein muß, wenn sie wirklichen Strafcharakter haben soll, so kann sie sich triebgemäß nur auf das Talionsprinzip stützen. Die Vergeltungstheorie hat also den Vorzug der Geschlossenheit und der psychologischen Folgerichtigkeit ... Die Vergeltung als Strafzweck ist einfach eine Triebdarstellung als Theorie." (a. a. O. S. 148.)

Wir können aus diesen Sätzen zunächst nur feststellen, daß die konservativen Vergeltungstheoretiker aus einem wirklich nicht befreundeten Lager einen Eideshelfer gefunden haben. Viel wichtiger ist der weitere grundlegende Einwand, den die Psychoanalyse gegen die Präventionstheorien macht. „Die Strafe, die nach der geltenden Anschauung als wirksamstes Abschreckungsmittel des Verbrechens angesehen wird, wird unter bestimmten Bedingungen, die in unserer Kultur außerordentlich häufig sind, zum unbewußten und gefährlichsten Reiz dazu. Die verbotene Tat entlastet ja ein überstarkes Schuldgefühl. Wir sehen so, daß die Abschreckungstheorie im Grund unaufrichtig ist: die Aussicht auf Strafe schreckt den Verbrecher nicht ab, sondern treibt ihn unbewußt gerade zur verbotenen Tat! Die analytische Theorie mag die Strafe noch immer nicht rechtfertigen, aber sie gibt sich aufrichtig, wenn sie erklärt, der Strafzweck sei die Befriedigung des Strafbedürfnisses des Täters; ihm geschehe, was er unbewußt begehrt. Sie wird freilich für Verbrecher, die keine moralischen Hemmungen entwickelt haben, nicht in Betracht kommen, aber für diese ist die Strafe überhaupt keine geeignete Maßregel, am wenigsten eine der Abschreckung." (S. 154.)

Reik wandelt hierin — was bei einem gläubigen Psychoanalytiker freilich conditio sine qua non ist — auf den Spuren Freuds, der mit der Formulierung des „präexistenten Schuldgefühls" noch weiter geht. Freud ist der Auffassung, daß bei den Verbrechern, deren Taten von der Strafgesetzgebung erfaßt werden, ein unwiderstehliches Schuldgefühl unterbewußt schon vor der Tat besteht. Das Schuldgefühl sei nicht Folge der Tat, sondern deren Ursprung: der Mensch würde zum Verbrechen getrieben, um sich von diesem Zwang zu befreien. Die Tat werde geradezu als seelische Erleichterung empfunden, weil durch sie das unterbewußte Schuldgefühl nun endlich Gestalt gewinne und damit gepackt, besiegt, durch die Strafe gesühnt und ausgeheilt werden könne. Nach dieser Auffassung lockt geradezu die Strafdrohung zur Tat — ohne Strafe wäre ja die Tat seelisch bedeutungslos, kein Befreiungsmittel, kein Rückweg zur Gesellschaft.

Der Meinungsstreit über die Strafrechtstheorie ist nicht, wie fast alle Praktiker hochmütig annehmen, leeres Professorengezänk. Der Irrtum in Grund und Zweck der Strafe ist, wie wir sahen, auch auf die Fassung lebenswichtiger Gesetze von unheilvollen Folgen gewesen. Wir müssen auch im Strafrecht mit rationellen Illusionen aufräumen und mit der einfachen Erkenntnis des gemeinen Mannes neu aufbauen: Strafe ist und bleibt Sühne für ein begangenes Unrecht.

Ich möchte nur noch eine Beobachtung aus der Praxis mitteilen, die wiederum von einem ganz anderen Standpunkt aus eine der Fehlwirkungen der Spezialprävention zeigt: eine der ältesten und bekanntesten „sichernden Maßnahmen" ist das Arbeitshaus, in dem der rückfällige Bettler wieder zur Arbeit angelernt werden soll. Jeder, der einmal in der Schöffengerichtspraxis gesessen hat, weiß, daß der so wohlmeinend zu sichernde Bettler nichts auf der Welt so sehr fürchtet wie dies Arbeitshaus. Wer zwanzigmal wegen Bettelns vorbestraft ist, läßt es nicht, auch wenn er dann ein Jahr Arbeitshaus bekommt. Diese erzieherische Maßnahme ist in Wahrheit nichts anderes als eine Zusatzstrafe, die schlimmer wirkt als die Sühne selber und dazu nicht einmal den Mut hat, sich als solche zu bekennen — damit Gewaltmaßnahme wird und die reinigende Kraft der Sühne verliert. Denn dies ist und bleibt das Kriterium der Strafe.

Man hüte sich freilich davor, mit einer Reinigung der Strafrechtsbegriffe alle die Fortschritte über Bord gehen zu lassen, die in dem Vollzug der Strafe, ihrer Vermenschlichung, Milderung, Einschränkung gemacht sind. Diese Dinge stehen auf einem anderen Blatt, es sind technische Fragen. Man suche dem mit Gefängnis Bestraften nur nicht auszureden, daß seine Einsperrung nur zu seiner Besserung geschieht. Man mache sich ehrlich und mutig klar, daß, gemessen an der Freiheitsentziehung die Frage, ob, wie und wann im Gefängnis gesprochen oder gar geraucht werden darf, eine Nebensächlichkeit ist. Die wenigsten der Reformer wissen, wie es in einem Gefängnis wirklich zugeht, was Nächte bedeuten, in denen keiner der Insassen schläft, in denen jeder den anderen hört, sich die Leiden gegenseitig übersteigern und sich manchmal die ungeheure Spannung, die das Haus bersten lassen könnte, in einem menschenunähnlichen Gebrüll entlädt. Daran ändert im Grunde die Ausschmückung einer Zelle nichts, nicht deren Anstrich, sondern der eiserne Riegel vor der Tür ist entscheidend. Selbstverständlich ist trotzdem die Kleinarbeit zur Erleichterung des Loses all der Unglücklichen, die unter die Räder kamen, dankenswert. Aber diese Bestrebungen können in der Praxis nur fruchtbar werden, wenn sie aus der richtigen Grundeinstellung geschehen. Wiederehrlichmachung, nicht karikative Verzärtelung, sondern Wiedergewinn menschlicher Achtung will der Bestrafte. Und nur in der Wiederherstellung der sozialen Anerkennung dessen, der gebüßt hat, liegt die Möglichkeit zu einer dauernden Besserung. Denn Strafe ist Sühne.

Pau Bernhard

Johannes Brahms

Geboren am 7. Mai 1833

Johannes Brahms bedarf keines Gedenktages. Er ist ein Lebender, er lebt unter uns, lebendiger als manche Zeitgenossen. Jedes deutsches Haus, jedes Haus der zivilisierten Welt, in dem Musik eine Stätte hat, erklingt von seinen Liedern, seiner Klavier- und Kammermusik. Nicht über das Werk und Wesen des Meisters also wäre heute geistige Einkehr oder gar kritische Auseinandersetzung vonnöten. Wir selbst aber schulden uns fortgesetzt Rechenschaft über den jeweiligen Stand unserer geistigen Situation und deshalb möge der hundertste Geburtstag des Johannes Brahms Anlaß sein zu einem Versuch, uns seinen Genius aus der Vergangenheit näher zu rücken, um zu sehen, welch besondere geistige Gestalt er für unser heutiges deutsches Leben gewinnt.

Diese Betrachtung wird sich nicht auf das abgegrenzte Gebiet der Musik beziehen noch auch überhaupt auf einen Bezirk reiner Geistigkeit. Denn unsere Gegenwart lebt nur zum kleinsten Teil von idealistischen Gehalten und Beziehungen. Wir alle wissen und fühlen es, daß andere Götter unsere Epoche beherrschen als Tradition und geformtes Geisttum. Die Zeit gehört wie jede Revolution den Kräften des Wollens und der Triebe. So entrückt aber Musik den irdischen Bedingnissen zu sein scheint, so sehr hängt sie in Wirklichkeit ab von den jeweiligen gesellschaftbildenden Kräften. Denn Musik ist eine Gemeinschaftskunst, sie entsteht immer nur im Austausch des Spendens und Empfangens. Schon der einsam für sich Musizierende bildet in diesem Sinn eine Zweiheit: er beschenkt seine Sinne mit seinem Spiel. Die Formen, in denen die Musik in Erscheinung tritt, aber bergen in sich bereits die Vorstellung des adäquaten Raumes und der darin befindlichen Zuhörerschaft. Schon die Konzeption der Motive einer Sonate oder eines Quartetts setzen die Vorstellung der gesetzmäßigen Dynamik eines aufnahmebereiten begrenzten Luftraumes voraus und einer privaten Gemeinde. Die Haydn'sche und Mozart'sche Sinfonie erklang noch in den Adelspalästen Wiens oder in den Landschlössern der Magnaten. Eine kleine homogene „Gesellschaft" bildete die Hörerschaft. Musiker und Kapellmeister waren ein Teil des dienenden Personals. Mit Beethoven erweitert sich der Schauplatz, und mit ihm wandeln sich die musikalischen Themen und das erklingende Material. Die Aufführung findet in einem öffentlichen Saal statt, jedermann hat Zutritt. Man muß eine andere Sprache sprechen, lauter, allgemeiner, deutlicher, pathetischer, denn alle sollen nun hören und verstehen. Beethoven erscheint uns zwar als eine der größten und einprägsamsten Individualitäten deutscher Kunst, aber in einem andern Sinn war er Exponent seiner Epoche, er konnte gar nicht anders schaffen als in den vom Geist der Zeit geforderten Spannweiten und Formen. Jede lebendige Kunst lebt von der jeweiligen sozialen Atmosphäre. Beethoven's Werk entsteht in der Epoche einer neuen Kristallisation, im Werden einer neuen Gefühlsgemeinschaft. Auf ihrem Banner leuchtete die Idee der sittlichen Freiheit. Kant, Schiller, Goethe, Humboldt, Fichte prägen ihre deutsche Form. Die Idee aber führt zu praktisch ethischen Folgerungen, und das deutsche Volk gewinnt politische Gestalt in den heroischen Stürmen der Freiheitskriege.

Beethovens Schaffen stand unter dem Zeichen der Menschheitsideen, der allgemeinen Menschenverbrüderung, und der Chor der Neunten Sinfonie gibt diesem Ziel mit Schillers Versen den höchsten, den klassischen Ausdruck. Aber dieser Ausdruck birgt kein Leben,

denn wir wissen, jene Ideen waren damals, wie zu jeder Zeit der Wirklichkeit gegenüber machtlos. Sie bilden ein Ideal, das an den granitenen Tatsachen des Völkerlebens zerbricht. Das Leben des Geistes spielt sich auf anderen Ebenen ab als das triebhafte, immer vom Chaos gefährdete Mächtespiel, welches das Leben der Völker bestimmt. Wie sehr aber die Kunst und insbesondere auch die Musik mit den nüchternen Wandlungen der Politik verhaftet ist, zeigt sich erstaunlich klar an der adäquaten Wandlung der klassisch-idealistischen Musik, als jene Menschheitsideale zusammenbrachen und die Musik in die Bezirke des Subjektiven, Stimmunghaften und Privaten der romantischen Formen glitt. Gleichzeitig erscheint Beethovens Werk als ein im weitesten Sinn soziologischer Abschluß, denn nun zerfällt die europäische Musik deutlich in nationale Bestandteile: das Jahrhundert lehrte, daß die Menschheitsideale, wenn überhaupt jemals, nicht vom Individuum aus, sondern nur auf dem Boden einheitlicher, geschlossener Nationen verwirklicht werden können. Die Musik senkt nun allenthalben ihre Wurzeln tief in den Heimatboden, und ihre Früchte entspringen einer dem besonderen Volk, ja der besonderen Landschaft eigenen Gefühls- und Phantasiewelt. So wie wir in Beethoven den Verkünder eines übernationalen Ideals sehen, so steht nun vor uns ein späterer Sohn deutscher Erde als Träger ausschließlich deutscher, ja spezifisch nord- und niederdeutscher Empfindungsart: Johannes Brahms.

Wenn wir in unserer Betrachtung den Weg über Beethoven einschlugen, so geschah dies, um die sinfonischen Gestalter zweier grundverschiedener politischer Epochen einander gegenüberzustellen, nicht freilich, um das Brahms'sche Werk dem Beethovens gleich zu setzen. Brahms selbst hat sich stets alle Verhimmelung — und manchmal auf recht grobe Art — verbeten. Seine große Bedeutung liegt für uns heute sicher nicht in den monumentalen Gebilden, trotz dem „Deutschen Requiem" und trotz jener ersten Sinfonie, die in der kühnen Geöffnetheit ihrer Themen sich freilich unmittelbar anschließt an die Ideenwelt Beethovens, so daß Hans v. Bülow sie nicht ganz mit Unrecht „Beethovens Zehnte" nennen durfte. Brahms ist für uns der große Meister des Liedes und der Kammermusik. Seine späteren Sinfonien sind nicht aus eigentlich sinfonischem Geist geboren. Sie setzen nicht in ihrer Konzeption die tausendköpfige Hörerschaft voraus, wie die Sinfonien Beethovens und späterhin Bruckners und besonders Mahlers. Es ist, als wenn Brahms die von Beethoven aufgerissenen Tore wieder schließen wollte, um ja in die heimatlichen Klänge nicht fremde Stimmen eindringen zu lassen. Aber wie warm, innig und nah dünken uns seine Lieder! Sie klingen uns wie von der Kindheit her bekannt, und sie sind größtenteils so sehr Volkslieder geworden, daß sie kaum von den urtümlichen Volksliedern, die Brahms bearbeitet hat, zu unterscheiden sind. Brahms ist so sehr in seiner niederdeutschen Heimat verwurzelt, daß der fast lebenslange Aufenthalt in Wien seinem Werk kaum mehr als gelegentliche Färbungen gibt. Er bleibt der verschlossene, ein wenig grobe, gerade, tief und wahr empfindende, bescheidene, fromme, gütige Mensch, der Ordnung in seinen Dingen hält, der alles Aeußerliche verachtet, dem es nicht der Mühe wert ist, nach England zu fahren, um sich den Doktorhut zu holen, der ganze Tage spielend mit Tieren und Kindern verbringt und dessen unbändiger Wissensdurst ihn schließlich zu einem leidenschaftlichen Büchersammler macht. Ferne gerückt sind uns heute die Kämpfe, die jahrzehntelang Wien beherrschten „Wagner gegen Brahms", „Bruckner gegen Brahms". Sie entlocken uns heute fast ein Lächeln. Denn für uns sind Wagner und Brahms längst inkommensurabel. Auf welchen gemeinsamen Nenner könnte man sie bringen? Wenn wir aber dem deutschen Charakter und demzufolge dem Charakter deutscher Musik Eigenschaften zu Grunde legen dürfen wie die oben skizzierten, dann war Wagner in diesem Sinne wahrlich kein „deutscher" Musiker, sondern ein universales Genie kosmopolitischer Prägung, ein Schöpfer ungleich größeren Formats als Brahms, als Charakter aber in allem sein Gegenstück. Eine nicht allzu ferne

Zukunft wird Wagner in der Geschichte der europäischen Musik einen anderen Platz anweisen als diejenigen tun, die aus literarischen Motiven (oder gar aus werbepolitischen) ihn für sich beanspruchen. Plato, der in seinem „Staat" die Musik für ein wichtiges Erziehungsmittel hält, würde in unserer Zeit das Brahms'sche Ethos für die Jugend nutzen und das Wagner'sche verpönen. Es liegt in der Natur der beiden so weltweit getrennten Charaktere, daß sie keinen Boden fanden, von dem aus sie sich hätten verständigen können. Für uns gilt seit langem die Ansicht, die der Münchner Hofkapellmeister Levi, beider Freund, in einem Brief aus dem Jahr 1876 an Brahm's Seelen-Vertraute Klara Schumann äußerte: „Ich meine, es ist nicht so schwer, einen Unterschied zwischen Dramatiker und Musiker zu statuieren. Wagner selbst hält sich nicht für einen Musiker im Sinne unserer Klassiker. Da er ein so ganz anderer ist als alle vor ihm und neben ihm, da er keine Musik machen kann und will, sondern ein deutsches Drama zu begründen versucht, so sehe ich nicht ein, warum sich eine ehrliche, herzhafte Bewunderung seiner Schöpfungen nicht mit einer ebenso ehrlichen für Bach, Beethoven und Brahms vertragen sollte. Mir ist das Schicksalslied oder das G-Dur-Sextett nicht ferner gerückt, weil ich Tristan für ein großes Kunstwerk halte. Hier wie überall erzeugen nur die fanatischen Freunde und Feinde das Mißverständnis."

Brahms hat ein in der Musikgeschichte heute unbestrittenes Verdienst: in den ersten Werken von seinem Lehrer Robert Schumann kaum unterscheidbar und tief in der Romantik wurzelnd, fand er mit untrüglich gesundem Kunstinstinkt und mit einer an Kant gemahnenden Selbstzucht zurück zu den Formprinzipien der Klassik. Er war es, der den wunderbaren Logos der absoluten Musik aus den Händen Beethoven's und Schubert's in Obhut nahm und seinen reinen Gehalt vor den Angriffen eines überschwänglichen, literarisch-psychologischen Stils bewahrte. Er wurde in einer Epoche gärender Unruhe, als alle Einzelkünste sich zu vermischen strebten, zum Hüter der Tradition. Brahms allein verdanken wir die nicht unterbrochene Entwicklungslinie, die von Bach, Haydn, Mozart, Beethoven über sein eigenes Werk und das Max Reger's zu uns führt, zu Hindemith und den konzertierenden Musikern einer deutschen Anti-Romantik, deren karger, strenger und nüchterner Stil musikantischer Ausdruck unserer männlich-militanten Epoche ist. Richard Wagner steht, ein Koloß, am Ende der Romantik, Johannes Brahms aber, der „Gegenpapst" ist ihm ebenbürtig in der Entwicklungsgeschichte der Musik, denn er hat uns das edelste geistige Erbe erhalten und seine fruchtbare Fortdauer ermöglicht.

Die Akten über Brahms und Wagner sind geschlossen. Aber der Kampf in der Musik ist jeder Generation neu aufgegeben. Was wir vom Kunstwerk fordern müssen, ist Wahrhaftigkeit, darüber hinaus mögen sich alle Träume im Land der Töne verwirklichen. Unsere Zeit ist arm an Kunst, sie ist eine politische Zeit, eine Zeit gewaltsamer Wirklichkeiten, keine Zeit der Muße und Beschaulichkeit, in der Gefühle zur Gestaltung drängen. Um so notwendiger ist es, festzuhalten am Werk der großen dahingegangenen Meister. Denn ihr Andenken allein führt die Erben weiter auf den erhabenen Wegen deutscher Musiktradition.

In diesem Sinne wollen wir vor Brahms unser Haupt neigen. Wir wollen seiner gedenken als des unvergleichlichen Meisters des deutschen Liedes, der die heimatlichen Melodien einfing gleich luftigen Lebewesen und sie uns wiedergab im Glanz ihrer endgültigen Gestalt. Wir wollen ihn ehren als den Schöpfer deutscher Hausmusik, dieses höchsten Gegenstandes musikalischer Erbauung, einer Musik humanistisch-bürgerlicher Bildungsideale. Wir wollen uns erinnern, daß er die Musik in ihren Elementen kraft seiner genialen rhythmischen Erfindung ebenso bereichert hat wie Wagner durch seine harmonischen Neuerungen. Und wir wollen über seinen Sinfonien und Chorwerken nicht

des alle überragenden Kontrapunktierers vergessen, des Komponisten des Finales der vierten Sinfonie, jenes berühmten Passacaglio, der eine erstaunlich kühne Erweiterung der sinfonischen Satzkunst bedeutet und ein über den Meister der Meister, über Johann Sebastian Bach hinausgreifendes kontrapunktisches Wunderwerk. Das von Brahms unbetitelte Finale war dem Verständnis der Zeitgenossen so unerschließbar, daß ein berühmter Kritiker es als „lärmende Rhetorik der Leidenschaft ohne eigentlichen Gehalt" bezeichnete und daß Joseph Joachim bei der Berliner Erstaufführung das Programm von sich aus mit Noten versah und der Anmerkung: Variationen über ein Thema. Dieses gewaltige Finale, der Form nach ein Mittel zwischen dem Buxtehude-Bach'schen Passacaglio und einer Ciacona, erschüttert uns freilich mehr noch als durch die schier unfaßliche musikalische Kunst durch seinen krypto-programmatischen Inhalt: es ist ein Totentanz. Und das ästhetische Gewicht des Satzes im Brahms'schen Gesamtwerk gibt uns einen tiefen Einblick in des Künstlers Menschentum und Weltbild.

Wie einst der junge Schiller die Anthologie von 1782 „seinem Prinzipal, dem Tode" widmete, so bildet dieser Satz wohl die kunstreichste und gewaltigste Apotheose, in der jemals der finstere und unerbittliche Vollstrecker Tod besungen wurde. „Brand und Mord, Krieg und Pestilenz, Springflut und Erdbeben haben ihm das Thema eingegeben, und die Ereignisse der Jahrtausende haben diese achtgliedrige Front von Denk- und Martersäulen, die unter Rosen verschwinden, fundamentiert". (Kalbeck). Felix Weingartner aber schreibt 1909: „Für mich ist das eigentliche Wunderbare der ungeheuere seelische Gehalt dieses Stückes. Ich kann mich der Vorstellung des unerbittlichen Schicksals hier nicht entschlagen, daß eine große Erscheinung, sei es ein Einzelner, sei es ein ganzes Volk dem Untergange ohne Erbarmen entgegentreibt ... Der Schluß dieses von erschütternder Tragik durchglühten Satzes ist eine wahre Orgie der Zerstörung, ein furchtbares Gegenstück zum Freudentaumel am Ende der letzten Symphonie Beethovens."

Diese Gegenüberstellung ist mehr als eine Wesensdeutung der Geister Beethoven und Brahms. Sie zeugt für die beiden Pole der deutschen Seele und für den Dualismus im deutschen Menschen. Darüber hinaus aber, müssen wir sie nicht als dunkle Prophetie deuten, als eine Vorahnung des Totentanzes, dessen Figuren zu Nationen geworden sind und den in seiner ganzen entsetzlichen Wirklichkeit zu erleben unser Schicksal war?

Wir dürfen und brauchen bei solchem Gesichte nicht verweilen. Das Leben der Völker ist ohne Ende. Die Kunst spiegelt Freude und Trauer, Ernstes und Heiteres. Sie ist ein Widerschein dessen, was die Menschen fühlen und erträumen. Fruchtbar wird dieses Fühlen aber nur, wenn es, wie Antäus, immer neue Kräfte aus der Berührung mit der Mutter Erde saugt. So gewinnt es die ihm angemessene künstlerische Gestalt: Leichtigkeit und Lebensfreude im hellen Süden, geselligen Humor und Weltlichkeit an anderem Ort, tiefblütiges Verweilen, Träumerei, am dritten; anders klingen die Lieder am Meer, anders auf den Bergen, anders in der Heide. Aus Johannes Brahms aber singt die norddeutsche Seele.

Denn, wenn man norddeutsche Wesensart, wie sie aus der Niederung geboren ist, aus der Nähe des Meeres, der Weite des Horizonts, den Wiesen und Marschen, dem ewigen Kampf der Sonne mit Nebeln und Wolken, wenn man die Keuschheit und Strenge, die Melancholie der langen Nächte, den Spuk der Wälder, die zarte Lieblichkeit des Frühlings in Tönen wiedergeben will, dann erstehen Brahms'sche Melodien. Sie werden ein Wahrzeichen deutsch-nordischen Lebens sein, ein mahnender und treuer Spiegel, so lange deutsches Wesen leben wird. Sie gleiten sachte zurück aus dem falschen Glanz, aus dem Krampf und der Hohlheit unseres Lebens, sie werden mählich zum volklichen Symbol, zum Mythos, und in Jahrhunderten werden sie vom deutschen Menschen zeugen, nicht anders wie die Figuren vom Griffel Albrecht Dürers, die Strophen Eichendorffs oder die Gebilde deutscher Landschaften und Städte.

Paul Fechter

Die Auswechslung der Literaturen

Während der letzten fünfzehn bis achtzehn Jahre gab es in Deutschland zwei, beinahe sogar drei Literaturen. Die eine war die sozusagen offizielle, die Literatur der bürgerlichen Linken in all ihren Schattierungen von der Annäherung an die Sozialdemokratie bis zum Kokettieren mit dem Kommunismus, die Literatur der falschen Psychologie und der Analytik, der Erotik und der Psychoanalyse, die Literatur all der Probleme, die lediglich in den Magazinen oder in den Zeitschriften mit literarisch-ästhetischem Ehrgeiz existierten, während die dumme Wirklichkeit außerhalb der Kreise, die sich verpflichtet fühlten und Literatur nicht nur lasen, sondern entschlossen sogar zu leben versuchten, von diesen Problemen keine Ahnung hatte und friedlich und leise verachtet ihre gewohnten alten Wege ging. Diese Literatur war trotz ihrer Unwirklichkeit die eigentliche, und wenn man auf ihre Vertreter und Verehrer hörte, so war sie sogar die einzige. Jedenfalls war sie die, von der allein es lohnte zu wissen, von der allein man in den interessierten Kreisen sprach, und die allein das ahnungslose Publikum kaufte, auch wenn es nicht zur bürgerlichen Linken zählte.

Daneben gab es eine zweite Literatur, für die eine Reihe komischer Leute immer von neuem eintrat mit der seltsamen Behauptung, daß diese zweite Literatur die eigentliche sei, die richtige, die wirklich deutsche, weil sie nämlich keine Literatur, sondern im Gegensatz zu der offiziellen immer noch so etwas wie Dichtung im alten deutschen Sinne sei. Wenn die Offiziellen lächelnd behaupteten, die großen deutschen Autoren hießen Remarque und Feuchtwanger und Heinrich Mann und Arnold Zweig, so sagten die andern, das wären ja vielleicht ganz talentvolle Leute, aber mit deutscher Dichtung hätten sie nichts zu tun und deren eigentliche Männer hießen ganz anders, lebten in Regionen, die den Vertretern des offiziellen Schrifttums überhaupt nicht zugänglich wären. Fragte man sie mit überlegenem Lächeln nach Namen, so sprachen diese zurückgebliebenen Leute von Paul Ernst und Hans Grimm, Hermann Stehr und Will Vesper, Agnes Miegel und Peter Dörfler, lauter Leuten, von denen man weder in den Magazinen noch in den „offiziellen" Zeitschriften etwas las, noch gar in den Kreisen, die sich verpflichtet fühlten, jemals sprach und hörte. Es war gewissermaßen eine Literatur unter der Oberfläche, die in solch einer Unterhaltung sichtbar wurde, eine Dichtung der Tiefe, die vorhanden und auch nicht vorhanden war, weil „man" nicht von ihr wußte, sondern immer nur einzelne sie kannten, weil sie immer erst, wenn nach ihr gefragt wurde, von irgendeinem Wissenden zusammengesucht und der andern, in Akademien und literarischen Blättern sorgsam vereinten Literatur entgegengestellt werden mußte.

Daneben gab es dann noch eine dritte, die eigentlich keine Literatur mehr sein wollte, die mehr oder weniger kommunistische Spielart, bei der man Leute traf, die sich der eigenen Beschäftigung als eines bürgerlichen Metiers bereits schämten, sie durch möglichst viel Kraftworte und möglichst viel Ironie selbst aufzuheben versuchten und zum wenigsten auf alle anderen, die auch noch Bücher machten, mißachtend herabsahen. Die Nebenliteratur war bei einigen Vertretern der offiziellen Literatur trotz diesem ihrem Hang zur Selbstverneinung äußerst angesehen, vielleicht, weil sogar die Männer der amtlichen Dichtung spürten, daß in dieser Selbstverneinung eine nicht zu leugnende Berechtigung und damit ein schöner Zug von Aufrichtigkeit enthalten war. Die Rolle, die diese Abart der Literatur spielte, war nicht eben groß, und das Publikum nahm nur, wenn es ganz besonders literarisch gebildet war, von ihr Notiz.

Das war so ungefähr der Zustand bis zum Januar dieses Jahres. Man kann ihn heute noch ziemlich lückenlos rekonstruieren, wenn man einmal die Materialbestände der einen oder der anderen Buchhandlung des Berliner Westens durchsieht. Man findet noch überall die Bücher des „offiziellen" Schrifttums und zum Teil auch die mit leisem Gruseln bewunderten Dokumente des literarischen Kommunismus; man findet nichts oder fast nichts von der zweiten Literatur, und wenn man nach ihr fragt, bringt man den unglücklichen Inhaber des Ladens in eine schwere Verlegenheit.

Diese Verlegenheit beginnt jetzt, sich über die ganzen an der Literatur und ihrem Betrieb teilnehmenden Gebiete auszubreiten. Teile der deutschen Studentenschaft, jung, radikal, wie man in jungen Jahren zu sein pflegt, haben beschlossen, die bisherige sozusagen offizielle Literatur der bürgerlichen Linken, die Literatur der Psychoanalyse und der Erotik, der falschen Psychologie und der Analytik auszurotten. In Kiel, in Breslau haben sie begonnen, Bücher von Männern aus den Bereichen der bisherigen Demokratie und des Marxismus aus Bibliotheken und Buchläden auszusondern. Sie haben der bisher siegreichen Literatur den Krieg erklärt. Dem, wofür sich bisher Zeitschriften wie die „Weltbühne" des Herrn Tucholsky, das „Tagebuch" und ähnliche Druckerzeugnisse einsetzten, wird schon das Recht der Existenz in der Welt der deutschen Dichtung abgesprochen; die ganze einst so siegreiche Literatur soll ausgerottet werden, verschwinden, der bisher unterdrückten, übergangenen deutschen Dichtung das Feld räumen.

Man kann den Zorn der jungen Menschen nur zu sehr begreifen. Auch unsereins, der die Zeiten der Jugend bereits hinter sich hat, hat in diesen Jahren mehr als einmal dieselbe Wut bekommen, wenn er sehen mußte, wie noch die minderwertigsten Produkte einer Literatur, die alles, was uns einen Wert bedeutete, zum wenigsten begrinste, in schlimmeren Fällen angriff und in ganz schlimmen bespie, trotzdem offiziell anerkannt, gepflegt, besprochen und so zum Verkauf gebracht wurde. Es liegt schon eine Gerechtigkeit in diesem Vorgehen, selbst wenn jetzt gelegentlich Unschuldige mit den Schuldigen leiden müssen. Zu gleicher Zeit aber versucht man dann, zum wenigsten in der Vorstellung einmal die Konsequenzen zu verwirklichen, die sich aus diesem Vorgehen ergeben, versucht sich die Verwirrung klar zu machen, in die Buchhändler und Käufer, Studierende der Literaturgeschichte und ähnliche dem Druckbetrieb beruflich verbundene Schichten durch diese von den Zeitläuften bedingte Auswechselung der Literaturen geraten werden.

Die Verwirrung der Buchhändler ist zugleich die schwerste und die am einfachsten zu lösende: sie werden den Wandel, der sich vollzieht, sehr bald aus dem erkennen, was sich nicht mehr verkaufen läßt, aus den Büchern, die ihnen auf dem Tisch des Hauses liegen bleiben. Sie werden ihn ebenso aber auch aus den Schwierigkeiten ersehen, in die sie geraten werden, sobald das suchende Publikum, das sich nun auch verpflichtet fühlen wird umzulernen, fragen kommt nach den Männern und Büchern, die nun im neuen Reich die deutsche Dichtung an Stelle der bisherigen Literatur zu vertreten haben. Jahrzehntelang hat man den Käufern zu Geschenkzwecken und zur Lektüre die alten falschen Namen glücklich beigebracht; jetzt auf einmal sollen dieselben Buchhändler, die bisher von der offiziellen Literatur lebten, die Führer zu einer Dichtung werden, mit der sie, von wenigen Ausnahmen abgesehen, bisher wenig Geschäfte gemacht haben, und um die sie sich infolgedessen kaum bekümmert haben. Sie sollen plötzlich statt der neuesten Werke der bisherigen Modedichtung, die jetzt ausgefallen ist, Bücher und Menschen empfehlen, die sie selber kaum kennen, sollen eine neue Dichtung an das Volk heranbringen, die dem größten Teil von ihnen bisher selbst durchaus unbekannt geblieben ist. Sie sind selbstverständlich, da das zu ihrem Beruf gehört, gerne bereit, sich unter den veränderten Verhältnissen jetzt für diese Menschen einzusetzen; sie möchten den Bereich und die Kräfte der zweiten Literatur, der richtigen, der eigentlichen gerne kennenlernen — und beginnen nun, nach Hilfsmitteln zu suchen, die ihnen dieses ermöglichen sollen. Sie greifen

nach einer Literaturgeschichte — und finden darin lediglich die alte bisherige Literatur. Sie greifen nach der zweiten Literaturgeschichte, und es geht ihnen ebenso. Sie sollen das Publikum beraten und finden selbst keinen Berater. Sie blättern verzweifelt in Kürschners Literaturkalender und sehnen mit Inbrunst eine neue Auflage herbei, die wahrscheinlich erheblich dünner als bisher ausfallen wird, weil eine Menge von Vertretern der bisherigen Literatur sicherlich den Rückzug auch aus diesem großen Konversationslexikon der Schreibenden, antreten, mit ihrem Rückzug aber dieses letzte Hilfsmittel suchender Buchhändlerseelen wieder zu einer etwas aktuelleren Informationsquelle machen wird.

Ganz ähnlich wird es den Käufern ergehen, die auf eigene Faust die Annäherung an die veränderte Zeitsituation versuchen werden: sie werden vor dem gleichen Nichts, dem gleichen Blick ins Leere stehen. Sie sind trotzdem noch gut daran, wenn man versucht, sich einmal die Lage der Studierenden moderner Literaturgeschichte vorzustellen. Sie haben begonnen mit dem alten Ideal der Objektivität, sie treiben Geschichte, d. h. Untersuchung der Vorgänge in der Wirklichkeit. Was ergibt sich für sie an Verpflichtungen? Sollen sie wie bisher weiter die Episode der toten Literatur von gestern mit pflegen und mitlernen: sollen sie das, was die jetzt verwehte Zeit gebracht hat, wie bisher brav und gewissenhaft registrieren — oder sollen sie nicht viel mehr eine neue fordernde Geschichte auch der Literatur treiben, als wert der Beachtung nur die Bücher ansehen, die nicht aus bloßen leeren Kunstabsichten entstanden sind, sondern aus einer lebendigen Beziehung zum Ganzen, zu dem Volk, um dessentwillen wir jetzt dies alles durchleben? Wenn sie dieses aber sollen und wollen: wer hilft ihnen dabei? Wer wird der Führer bei dieser Auslese, die wiederum zugleich Führer zu einer neuen Art von Geschichte, im Sinne des alten Advocatus patriae, des Westfalen Justus Moeser aus Osnabrück werden könnte? Die Auswechslung der Literaturen birgt ungeahnte Probleme.

In jedem Fall: die Situation im deutschen Literaturbetrieb der nächsten Zeit wird äußerst interessant werden. Ein altes Bild versinkt, ist versunken — ein neues steigt herauf, zum mindesten eines, das für die meisten der Nation neu und nur für wenige längst vertraut und selbstverständlich ist. Es wird eine Fülle von Schwierigkeiten — und eine Menge sehr interessanter Erfahrungen geben. Die Neigung zum Bücherkaufen hat im Augenblick bereits ebenso abgenommen, wie die zum Theaterbesuch; lediglich informierende Schriften über die neuen Männer der Regierungen haben im Augenblick noch größere Käuferkreise. Das ist für den Buchhandel nicht eben angenehm: das Zwischenspiel aber, das sich hier ergibt, die Pause ist im wesentlichen eine schöpferische Pause der Klärung und des Atemholens. Viele werden sie benutzen müssen, um sich selber klar zu werden; viele werden sie zur Information, zum Nachholen und Neulernen verwerten. Wenn sie vorüber ist, wird sich zeigen müssen, was geblieben ist, was sich aus der Auswechslung der Literaturen an Positivem, was an Negativem ergeben hat. Denn an Negativem wird es auch nicht fehlen: vielleicht wird sich sogar herausstellen, daß ein guter Teil auch der deutschen Leser und Käufer, wenn er nicht mehr an seine alte bequeme anspruchslose Literatur von früher heran kann, auf Lesen und Kaufen überhaupt verzichtet, weil ihm die strenge deutsche Dichtung, die jetzt aufsteigt, für seine geistigen Voraussetzungen viel zu anspruchsvoll ist. Das ist alles durchaus möglich: wir müssen es abwarten, betrachten und dann die Folgerungen ziehen. In jedem Falle: es wird gelebt — und das ist das Schöne und Wohltätige an dem Ganzen.

Literarische Rundschau

Carl Haensels Münchhausen

„Das war Münchhausen", so nennt Carl Haensel seinen zweiten „Roman aus Tatsachen" (Stuttgart, J. Engelhorns Nachfolger). Sein erster Tatsachenroman „Der Kampf ums Matterhorn" hatte die Menschen wirklichen Verständnisses aufhorchen lassen, und trotz der Sprödigkeit gewisser damals maßgebender Kreise der Kritik hatte er beispielgebend auf viele gewirkt, die den Anreger jedoch schamhaft verleugneten. Es steht zu hoffen, daß der grundlegende Umschlag in der Bewertung deutscher Literatur den Weg zum Verständnis von Carl Haensels Schaffen weiter öffnet, als es bisher möglich gewesen ist.

Haensel baut auch hier auf Tatsachen, die ihm aus dem Studium von Dokumenten, Briefen, Schriftsätzen im Münchhausenschen Familienarchiv zugewachsen sind. Aber bei ihm entsteht, wie im echten Leben selber, hieraus keine nüchterne Tatsachenwelt, sondern die Fülle des farbigen, bunten, schönen, schweren und gefährlichen Lebens. Es ist einer der großen Vorzüge Haenselscher Art, daß er, der so klar und sicher im Alltag steht und seinen Berufsplatz voll ausfüllt, als ein Mensch, dem die Sinne für das wirkliche Leben geöffnet sind, das Geheimnis des Lebens nicht durch äußere künstlerische Mittel, sondern durch die innere Verhaltenheit und Spannung zur Darstellung bringt. Münchhausens „Lügen" sind Gemeingut des deutschen Volkes, wer ihr Verfasser wirklich war, danach hat kaum jemand gefragt. Haensel nun ist dem historischen Hieronymus Freiherrn v. Münchhausen als geschulter Jurist und gelegentlich fast als Untersuchungsrichter nachgegangen. So ersteht vor uns, aus Tatsachen gefügt, aber von der Intuition des Dichters belebt, das Bild des berühmten Münchhausen, als er alterte. Im Jahre 1793, fast in seinem 70. Lebensjahre, lebte er in Bodenwerder ein durchaus kauziges Leben, dessen Einsamkeit nur selten durch den Besuch von Freunden und Fremden unterbrochen wurde, die kamen, um sich an seinen Erzählungen zu ergötzen. Von ihnen sah wohl niemand, daß dies Verschanzen in die bunte Welt der Lügen die Flucht eines Mannes aus einem Leben und einer Zeit war, die ihm nichts mehr bot und die er nach dem Gesetz seines Wesens verneinen mußte. In diese Scheinwelt, die wohl seine eigentliche und organische war, bricht noch einmal das Leben ein. Er umwirbt und gewinnt ein Mädchenkind, Bernhardine v. Brünn. Aber der Zusammenstoß des nur in seiner eigenen Welt noch Heimischen mit den Realitäten des Lebens, zu denen in gefährlicher Weise der Erwerb und das Halten eines jungen weiblichen Wesens gehört, kann nur zugunsten des Lebens im Fleische statt des Lebens im Geiste ausgehen. So muß Münchhausen, der das junge Leben zu spät, als er es nicht mehr nutzen konnte, an sich nahm, es unter für einen Mann nicht sehr rühmlichen Umständen verlieren. Das Weib geht den Weg des Fleisches, aber doch triumphiert die höhere Wirklichkeit. Denn auch sie kommt in allen ihren Irrfahrten zu dem Träger der „unwirklichen" Wirklichkeit zurück, wenn auch gleichfalls zu spät. Das alles ist in fesselnder und spannender Form erzählt. Haensel zeigt wieder, wie in allen seinen früheren Büchern, sein Wissen um die Unheimlichkeiten und Gefährlichkeiten allen Lebens und seiner Hintergründe. So reckt sich hinter seinem alten Münchhausen auch eine Symbolik für unser ganzes Volk auf, und eine bedeutsame Beziehung gerade zur jüngsten Gegenwart wird sichtbar. R. P.

Persönlichkeitspsychologie

Fast ein Jahrtausend lang war der seelische Kompaß des abendländischen Menschen unverrückbar auf den Wertpol des katholischen Christentums ausgerichtet. Seit aber dieser Pol an Anziehungskraft verloren hat, seit Renaissance, Reformation und französische Revolution, aufgeklärte Wissenschaft und Philosophie neue Begriffe von Menschenwert und Menschenwürde in Geltung brachten, dreht sich die Nadel des europäischen Wertkompasses nach allen Richtungen der Windrose. Wir ständen heute einem völligen Chaos der Werte gegenüber, wenn nicht von Goethe und Nietzsche her gleichzeitig mit einer heroischen Kritik eine neue Besinnung auf das Wesen des Menschlichen und auf die ewige innere Rangordnung unserer Welt eingesetzt hätte.

Was in der Sphäre dieser Besinnung schon zu innerer Entscheidung gekommen ist, das ist in einer neuen knappen Schrift von Hans Prinzhorn „Persönlichkeits-

psychologie" (Leipzig, Quelle & Meyer) außerordentlich klar herausgearbeitet. Prinzhorn gibt dieser Schrift den Untertitel „Entwurf einer biozentrischen Wirklichkeitslehre vom Menschen" und verspricht damit dem Leser nicht zu viel. Er beginnt mit einem Ueberblick über die historische Entwicklung, die — nach der Vorherrschaft der französischen Psychologie vom 16. bis ins 18. Jahrhundert — mit Schopenhauer und Nietzsche zum Uebergang der Führung an Deutschland weiterschritt, und deckt dabei die zerstörerischen Tendenzen des Psychologisierens innerhalb einer intakten Gemeinschaft auf, in gleichem Maße aber seine reinigenden Wirkungen innerhalb einer zerfallenden Ordnung. Aus dieser historischen Rückschau entwickelt er weiter die Prinzipien des neuen, biozentrischen Menschenbildes; die Prinzipien der biologischen Charaktere, der vitalen Teilhabe des Menschen an der animalischen, vegetativen und kosmischen Welt, der lebensgerechten Einordnung in die Umwelt, der Geistigkeit und damit der Zwiespältigkeit, des religiösen Grundkonfliktes zwischen Selbstbehauptung und Selbsthingabe, der Einordnung des Einzelnen in die Gemeinschaft im Rahmen kosmischer Ordnungen. Was dabei über das Verhältnis von Mensch und Tier, wie überhaupt über das Ereignis der Menschwerdung, gesagt wird, gehört zu den tiefsten Erkenntnissen, die uns heute wieder zugänglich sind. Nach solcher grundlegenden Vorbereitung eröffnet Prinzhorn den Blick auf Urbilder des Menschen, Stufen des Personseins, die im folgenden mit den Namen, die Prinzhorn ihnen gibt, wenigstens angedeutet seien. Von den vorgeschichtlichen Grundtypen her — dem ahnenden Menschen (homo divinans), dem Nomaden und Bauern (homo audax und homo colens) — über den Stadtmenschen (homo urbanus) und dessen höchste Ausprägung, den homo christianus, gibt Prinzhorn das Bild der Entwicklung bis zum Menschen des Liberalismus und Marxismus, dem er den homo sapiens, als den gegen rationalistische Flachheiten gefeiten Menschen, gegenüberstellt. — Die Schlußabschnitte des Buches mit ihrem „Ausblick auf die praktischen Folgen dieser Wirklichkeitslehre" vom Menschen sprechen mit der Kraft eines religiösen Bekenntnisses und mit der ganzen Klarheit tiefenpsychologischer Erkenntnisse zu den Heutigen, zum zerrissenen Menschen des Uebergangs, den dieser Mahnruf im Zentrum seiner Existenz zu treffen bestimmt ist.

Im Zusammenhange mit dieser prinzipiellen Schrift Prinzhorns sei auf ein neues, schmales Buch von Ludwig Klages „Goethe als Seelenforscher" (Leipzig, J. A. Barth) hingewiesen, das zu den ganz wenigen Werken von Bestand gehört, die uns das Goethe-Jahr geschenkt hat. Klages stellt im ersten Abschnitt dieser Schrift die Frage, ob eine Wissenschaft von seelischen Sachverhalten überhaupt möglich sei. Und er antwortet, daß der Begriff der Wissenschaft sich heute in einer tiefgreifenden Umformung befinde in Richtung auf einen neuen Sinn aller Forschungsbemühung: nicht Tatsachen- und Ursachenforschung, sondern Erscheinungs- und Wesensforschung sei dieser Sinn neuen, wissenschaftlichen Denkens. In dieser Fragestellung und in dieser Antwort allein schon enthüllt sich die innerste Verwandtschaft des Klages'schen Denkens mit dem heute nicht nur in der Wissenschaft, sondern im gesamten öffentlichen Leben wirksamen Drang zu mythischer Veranschaulichung der Charaktere, der Ereignisse und schließlich der Lehre. Und von hier aus erhält die Gestalt Goethes durch Klages eine neue, lebensvolle Beziehung zur Gegenwart. Goethe, als der anschauende und aus der unmittelbaren Anschauung intuitiv urteilende Mensch, war der erste Erscheinungsforscher, der erste Wesens- und Seelenforscher nach Jahrhunderten bloßer Wissenschaft von Tatsachen; damit zugleich wurde er zum eigentlichen Entdecker des Unbewußten (vergl. „Aufstand der Jugend für Goethe" von C. Kahn-Wallerstein im Juliheft 1931 dieser Zeitschrift). Dieser weiblichen Seite des goetheschen Wesens stellt Klages die männliche gegenüber: seinen Tatsachensinn, durch dessen Verschmelzung mit der vegetativen Seite seiner Natur Goethe jene „Weisheit des Bildnertums" erlangte, die vollständig in seinem Ausspruch beschlossen liegt: „Man begreift nur, was man selbst machen kann, und man faßt nur, was man selbst hervorbringen kann". Was Klages in diesem Zusammenhang über die Polarität von Selbsthingabe und Selbstbehauptung, als über die Urgegensätzlichkeit der menschlichen Natur, an Gedanken bringt und wie er hier seine Lebenslehre auf den größten Genius des Deutschtums anwendet, das ist von solch' tiefster Ehrfurcht vor dem Leben und vor diesem Genius getragen, daß sein Buch selbst als höchstes Beispiel der von ihm vertretenen Wesensforschung gelten kann.

H. Kraus

Neue Bücher

Eins von den Büchern, die niemals altern, weil sie unvergängliches Leben in sich tragen, sind die „Deutschen Heldensagen". Ihnen kommt in unserer Zeit eine ganz besondere Bedeutung zu, da es von entscheidender Wichtigkeit sein wird für eine wirkliche Erneuerung des deutschen Volkes, ob man den Weg zu den unverfälschten Quellen deutschen Wesens zurückfindet und aus ihnen die richtige Belehrung und innere Festigung ziehen wird. Das Problem, vor dem jeder Neuherausgeber der alten deutschen Sagen steht, liegt darin, sie in einer den heutigen Menschen verständlichen Form, ohne ihr Wesen zu verändern, wiederzugeben. Wir haben gelegentlich erlebt, daß beklagenswerte Versuche einer falsch verstandenen „Vermenschlichung" hierbei gemacht worden sind. Von solcher falschen Einstellung hält sich Severin Rüttgers, der die „Deutschen Heldensagen" neu herausgibt (Leipzig, Insel-Verlag) vollständig frei. Ohne auch nur den Versuch zu machen, irgend etwas an dem Ungeheuren, dem Harten, Großen, Blutigen und Gewaltigen dieser getreuen Zeugnisse germanischer Vorzeit zu ändern, gibt er uns in flüssiger Nacherzählung das Hildebrandlied, Beowulf, Walther und Hildegund, Sigfrid und die Nibelungen, Wieland der Schmied, König Rother, Der getreue Wolfdietrich, König Dietrich von Bern, Kudrun, der Nibelungen Not. In einem Geleitwort legt er Rechenschaft ab über die Grundsätze, die ihn bei der Herausgabe leiteten. Das Hildebrandslied ist aufgenommen in der Uebertragung von Karl Wolfskehl. Alle anderen Uebertragungen sind eigne Arbeit Rüttgers. Die knappen Anmerkungen in Wörterbuchform enthalten alles Nötige. So ist diese Sammlung eine höchst begrüßenswerte Neuerscheinung, der wir im Interesse der deutschen Sache weiteste Verbreitung wünschen möchten.

Vor einiger Zeit hat der Insel-Verlag auch von Gustav Schwabs „Sagen des klassischen Altertums" eine Neuausgabe erscheinen lassen, die auf 1120 Seiten das Gesamtwerk Schwabs enthält und deren Reiz durch 96 Bilder von John Flaxman noch ganz besonders gesteigert ist. Ein kurzes Nachwort bringt biographische Daten zu Schwabs Leben und eine Würdigung der wirklich unendlich sorgfältigen Arbeit, die er zur Eindeutschung des klassischen Sagengutes geleistet hat. Früher waren Gustav Schwabs „Sagen des klassischen Altertums" beliebteste Prämiengaben bei den höheren Schulen. Inzwischen sind manche Versuche gemacht worden, auf Grund neuer Erkenntnisse über das wahre Wesen der Antike, die Sagen auch in einem anderen Kleide und in anderer Form dem deutschen Volke zugänglich zu machen. Aber wie es vielen unter uns mit den Shakespeare-Uebersetzungen geht, nämlich so, daß wir alle neueren gern drangeben zugunsten der Schlegel-Tieckschen, so geht es uns auch mit Schwabs „Sagen des klassischen Altertums". Hier wolle man nicht mehr ändern und versuchen, sondern hier ist die endgültige und zugleich eine ungewöhnlich fesselnde Form, in der das klassische Sagengut dem deutschen Volke gut einverleibt worden ist.

Ein Heldenlied aus jüngst vergangener Zeit ist das Buch „Boelcke", herausgegeben von Johannes Werner (Leipzig, K. F. Koehler), mit 18 Bildern und vier Kartenskizzen. Werner versteht es, aus Boelckes Briefen ein lebenswarmes und unmittelbar ansprechendes Bild von unserem großen Kampfflieger als Mensch, als Flieger und als Führer in der Entwicklung der gesamten deutschen Jagdfliegerei im Kriege darzustellen. So wird dieses Buch in besonderem Maße geeignet sein, das Verständnis für das wahre Heldentum Boelckes, den trotz aller seiner gewaltigen Lufttaten menschliche Schlichtheit und Bescheidenheit nie verließen, in weite Kreise zu tragen.

Ebenfalls in diese Reihe gehört das Buch von N. v. Baumbach „Ruhmestage der deutschen Marine" (Hamburg, Broschek & Co.). Kapitänleutnant Norbert v. Baumbach gibt in diesem Sammelband eine Fülle von Bildern aus dem Weltkrieg, wie er sich zur See abspielte. Er hat mit unendlichem Fleiße und unter großen Schwierigkeiten Bilddokumente aus deutschen Archiven, aus den Händen der Angehörigen, aber auch aus fremden Archiven zusammengestellt, die ein sehr eindrucksvolles und stellenweise tief aufwühlendes Bild von der Heldenleistung der deutschen Seestreitkräfte geben. Bei der gebotenen Vorsicht, von irgendwelchen deutschen Kriegsfahrzeugen Bilder aufnehmen zu lassen, fehlen durchweg Bilder, welche die deutschen Seestreitkräfte vor und im Gefecht zeigen. Das

war in der nur zu berechtigten Spionagefurcht begründet. So finden wir unter diesen Dokumenten nicht so sehr Bilder deutscher Großtaten zur See, wie vielmehr Dokumente von Untergang, Beschädigung und Vernichtung. Aber gerade das unterstreicht in wirkungsvollster Weise den Ernst des stillen und großen Heldentums, das der Einzelne wie die Gesamtheit in den langen Jahren zu bewähren hatten, und ist besser als patriotische Phrase und patriotisches Klischee geeignet, auch auf die Herzen unserer Jugend zu wirken. Einige Bilder aus der Vorgeschichte der deutschen Reichsmarine leiten die Sammlung ein, der Untergang der Schiffe bei Scapa Flow und das Heldenmal bei Laboe beschließen das Buch. In den knappen und militärisch klaren und überzeugenden einleitenden Abschnitten ersteht noch einmal das Bild der Heldenleistung, und wir wollen es v. Baumbach danken, daß hier der Soldat, der die Phrase verschmäht, spricht und dadurch besser den wahren Geist deutscher Leistung im Kriege trifft, als irgendwelche noch so gut gemeinten Verhimmelungen. Wenn wir einen Wunsch für eine Neu-Herausgabe anmelden sollen, so ist es der, daß doch die bewunderungswerte Leistung deutscher Seefliegerei im Kriege auch im Bilde stärker berücksichtigt werden möge, als es in der ersten Ausgabe geschehen ist. Gerade hierfür steht ein reicheres Bildmaterial zur Verfügung als vielleicht für die anderen Waffen, abgesehen von dem für die Taten unserer U-Boote.

Es ist nicht schwer, einen organischen Zusammenhang zwischen diesen Büchern und dem stillen Heldentum herzustellen, das in dem Leben der Kaiserin Auguste Viktoria beschlossen ist. Paul **Lindenberg** hat mit der Fülle seines schriftstellerischen Könnens und seiner Fähigkeit, Menschen lebendig festzuhalten, als ein deutsches Volksbuch das Leben der Kaiserin gestaltet „**Kaiserin Auguste Viktoria**" (Berlin, E. C. Etthofen). Eingangsworte schrieb die jetzige Gemahlin des früheren Kaisers, Hermine. Lindenberg konnte für sein Volksbuch unveröffentlichtes Material verwenden, das über die allgemein bekannten Grundlinien, nach denen dies opfervolle Fürstenleben ablief, herausgeht. Auch für dieses Buch dürfte jetzt die rechte Stunde gekommen sein.

*

Der „Eiserne Hammer", der schon so oft Farbe und Freude durch Vertiefung in die wirkliche Schönheit und Innerlichkeit gespendet hat, bringt wiederum zwei neue Bücher, die einen innerlich froh machen in der grauen Flut dieser Tage. Karl **Gernert** nennt sein Buch „**Kleine grüne Welt**", das in hervorragender praktischer Anleitung, wirksam unterstützt durch entzückende Bilder, einen Leitfaden häuslicher Pflanzenpflege darstellt, aus dem jeder positives Wissen, Verständnis für das Eigenleben der Pflanzen und bei richtiger Befolgung viel Freude für den Alltag gewinnen kann. — Im zweiten Buch schildert Rudolf Graf **Calice** „**Drei tausendjährige Städte**: Rothenburg — Dinkelsbühl — Nördlingen". Wenn wir feststellen, daß die Bilder aus diesem deutschen lebendigen Mittelalter vollendet sind, so genügt das zum Ruhme und zur Empfehlung des Büchleins. Der Preis von 1,20 Mark, den der Verlag Karl Robert Langewiesche, Königstein, für beide Bücher festgesetzt hat, ist als in jeder Beziehung angemessen zu bezeichnen.

*

Daß in der gegenwärtigen Zeit ein „**Volksduden**" zum Preise von 2,40 Mark erscheinen konnte (Leipzig, Bibliographisches Institut) ist in mehr als einer Hinsicht zu begrüßen. Ueber die Wichtigkeit unserer Muttersprache als einigendes Mittel für das Gesamtvolk sind in letzter Zeit sehr bedeutsame Veröffentlichungen, so von Schmidt-Rohr, erfolgt. Bei den vergeblichen Versuchen, auf anderen — wie auf dem religiösen und politischen — Gebieten eine wirkliche Einigung des Gesamtvolkes herbeizuführen, ist die Bedeutung der Sprache fast ins Ungemessene gewachsen. Um so notwendiger ist die Sprachpflege. Denn nur mit einer gereinigten und einheitlichen Sprache, auch in der Schreibart, kann eine solche einigende Arbeit Erfolg bringen. Darum sei der Volksduden, der erstmalig 1880 unter dem Titel „Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache" erschien und dann sehr schnell den Namen seines Verfassers als einen feststehenden Begriff ins ganze Volk trug, auf das wärmste empfohlen. Er ist jetzt bearbeitet von Otto Basler und Waldemar Mühlner.

*

Die große Kulturarbeit der Verlage Brockhaus und Herder wird fortgesetzt durch das Erscheinen des 14. Bandes vom „**Großen Brockhaus**", umfassend die Schlagworte von „Osu bis Por", und des 5. Bandes vom „**Großen Herder**", umfassend die Schlagworte „Ganter bis Hochrelief". Für beide Verlage ist es ein Ruhmestitel, daß das Erscheinen der einzelnen Bände in regelmäßigen Zwischenräumen und sehr oft

früher als ursprünglich angekündigt geschieht. Man ist oft versucht, aus der Fülle des Gebotenen den einen oder anderen Artikel abzudrucken, weil soviel neues Wissen in lebendigster Form verarbeitet ist, die der Veröffentlichung den Wert eines aktuellen Artikels sichert. Aber über beide Werke ist hier schon so viel Lobendes gesagt, daß es genügen muß, festzustellen, daß jeder neue Band in seiner Ausstattung, besonders auch in dem prächtigen Bild- und Tafelmaterial, die geradlinige Durchführung des großen Planes aufs neue bestätigt. Der „Große Herder" bringt bekanntlich neben den Schlagworterläuterungen Rahmenartikel, in denen der feste christ-katholische Standpunkt zum Ausdruck kommt. Die Wichtigkeit der Entwicklung der katholischen Situation im neuen Deutschland verleiht gerade diesen Artikeln eine besondere Bedeutung.

*

War trotz viel äußerem Glanze ein Hauch von Tragik um das Leben Stresemanns nie zu verkennen für den, der tiefer blickte, so liegt auf seinem Nachlaß ausgesprochen Tragik. Der letzte Band von „Stresemanns Vermächtnis", herausgegeben von Henry Bernhard unter Mitarbeit von Wolfgang Goetz und Paul Wiegler, ist nun erschienen (Berlin, Ullstein). Er behandelt die Zeit von Thoiry bis zum Ende des arbeits- und erfolgreichen Lebens. So viel für den Historiker an Neuem und Ueberraschendem, gelegentlich auch Indiskretem, in diesem Bande enthalten ist, so erscheint das Ganze durch die neuere Entwicklung in Deutschland uns seltsam fern gerückt. Wir müssen aber unterstreichen, daß die Wichtigkeit dieser historischen Dokumente weit über die Unruhe der gegenwärtigen Zeit hinaus sich einmal auswirken muß. Die Wirkung aufs Ausland, die nicht ganz unbedenklich hätte sein können, ist gegenwärtig gleichfalls durch die Neugestaltung im Reiche abgeschwächt, und es wird nichts anderes übrig bleiben, als das Erscheinen des letzten Bandes jetzt zu verzeichnen und seine Auswertung auf eine Zeit zu vertagen, in der über drängende Aufgaben des Tages hinaus auch außer dem Historiker der Politiker wieder die Möglichkeit haben wird, Quellengeschichte der deutschen Entwicklung nach 1918 zu studieren. Etappen auf dem Wege zur deutschen Freiheit sind hier festgehalten. Schon aus diesem Grunde ist es ziemlich, auf die Bedeutung dieses historischen Dokuments hinzuweisen.

*

Der Verlag Albert Langen / Georg Müller (München) hat in der Reihe „Die kleine Bücherei", deren hervorragende Qualität wir schon öfter feststellen konnten, wiederum einige neue Bändchen herausgebracht. Die Reihe beschränkt sich nicht auf Erzählungen, sondern sie bringt auch Gedichte und dramatische Literatur. Es sind neu erschienen Hans Friedrich Blunck „Spuk und Lügen", Georg Britting „Die kleine Welt am Strom", Hans Franck „Totaliter aliter", Ernst Wiechert „Das Spiel vom deutschen Bettelmann", Hanns Johst „Mutter ohne Tod", enthaltend zwei Kabinettstücke Johst'scher Erzählungskunst. Diese Bücherreihe rechtfertigt sich selber durch die Namen der deutschen Künstler und durch die Wertigkeit ihrer Arbeit.

In „S. Fischers Bücherei" (Berlin) sind neue Bände zu billigem Preise erschienen. Karl Böttner „Felix und Felicia", ein Buch von wahrer Bodensee-Beschwingtheit und -Fröhlichkeit, einer sympathischen Trunkenheit durch Landschaft und Wein, für die man das etwas zu ausgeprägte Bedürfnis nach happy end-mäßiger Leichtigkeit der Fabel gern in Kauf nimmt. Ferner David Garnett „Die Heuschrecken kommen", die Geschichte eines tragischen Rekordfluges, aus dem Englischen übersetzt von H. E. Herlitschka, in dem technische Phantasien auch menschliche Fähigkeit erweitert und Grenzen aufhebt neben einer sympathischen Nüchternheit in der Darstellung weiblicher Psychologie. Ein sehr starkes Buch von Joseph Conrad „Das Herz der Finsternis", eine Fahrt auf dem Kongo in die Wunder und das Grauen der Größe und Furchtbarkeit Afrikas, und afrikanische Erzählungen von Kurt Heuser „Buschkrieg", die jedoch nicht auf der Höhe der berühmten „Reise ins Innere" des gleichen Verfassers stehen und sich neben Conrads Roman schwer behaupten können. Conrad versteht es, schon durch die Ruhe der äußeren Einkleidung das Fieber und den Krampf, den der furchtbare Erdteil in den Menschen, die ihm verfallen sind, auslöst, in die reine Sphäre der Kunst und des Gestaltetseins zu versetzen, während bei Heuser Krampf und Fieber in seinen Menschen unmittelbar toben und auch im Stil zu stark fühlbar bleiben. Als dritter Ausländer erscheint Jean Giono mit dem kleinen Roman „Der Berg der Stummen" in dieser Reihe, und endlich ist

auch Thomas Manns „Tonio Kröger" aufgenommen.

Daß von Carl Hauptmanns großem Roman „Einhart der Lächler" (Leipzig, Paul List) eine neue Ausgabe erschienen ist — übrigens die 100. Auflage der Gesamtausgabe — sei mit aufrichtiger Befriedigung verzeichnet. Wenn wirklich die Erneuerungsbewegung dazu führen sollte, daß jetzt nach wahrhaft deutschen Büchern gegriffen wird, so kann Carl Hauptmanns Werk jetzt an den Platz gelangen, der ihm so lange vorenthalten ist. Denn von den bisherigen Literaturpäpsten wurde er nicht gesegnet. Aber gerade sein „Einhart der Lächler" ist im tiefsten Kern ganz deutsch, gerade in dem unerschütterlichen Glauben an die unverlierbaren Kräfte der menschlichen Seele und ihre lösende Kraft. Die Bejahung des Lebens, wenn sie auch in einem aus Schmerzen geborenen nachsichtigen Lächeln sich zeigt, ist eine unverlierbare Gabe gerade in unseren Tagen.

D. R.

Politische Rundschau

Die Weltwirtschaftskrise hat in den letzten Tagen eine neue, sehr erhebliche Verschärfung erfahren. Amerika, das anscheinend durch die inneren Schwierigkeiten seiner Landwirtschaft und durch die Erwerbslosigkeit — man spricht von 15 Millionen Erwerbslosen — eine rasche Lösung der allmählich tödlich wirkenden Lähmung der ganzen Wirtschaft einen raschen Ausweg zu suchen gezwungen war, hat den Goldstandard verlassen und steuert eine Inflation an, die man vorläufig mit dem schönen Namen Reflation deckt. Nachdem das Pfund bereits eine Abwertung durchmachen mußte, die dank der inneren Disziplin des englischen Volkes als Notmaßnahme eingesetzt werden konnte, ohne daß es zu einem Abgleiten des Pfundes in die Tiefe kam, scheint nun der Dollar, den alle Welt für unerschütterlich fest hielt, denselben Weg gehen zu sollen. Die wirtschaftlichen Konsequenzen, die sich daraus ergeben, sollen hier nicht weiter behandelt werden. Es ist jedoch notwendig, sie insoweit zu streifen, wie politische Auswirkungen dadurch zur Auslösung kommen können.

Diese sind zunächst auf dem Gebiet der Regelung der interalliierten Schulden zu erwarten. Bei den Verhandlungen in Washington, die erst in der nächsten Uebersicht ausführlich behandelt werden können, wird die Schuldenfrage eine große Rolle spielen. Sie ist vorläufig noch nicht bis in die letzten Einzelheiten geregelt. Frankreich und England hatten taktische Positionen bezogen, die durch den Entschluß der amerikanischen Regierung nun völlig über den Haufen geworfen wurden. Frankreich scheint auch an der Weltwirtschaftskonferenz angesichts eines abgewerteten Dollars oder einer schwankenden Währung in Amerika kein übergroßes Interesse mehr zu haben. Man hört viele Vermutungen, wie Amerika die beiden Schuldner zu Konzessionen veranlassen will; vielleicht spielt dabei die Abwertung des Dollars auch eine Rolle. Das sind bisher Vermutungen. Jedenfalls wird England auch politisch durch die finanzielle Entscheidung des Weißen Hauses auf dem Gebiet der Schuldenregelung wie in anderen Fragen, z. B. der Beziehungen zu den Dominions, stark berührt. Wir glauben, daß eine gewisse Verstimmung zwischen Amerika und England kaum ausbleiben wird. Frankreich kommt eine solche Wendung vielleicht politisch zugute, ein nicht günstiger Faktor für die internationale Lage, da jetzt der Eindruck verwischt werden könnte, den das Vorgehen der Franzosen nicht nur in der Schuldenfrage, sondern auch auf währungspolitischem Gebiet in Amerika gemacht hatte. Inflationswirbel lassen rasch vergessen. Das ist bedauerlich, denn die Hauptschuld an der Unruhe in der Welt, die letzten Endes die Wirtschaftskrise verursacht hat, trägt die Politik Frankreichs in den Jahren seit 1918. Das Diktat von Versailles ist schuld daran, daß die europäische Wirtschaft zerrissen und zerstört, daß danach infolge des Reparationswahnsinns die ganze Weltwirtschaft in schwere Erschütterungen geworfen wurde. Was die Welt heute an Unglück zu tragen hat, verdankt sie der pax Gallica. Das sollte man vor allem in Amerika über dem Taumel, der jetzt bei der beginnenden Inflation einsetzen wird, nicht vergessen, sonst werden die Mittel zur Heilung falsch angewandt. Die Welt braucht vor allem Ruhe, Frankreich aber und seine Vasallen tragen die Unruhe hinaus in die Welt, sie können den Frieden nicht brauchen, weil sonst ihre pax Gallica ins Wanken geraten könnte.

Die internationale Lage ist heute unsicherer denn je, das gegenseitige Vertrauen der Völker ist auf den Nullpunkt gesunken. Die bereits fühlbaren Folgen einer beginnenden Entspannung, die nach dem Aufkommen des Planes von Rom einsetzten, sind inzwischen wieder zunichte gemacht worden. Der Plan Mussolinis und MacDonalds, dessen Grundlagen annehmbar erschienen, ist durch die Vasallen Frankreichs so systematisch zerpflückt worden, daß er heute schon als Stückwerk bezeichnet werden kann, in das nun durch die Genfer Verhandlungen über die Abrüstung noch manche Klausel hereingebracht werden wird, die seinen Sinn und Zweck vollkommen entwertet. Ueberall hetzt man gegen das Deutschtum, in vielen Fällen wird man hinter dieser eindeutigen Agitation die unsichtbare Hand der dritten Internationale vermuten müssen. Es scheint uns an der Zeit zu sein, in internationalen Aussprachen den Dingen zu Leibe zu gehen, bevor die Haßstimmung zu neuen Explosionen führt. Ueber die unerhörten Vorgänge in Polen und der Tschechoslowakei berichten wir an anderer Stelle.

Wer in Europa Unruhe stiftet, sollte sich doch klar darüber werden, daß die Welt zur Zeit inmitten eines Krieges steht, der freilich weit ab von Europa geführt wird, aber alle Schrecken des modernen Krieges täglich zeigt. Japan hat längst die Form der militärischen Kleinaktion verlassen, es treibt seine Heeressäulen tief nach China hinein und benutzt die modernste Waffentechnik, um seine Stellung auszubauen. Gibt es nicht einen Völkerbund, der bewaffnete Konflikte verhindern soll? Haben wir nicht so etwas wie einen internationalen Gerichtshof zur Schlichtung von Streitigkeiten? War nicht vor kurzem noch eine Tagung in Genf, wo man in der sogenannten Dezemberformel die Grundsätze des Kellogg-Paktes ausbauen wollte? Japan ist aus dem Genfer Verein ausgetreten und hat sich freigemacht von den dumpfen Formulierungen; es holt sich einfach, was ihm notwendig erscheint und — die übrige Welt schweigt. Es ist nicht notwendig, die Fortschritte der Japaner im Gelände einzeln anzugeben, sie haben jenseits der chinesischen Mauer eine Art Brückenkopf geschaffen, um den Ausbau ihrer Stellungen in der Mandschurei zu decken. Ob es tatsächlich zu einem Vormarsch auf Tientsin oder Peking kommen wird, ist zur Zeit noch nicht zu übersehen. Es muß damit gerechnet werden, daß Japan bis zu diesen Städten vordringt, um für den Mandschustaat die freie Zufahrt zum Meer für die Ausfuhr und für seine eigene Einfuhr zu sichern. Die in China interessierten Mächte, England und Amerika vor allem, scheinen sich zu schwach zu fühlen, um ihre älteren Rechte geltend zu machen. Auch die Räteunion hat sich ohne große Aufregung von der alten russischen Einflußsphäre in Innerasien abdrängen lassen. Wir rechnen nicht mit einem ernsten Konflikt, denn Moskau kämpft für die Weltrevolution, nicht aber für Interessen des früheren russischen Reiches.

Es wäre allerdings falsch, wollte man mit einer kurzen Dauer der Verwicklungen in Ostasien rechnen. Die rein militärischen Aktionen werden in rascher Folge vor sich gehen, solange Japan ein Interesse daran hat, seine Position vorzutreiben. Die dann nachfolgenden politischen Kämpfe, die in erster Linie um den Lebensraum gehen dürften, wenn sie auch andere Kennzeichen nach außen hin tragen sollten, dürften von langer Dauer sein; es ist heute noch ganz unsicher, wer dann schließlich Sieger bleiben wird.

Der Prozeß der Moskauer Regierung gegen die englischen Ingenieure hat für die Sowjetunion eine Wendung genommen, mit der man wohl in Moskau nicht gerechnet hatte. Sonst wäre die ganze Vorstellung für die russischen Massen sicher unterblieben. England hat kurzerhand die Handelsbeziehungen zu Moskau abgebrochen. Es ist der zweite Abbruch, der erste erfolgte nach der Arkos-Affäre. Moskau hat sich damals sehr bemüht, die alten Beziehungen wieder herzustellen. Wenn es heute auch Repressalien ergreift, so wird es doch bald versuchen, einzulenken. Denn unter den heutigen Verhältnissen bedeutet der Schritt Englands eine schwere politische Niederlage für Moskau. Im Deutschen Reich ist der Kampf gegen die bolschewistische Wühlarbeit mit aller Energie aufgenommen worden; die Welt ist auf die Treibereien der Komintern aufmerksam geworden und will sich gegen die Weltrevolution schützen. In diese Atmosphäre der Ablehnung paßt es schlecht, wenn nun plötzlich in London der russischen Ausfuhr ein Riegel vorgeschoben wird, denn der Verlust an Devisen ist die Folge. Die aber hat man in Moskau dringend nötig, um die prekäre finanzielle Lage verbessern zu können. Wir möchten nicht annehmen, daß sich Amerika unter diesen Umständen bereiterklären wird, die Sowjetunion anzuerkennen, womit man in Moskau doch schon fest gerechnet hatte. Wir stellen die neue Schwächung der Sowjetunion fest, die im Innern mit großen Schwie-

rigkeiten kämpft und in der äußeren Arbeit nach dem Abbruch der Handelsbeziehungen zu England eine Niederlage erlitten hat. Der bisherige Kurs wird nicht mehr sehr lange aufrechterhalten werden können.

R e i n o l d u s

Vor dem Schnellrichter

Die außenpolitische Lage der deutschen Nation und des Deutschen Reiches hat sich in den verflossenen Wochen zugleich verschlechtert und verbessert und ist, genau bezeichnet, widerspruchsvoll. Wir sehen bei dieser Feststellung von den enttäuschten Gefühlen der bisherigen Parasiten des Versailler Systems ab. Sie beweinen sich selbst. Das ist verständlich. Sie begreifen nicht den unersetzlichen Vorzug, dessen sie teilhaftig werden, nämlich das Trauergefolge zum eigenen — freilich nur politischen — Begräbnis stellen zu dürfen. Auch ihr Trauermarsch, mit dem sie den Schritt der Ereignisse zu übertönen trachten, ist nicht das Leitmotiv dieser Anmerkung: es geschieht da nämlich ein Doppeltes. Einmal sind alle Kräfte der Vernichtung, die gegen uns seit vielen Jahren im Felde stehen, nunmehr erneut entfesselt. Wir brauchen nur das Wort Polen auszusprechen, und wir erkennen, daß hier eine sehr ernste Gefahr am Horizont aufzieht. Darin liegt für uns ein Vorteil. Die Maulwürfe kommen auf den Rasen. Der Nachteil besteht darin, daß die wohlwollenden Kräfte, mit denen wir auch heute noch rechnen dürfen, gegenwärtig gelähmt sind. Sie sind daher nicht in der Lage, die Hetzer und Wühler zu bekämpfen. Jene beherrschen das Feld. Wenn sie auch keine Gegenliebe finden, so finden sie auch keine Gegnerschaft. Während sie also früher zum Teil schon im eigenen Land in der eigenen Umgebung widerlegt oder unschädlich gemacht wurden, so müssen wir uns ihrer heute direkt erwehren.

So groß nun aber auch ihr Einfluß sein mag, so richtet sich ihre Aktivität zunächst auf die innere deutsche Front. Wenn der Kanzler sagte, daß wir Außenpolitik mit der Stirn nach innen treiben müßten, so trifft diese Formel den derzeitigen Tatbestand durchaus. Unsere Sorge richtet sich nur darauf, daß der wirkliche Ernst der Lage von sehr vielen Menschen nicht erkannt wird. Dabei ist das Geschäftliche oder Wirtschaftliche eine Nebenfrage. Der Handel folgt der Flagge. Es bedarf nämlich vor allem einer geistigen Leistung, um uns alle so zu ordnen, daß sich keine neue innere Front in der Außenpolitik bildet. Rund heraus gesagt: die Feinde rechnen immer noch auf das andere Deutschland, und diese Rechnung muß vor allem widerlegt werden.

P o l e n freilich wird bei diesen Kalkulationen in jedem Fall der Leidtragende sein. Das kriegerische Bedürfnis der Franzosen erstreckt sich hauptsächlich auf die Bundesgenossen. Die französische Militärhegemonie in Europa beruht ja vor allem auf den schwarzen Bataillonen in Afrika und auf den s l a w i s c h e n Bataillonen in Ost- und Südosteuropa. Der französische Generalstab dürfte sich darüber im klaren sein, daß in seinem Sinn der Wert eines Negerregiments weit über dem eines polnischen Regiments liegt. Denn jenes wird von französischen Offizieren befehligt, dieses aber nicht. Das gleiche gilt von tschechoslowakischen und südslawischen Truppen. Die polnische Zukunft beruht also auf der Frage, ob sie dem Quai d'Orsai die Knochen eines Negers wert ist, und diese Frage stellen, heißt sie schon beantworten. In der Anschauung der Franzosen rangieren Polen, Tschechen usw. unter dem Neger aus Algier oder Zentralafrika. In dieser Einschätzung liegt aber gegenwärtig die einzig reale Friedensbürgschaft. Sie gewinnt freilich mit unserer inneren Erstarkung täglich an Bedeutung. Wir sind nämlich weit davon entfernt, den Polen so einzurangieren, wie der Franzose es tut. Wir sind freilich auch nicht in der Lage, ihn zu überschätzen. Die letzten Wochen sollten jedem, der es wissen will, bewiesen haben, daß das deutsche Volk immer noch über sehr unheimliche Kräfte verfügt, und diese Erwägung sollte dort ernüchternd wirken, wo man noch nicht erkannt hat, daß die polnischen Truppen — wir wiederholen — die Neger der französischen Außenpolitik sind.

*

Eine der wesentlichsten Auslandswirkungen der nationalen Umgestaltung in Deutschland ist der offene Ausbruch der Feindseligkeiten gegen alles, was deutsch heißt, in Polen. In Ostober-

schlesien, im Posenschen, selbst im ehemaligen Kongreß-Polen, in Lodz, in Warschau haben sich Ueberfälle auf Deutsche ergeben, die an die schlimmsten Zeiten von 1920 bis 1921 erinnern. Deutsche Buchhandlungen, deutsche Zeitungen wurden zerstört, Angehörige der deutschen Minderheit attackiert und geschlagen, und Proteste der deutschen Behörden in Warschau wirkten — bisher wenigstens — kaum beruhigend. Ja, es heißt sogar, daß die polnischen Heereskommandos den Angehörigen der Jahrgänge 1913, 1914, 1915 durch öffentlichen Anschlag nahegelegt hätten, bereits jetzt freiwillig sich zum Heeresdienst zu melden. Es kommen selbst Berichte über Teilmobilisationen! Die Ursachen dieser plötzlich aufflammenden Deutschfeindlichkeit sind von hier aus nicht immer ganz klar zu erkennen. Der Antisemitismus der nationalsozialistischen Bewegung ist eigentlich etwas, was den Polen bei ihrer Stellung gegen das Judentum kaum Anlaß zum Kampf gegen das Deutschtum sein könnte, und die angeblichen Ueberfälle auf Polen, polnische Studenten in Deutschland, sind hier so unbekannt geblieben, daß man sich fragt, aus welchen Quellen derartiges in Polen mit solchen Ergebnissen in Umlauf gesetzt werden konnte. Wesentlich ist, daß offenbar in ganz Polen eine Welle des Nationalismus aufgestiegen ist, die sich hauptsächlich gegen alles Deutsche wendet, nachdem in den ersten Wochen der neuen deutschen Regierung, vor allen Dingen bei den Ostpolen des Wilna-Gebiets, die Sowjetrußland am nächsten liegen, noch beinahe eine Art von Sympathie für die antikommunistische deutsche Regierung fühlbar wurde. Man muß sich darüber klar sein, daß die heutige Stimmung nicht nur auf Kattowitz und Lodz, auf Warschau und andere Städte des Landes beschränkt ist, sondern daß sie das ganze Land Polen durchzieht. Man muß sich darüber klar sein, daß bis in die kleinen Grenzdörfer hinein offenbar ganz systematisch eine Stimmung gegen Deutschland erzeugt worden ist, in der die für die Polen typische Vermischung von Religion, Politik und Deutschenhaß zu wahren Kreuzzugsgefühlen gegen den westlichen Nachbarn gesteigert worden ist, und zwar nicht erst jetzt, sondern schon vor dem Umschwung im Lande. Ein Flugblatt des katholischen Wladislaus-Jagiello-Komitees in einem kleinen Posenschen Grenzort beginnt seinen zu Neujahr erschienenen Aufruf zur Spende für die Wiederherstellung der Kirche und des Friedhofs, die offenbar 1919 bei den Kämpfen gelitten haben, bereits mit dem Satz: „Hundert Meter weiter, Hitler-Grenzsturmtrupps". Die Hetze hat offenbar schon seit langem begonnen und trägt nur jetzt die gewünschten Früchte. Deutschland heißt in diesem Flugblatt immer noch der rachsüchtige Unterdrücker, die Aufständischen werden Opfer deutscher politischer Gefängnisse genannt, die deutschen Einwohner des Ortes „eine Schar zu einer fremden Agentur verschworener vermögender Kolonisten." Diese Kämpfe in der Stille, dieses Aufwiegeln der politischen Leidenschaften noch in den abgelegensten Nestern ist im Grunde viel wichtiger als die sichtbar werdenden Ausbrüche des Hasses in den paar Großstädten des Landes. Man wird bei uns gut tun, auf diese Dinge achtzugeben; sie sind das wirkliche Barometer der Stimmung des Landes, und diese Stimmung scheint, wie dieser Aufruf zur Wiederherstellung der Kriegskirche beweist, alles andere als friedlich zu sein.

*

Der Haß der Versailler Nutznießer umtobt auch sonst die deutschen Grenzen und wütet gegen die deutschen Volksgenossen, die der Fluch der Friedensdiktate vom gesamtdeutschen Volkskörper losriß. In Belgien, Elsaß-Lothringen und in der Tschechoslowakei wie in Polen erleben wir „gleichgeschaltete" Vorgänge. In Belgien möchte man die Reichsfreudigkeit der Eupen-Malmedyer dämpfen, in Elsaß-Lothringen sucht man (französische Nationalisten und jüdische Demokraten in trautem Verein, wie der Theaterskandal von Straßburg zeigte) den Autonomismus abzuwürgen, und in der Tschechoslowakei wird das Sudetendeutschtum an die Kette gelegt. Am stärksten verbindet sich in Polen die Verfolgung der Deutschen mit der außenpolitischen Zielsetzung: der Furcht vor der Revision.

In allen Grenzgebieten aber hat in den letzten Wochen (und das kann die volksdeutsche Arbeit der vergangenen zwölf Jahre als ihren Erfolg buchen) das Deutschtum kulturell und politisch seine innere Ungebrochenheit erwiesen. Es ließ sich in seiner Mehrheit weder durch die Lügen der deutschfeindlichen Propaganda noch durch den Terror in seiner Grundhaltung beeinflussen, brachte vielmehr klar zum Ausdruck (und das gilt nicht zuletzt auch für Elsaß-Lothringen): der Kampf, den wir um unser Volks- und Heimatrecht führen, vollzieht sich unabhängig von den Vorgängen im Deutschen Reiche, unabhängig von den parteipolitischen Sympathien und Antipathien, die wir auf Grund unserer Tradition und Einstellung naturgemäß haben. Dennoch sollten

weder der Terror, der in den abgetrennten Grenzgebieten gegen die bodenständige Bevölkerung angewendet wird, noch die deutschfeindliche Propaganda der „Staatsvölker", welche die ältesten „Kriegserinnerungen" aus den Schubfächern holten, von der deutschen Staatsführung unterschätzt werden. Denn das alles erweist — wie leicht die Weltmeinung noch immer gegen Deutschland zu beeinflussen ist, und in welchem Maß jedes Wort und jede Handlung in Deutschland zu propagandistischen Rückwirkungen mißbraucht werden kann, bei denen die Auslanddeutschen die wehrlosen Opfer sind.

Zum andern erhebt sich die gebieterische Forderung, angesichts möglicher außenpolitischer Verwicklungen die innere Einheit des deutschen Volkes, zu dem auch die nicht-nationalsozialistischen deutschen Menschen gehören, so schnell wie möglich herzustellen. Wahre Großherzigkeit hierbei zu zeigen, ist das schönste Vorrecht des Siegers im innerpolitischen Kampfe.

*

Die österreichische Entwicklung drängt der Klärung entgegen. Die in den Heimwehren organisierten Kräfte des deutschen Volkes in Oesterreich rebellierten gegen den Fürsten Starhemberg, dessen politische Instinktlosigkeit, neben dem Parteiegoismus der Christlich-Sozialen, die Hauptverantwortung für die Verwirrung der Fronten trägt. Die Heimwehren wurden gegen den Austromarxismus gegründet; ihre Grundgesinnung war und ist selbstverständlich großdeutsch. Dem Fürsten Starhemberg blieb es vorbehalten, unter Verleugnung dieser Grundgesinnung, die Geschäfte des Legitimismus zu besorgen, wobei sich persönlicher Ehrgeiz und Verkennung der Volkspsyche verbanden. Wenn nunmehr nach den Steirern und Kärntnern auch die Vorarlberger, Salzburger, Tiroler und Niederösterreicher dem „Führer" den Gehorsam aufsagten, so offenbart sich an diesem Beispiel die erfreuliche Tatsache, daß die Kräfte des Volkstums stärker sind als die Diktaturbestrebungen der Regierung. Ihre Fehler beschleunigten den stürmischen Durchbruch des österreichischen Nationalsozialismus, der bei den Gemeindewahlen in Innsbruck 41 Prozent aller Stimmen auf sich vereinigen konnte, und gerade dieses Wahlergebnis zeigte auch, daß sich in Oesterreich nicht *gegen* den großdeutschen Gedanken regieren läßt, die gegenwärtige Lage vielmehr eine eindeutige Klärung des Bekenntnisses bei allen Parteien verlangt. Hätten die Christlich-Sozialen rechtzeitig ihren Frieden mit der nationalen Opposition gemacht, so könnten auch sie mit besserem Gewissen in den Wahlkampf gehen, den die Regierung Dollfuß trotz ihrer außerordentlichen taktischen Beweglichkeit kaum mehr länger wird hinausschieben können. Denn auf dieser Regierung und ihren Parteien lastet der Vorwurf, daß sie die klare Entscheidung *nicht* gewollt hat, ja, daß sie außerdeutschen Strömungen geflissentlich nachgab, um dieser Entscheidung auszuweichen und sich als die „einzig mögliche" Regierung an der Macht zu halten.

Auch der Osterflug des Bundeskanzlers nach Rom diente der Vernebelungstaktik. Und schon der Anschein, als ob Herr Dollfuß bei Mussolini Hilfsstellung suchte, bedeutete für die Diktatoren Wiener Formats einen Prestigeverlust, mußte die gesamtdeutschen Instinkte der nationalen Opposition in verschärftem Maße wachrufen. Daß die italienische Politik die Herren Dollfuß und Starhemberg begönnerte, um mit ihrer Hilfe Ungarn und Oesterreich und vielleicht auch Kroatien „gleichzuschalten", mag ein Tatbestand des italienischen Mitteleuropaplanes sein, der den französischen Mitteleuropaplan ablöste. Aber auch der „sacro egoismo" des italienischen Faschismus erhält seine Grenzen durch den Gleichschaltungswillen des deutschen Volkes im Reich und in Oesterreich. Die angebliche Doppelstellung Italiens gegenüber Berlin und Wien ist zugleich höchst lehrreich. Offenbart sie doch, daß die Politik befreundeter Staaten nicht so sehr auf Gesinnungsgemeinschaft wie auf Interessen gegründet ist. Und wenn das italienische Interesse ein „selbständiges" Oesterreich bevorzugen möchte, so erheischt das *deutsche* Interesse, daß die Gleichschaltung zwischen Oesterreich und dem Reich unbeirrt im Zuge gesamtdeutscher Erneuerung durchzuführen ist. Diese Gleichschaltung ist eine Aufgabe der *Völker*. Die außenpolitische Aufgabe der Staaten, außenpolitische Freundschaften zu suchen oder fester zu knüpfen, bleibt davon unberührt, ja, die natürliche Verbundenheit zwischen dem Reich und Oesterreich wird, was man auch in Rom nicht verkennen dürfte, die Bündnisfähigkeit der Deutschen nur erhöhen.

*

Der Umbruch dieser Zeit greift bis an das Tiefste im Menschen, an das Religiöse. Diese Erschütterung drängt auch zu reformationsähnlichen Erneuerungsversuchen im evangelischen

Lager. Aber sie sind noch allzusehr vom Politischen durchseucht. Denn selbst Bekenntnisgrundlage und Auftrag scheinen Erschütterungen ausgesetzt.

Die Forderung der „deutschen Christen" lautet: „Wir fordern Gleichschaltung der Kirche!" Sie versichern, sie wollten nicht die Selbständigkeit der evangelischen Kirche antasten, aber sie verlangen, daß die Führung der Kirche in die Hände von Männern gelegt wird, die bewußt auf dem Boden der nationalsozialistischen Revolution stehen. Diese Führung wollen natürlich die „deutschen Christen" stellen. Alle deutschen evangelischen Kirchen sollen zusammengefaßt werden in einer „Reichskirche". — Was hier gefordert wird, ist keine Erneuerung der Gemeinschaft der Gläubigen, sondern eine Nutzung der Kirchen und der religiösen Bewegung für die Neugestaltung von Staat und Volk im nationalsozialistischen Sinne. Alle noch so schönen Formulierungen können darüber nicht hinwegtäuschen, daß hier eine neue Staatskirche geschaffen werden soll. Das aber widerspricht im Kern dem Wesen und Sinn der Reformation Luthers. Er wollte eine Kirche der immerwährenden Erneuerung, aber in der Gemeinschaft der Gläubigen, in der jeder Einzelne in immer erneuter Wiedergeburt aus Christus ein lebendiges, schöpferisches Glied sein soll. Es ist ein Wahn, zu glauben, aus einer revolutionären politischen Bewegung eine religiöse Reformation erzwingen zu können. Hitler hat das einmal sehr treffend zum Ausdruck gebracht: „Wer über den Umweg einer politischen Organisation zu einer religiösen Reformation kommen zu können glaubt, zeigt nur, daß ihm jeder Schimmer vom Werden religiöser Vorstellungen oder gar Glaubenslehren und deren kirchlichen Wirkungen abgeht."

Indes, kein evangelischer Christ wird sich verhehlen, daß seine Kirche — wessen Bekenntnis sie auch sei — einer tiefgreifenden Erneuerung bedarf. Die evangelischen Kirchen sind in einem trockenen, unfruchtbaren Traditionskult erstarrt, eine l e b e n d i g e Gemeinschaft der Gläubigen gibt es n i c h t mehr. Nach dem Zusammenbruch ließ sich die Kirche zu einer Kirchenverfassung drängen, die nach dem demokratisch-parlamentarischen System von Weimar zugeschnitten war. Das führte zu einer Aufspaltung der Gemeinden, widersprach also der eigentlichen Aufgabe, die Gemeinde der Gläubigen zur brüderlichen Gemeinschaft zu erziehen. Nun, im Zusammenbruch dieses ganzen Systems, zeigen sich ähnliche Folgen wie im politischen Leben.

Die Erneuerung der Kirchen als die Gemeinschaft gläubiger Menschen kann nicht von außen herkommen, sondern nur von innen. Aus der Wiedergeburt des E i n z e l n e n aus Christus, im Sinne Luthers. Daraus muß ein Leben nach den Grundsätzen des Evangeliums folgen. Nur durch Vorleben, durch Beispielgeben, durch die christliche Bruderliebe kann es gelingen, die Massen der Gottentfremdeten und im Glauben Schwankenden wieder zu gewinnen. — In dieser Richtung ist der Vorstoß der „deutschen Christen" zu begrüßen.

Daraus ergeben sich die Aufgaben der Kirchen. In erster Linie die Aufgabe der inneren Mission. Die Kirchen müssen die lebendige Gemeinschaft der Gläubigen sein. Da sind Autorität, straffe Führung und klares, festes Bekenntnis notwendig. Der Erneuerung der Glieder muß die Erneuerung des Hauptes, der liberal eingestellten Kirchen-„Behörde", entsprechen. Allerdings mit mechanischem „Gleichschalten" oder „Organisieren" ist das nicht zu erreichen. Die jüngeren Pfarrer und Führer müssen an die Front. Ihre Aufgabe ist die V o l k s k i r c h e auf der Grundlage der völkischen und sozialen Erneuerung.

Von wesentlicher Bedeutung für die Umgestaltung des ganzen Kirchenbaus ist im besonderen ein Punkt. In einem Aufruf zur Sammlung des Luthertums fordert der General-Superintendent D. Zoellner, Düsseldorf, B i s c h ö f e: „Wir brauchen Bischöfe an der Spitze und keine Kirchenparlamente. Die synodalen Körperschaften müssen Arbeitsorgane am Gliedbau des Ganzen werden." Diese Forderung mußte einmal kommen. Aber — auf welcher Grundlage soll dieser Gliedbau errichtet werden? In der katholischen Kirche ist diese Frage in vorbildlicher Weise gelöst: die Hierarchie, der Organismus beruht auf der apostolischen Nachfolgeschaft. Auf dieser successio apostolica ist das Priesteramt gegründet. Damit jedem Zugriff der Staatsgewalt, jedem politischen Mißbrauch und jeder mehr oder minder gewaltsamen Gleichschaltung entzogen. Die entscheidende Frage ist: worauf soll das Priesteramt in der evangelischen Kirche gegründet werden? Hier eröffnen sich Perspektiven von ungeheurer Tragweite für die gesamte abendländische Kultur. Wer hier die Hand ans Werk legt, muß sich seiner unmittelbaren Verantwortung vor Gott bis ins Letzte bewußt sein.

*

Aus Dresden

hört man, daß dort in der Galerie die modernen Bilder abgehängt worden seien,

und zwar bis einschließlich Lovis Corinth . . . Dabei handele es sich um die Bekämpfung der destruktiven Tendenzen in der Kunst, die man unter dem Namen „Untermenschentum" zusammenfaßt. In Mannheim hat man eine kulturbolschewistische Ausstellung in der Kunsthalle aufgebaut, welche die Ankaufspolitik der letzten 14 Jahre anprangern soll. Darin befinden sich Bilder von dem greisen Rohlfs, von Marc, Nolde, Heckel, dem Norweger Munch, ja sogar von der frommen, braven Paula Modersohn. Otto Dix, Karl Hofer sind zwar auch vertreten — aber hier hat man die Qualität der Bilder nicht zur Diskussion gestellt, sondern nur gegen die Preise Stellung genommen.

Man kann diesen beliebig herausgegriffenen Vorgängen viele andere zur Seite stellen. Wenn man weiß, wie Adolf Hitler und Dr. Goebbels über moderne Kunst denken, wenn man las, wie Herr Stoffregen den Bildhauer Barlach gegen Angriffe aus dem eigenen Lager verteidigt hat, dann sieht man, wie dringend wichtig es wird, auch auf künstlerisch-kulturellem Gebiet eine „Gleichschaltung" herbeizuführen, damit keine lokalen Fehler begangen werden, die schließlich die ganze Nation ausbaden muß. Die fatalen G'schaftelhuber, die sich jetzt an die nationale Revolution heranschmeißen, und die in Verbänden — wie z. B. auch jüngst in mehreren Schriftstellerverbänden — versuchen, die ordentlichen und sauberen Männer der NSDAP. als Vorspann zu benutzen, um ein eigenes Pöstchen zu ergattern, üben hier eine gefährliche Wirkung. Noch gefährlicher als die vielen verbitterten Künstler, die ihre eigenen Mißerfolge den bolschewistischen Tendenzen der letzten Jahre in die Schuhe schieben.

Die Mitglieder der NSDAP. hatten im letzten Jahrzehnt lebenswichtige politische Aufgaben zu lösen. Es ist kein Wunder, daß sie für kulturelle Dinge zunächst keine Zeit fanden und oft denen das Feld überlassen mußten, die sich eben bei ihnen zum Wort meldeten. Nun, da die nationale Revolution ihr Ziel erreicht hat, wird es wichtig, daß jene Männer ein entscheidendes Wort sprechen, die auf Grund ihrer Liebe und ihres Verständnisses für künstlerische Dinge dazu berufen sind. Wir denken da an den Reichskanzler selbst, an die Minister Goebbels, Goering, Rust und an manche andere. Es ist klar, daß gerade diese namentlich erwähnten Führer der Regierung nicht die Zeit haben, sich mit allen diesen Dingen persönlich zu beschäftigen. Aber sie werden die Leute zur Beratung heranziehen, Dingen etwas verstehen, und die wissen, daß in solchen Fragen die gute Gesinnung allein nicht genügt. Das neue Reich steht uns viel zu hoch, als daß man auf die Dauer die Heiterkeit aufbringen könnte, die manche Exzesse Irregeleiteter eigentlich erfordern.
die wirklich von künstlerischen und kulturellen

*

Das neue Drama

des neuen Deutschland hat schneller, als man erwarten konnte, auf den Berliner Bühnen Fuß gefaßt: mit Maxim Zieses „Siebenstein", Kurt Kluges „Ewiges Volk" und Hanns Johsts „Schlageter" hat es die alte Zeit abgelöst und von dem veränderten Theater Besitz ergriffen. Die Raschheit dieses Erstehens ist nicht verwunderlich; die lebendigen Kräfte in dem jungen Nachwuchs standen lange, bevor sich der Umschwung offiziell vollzog, mit ihrer Arbeit bereits durchaus im Bann der nationalen Bewegung. Die Ergreifung der Macht durch die nationale Opposition hat ihnen nur die bis dahin verschlossenen Pforten der Theater geöffnet. Zieses „Siebenstein" liegt schon seit rund zwei Jahren vor, Kluges „Ewiges Volk" seit mehr als einem Jahr und Hanns Johsts Schlageter-Drama ist eine so straffe, saubere Arbeit, daß sie bestimmt auch nicht erst nach dem Sieg der nationalen Bewegung geschrieben wurde. Das Drama ist dem Theater vorangegangen; es war lange vorhanden, als die Berliner Bühnen noch ahnungslos alles mögliche törichte Zeug spielten, statt zu begreifen, was die Uhr geschlagen hatte.

Es ist sehr eigen zu sehen, wie verschieden sich das Neue, neu Heraufdrängende in den drei verschiedenen Autoren spiegelt. Im Grunde geht es in allen drei Stücken um die gleiche Sehnsucht und das gleiche Problem: jeder dieser Dichter ist getragen von dem Gefühl für Land und Volk, und jeder versucht festzustellen, was sich aus diesem Gefühl an Konsequenzen des Tuns, des Lebens ergeben muß. Am konsequentesten ist Hanns Johst. Er ist schon seit Jahren der nationalsozialistischen Bewegung eng verbunden; so ist sein Schlageter-Drama auch am meisten aus dem Gedanken und Gefühlskreis des Nationalsozialismus heraus erwachsen. Albert Leo Schlageter ist in diesem Schauspiel nicht der führende Held der direkten Aktion: er ist vielmehr der Mensch, der erst genau den Sinn seiner Tat sucht, in sich selbst die Bestätigung und die Sicherheit haben will, daß die scheinbar sinnlosen Unternehmungen Einzelner gegen einen bis an die Zähne be-

waffneten Staat doch für das Land, für das Ganze einen Sinn haben. Er beantwortet die Frage nicht selbst, wehrt sich zunächst sogar gegen das Mitmachen, nennt die Taten der Kameraden Wahnsinn, bis ihm der alte General, der „Führer", das scheinbar Sinnlose als sinnvolles Opfer gedeutet hat, durch das Volk und Land zur Besinnung, zu sich selbst, zum Aufflammen gebracht werden muß. Schlageter geht erst ins Ruhrgebiet und handelt, als er dies erkannt hat, als er weiß, daß sein Leben und Sterben Saat auf Hoffnung, Opfer für die Zukunft, für das neue Reich ist. Das wird bei Johst klar, straff, mit scharfer Dialektik des Sprachlichen hingestellt; ein Stück jüngster Vergangenheit wird von der Gegenwart aus durchleuchtet — das Tun des Heute wird mit den Opfern von Gestern unterbaut und bestätigt.

Ganz ähnlich, wenn auch nicht so scharf präzisiert ist die Problematik in Kurt Kluges Kärntner Schauspiel vom Ewigen Volk. Hier geht es um den Gegensatz zwischen Staat und Volk, um die Frage, wer im Moment der Gefahr das höhere Recht zu fordern hat, das Volk oder der Staat. Das österreichische Heer strömt von der Südfront durch Kärnten auf Wien zurück, die Serben drängen nach. Der Staat befiehlt weiteren Rückzug; das Volk verlangt, daß sein Land gehalten wird. Und als die Kärntner Truppen auf ihren Heimatboden gekommen sind, da siegt das Volk. Der General befiehlt den weiteren Rückzug, der Leutnant trotzt dem Befehl, hält den Paß, bleibt mit seinen Leuten, so daß der General schließlich mit ihm bleibt. Aber Volk will mehr, Volk will das Ganze, sein ganzes Land. Das geht über die Kraft des Leutnants; er weigert sich, wieder südwärts vorzustoßen; da erschlägt ihn der Feldwebel, der Mann des Volkes, und stürmt nun als neuer Führer an der Spitze der Bauern und Soldaten dem Feinde entgegen. Denn Volk ist ewig, ist die letzte Entscheidung in den sich wandelnden Staaten; bei ihm ist die letzte Entscheidung auch über den Einzelnen und sein Schicksal.

Zieses Problemstellung ist viel weniger begrifflich formuliert. Sie ist viel mehr dichterisch gestaltet, aus dem Sprachlichen und den Gegensätzen der Seele entwickelt. Sein einstiger Leutnant Feuerstaak — Herr Müthel spielt ihn im Berliner Staatstheater ebenso wie Johsts Schlageter, und es ist sehr aufschlußreich, ihn in diesen beiden Rollen nacheinander zu sehen — sein Feuerstaat findet so wenig den Weg zum Bürgertum zurück wie Johsts junge Offiziere. Er steht völlig isoliert mit seinen einstigen Kameraden aus dem Krieg in der bürgerlichen Welt des Verdienens und Heiratens und Kinderzeugens; er sitzt herum und wartet auf den Augenblick, da wieder irgendwo in der Welt etwas für Deutschland getan werden muß. Das Land hat Besitz von ihm genommen; er hat keinen Zugang mehr zu den Menschen der bürgerlichen Welt; seine Sprache gleitet an ihrer Sprache ab; man sieht plötzlich, wie tatsächlich in diesen fünfzehn Jahren ein völlig neues Deutschland entstanden ist, das selbst vergeblich noch Anschluß nach rückwärts an das Alte sucht, während es in Wirklichkeit nur seine Wege gehen kann. Feuerstaak läßt sich noch einmal ins Bürgerliche gleiten, heiratet, ergreift einen Beruf — aber vergeblich. Als sein Bursche Philipp, der so etwas wie der ewige Soldat des Krieges ist, ihm meldet, daß es nun soweit ist, da macht er sich auf und zieht mit ihm wie Schlageter in die Kämpfe im Ruhrgebiet, wo er untergeht.

Dieser Soldat des großen Krieges, der sich bei Johst für die Zukunft opfert, bleibt bei Ziese unter dem Bann des Krieges und wird dafür bereits abgelöst von einer neuen Jugend, für welche die Männer von 1914 bis 1918 Vergangenheit, Soldaten sind, die nicht einmal einen Krieg gewinnen konnten. Die Gegensätzlichkeit der Zeit, die bei Johst aufs Politische beschränkt ist, wird bei Ziese im Menschlichen in den Generationen sichtbar. Die Widersprüche klaffen bei ihm sowohl zwischen den Soldaten des Krieges und der bürgerlichen Welt wie zwischen den einstigen Kämpfern und den neuen, den jungen. Bei allem Tastenden wird in diesem Drama am meisten auch von den kommenden Problemen der Zeit sichtbar. Der neue männliche Staat, in dem für die Frau eine ganz neue Raumumgrenzung geschehen muß und wird, wird hier schon im Umriß sichtbar; die Frage der Auseinandersetzung zwischen staatlichem und bürgerlichem Leben und was dergleichen mehr ist, tut sich wenn auch nur als Frage ohne Johsts Sicherheit des Wissens um eine Antwort auf.

Drei Dramen stehen so nebeneinander, drei erste Stationen auf dem Weg zur neuen Dichtung. Sie sind all drei in ihrem Wesentlichen männlich, Stücke für Männer, in denen die Frauen passiv beiseite stehen. Sie werden kaum die Frauen für das neue Theater erobern; aber sie sind Schrittmacher auf dem Weg zur Zukunft, und die Haltung, die aus jedem von ihnen spricht, das Gemeinsame in aller Verschiedenheit, ist so von gespannter Energie er-

füllt, daß man dieser Zukunft endlich wieder einmal mit Neugier entgegensieht.

*

Es erscheint in diesem Zusammenhang nützlich, die höchst reale Wirkung Schlageters und seiner Kameraden gleicher Art im Ruhrkampf aufzuzeigen. Fest steht: wäre der Widerstand an Ruhr und Rhein 1923 nur passiv geführt worden, wie es die Reichs-, vor allem die Preußenregierung Braun - Severing wollte, dann hätten die Franzosen die Rheinische Republik erreicht. Es ist das Verdienst eines Schlageter und aller Saboteure und Aktivisten, daß der passive Widerstand der Bevölkerung sich langsam, aber sicher in einen höchst aktiven auswuchs. Im entscheidenden Augenblick, im November 1923, als deutsche Wirtschafts- und Finanzmänner, Partei- und Kommunalhäupter den gefährlichen Plan berieten, das ganze besetzte Gebiet zu einem „Selbstverwaltungskörper" mit eigener Regierung — schamhaft nannte man sie „Direktorium" — und eigener Währung zu machen, flammte dieser aktive Widerstand auf. Gewiß, die Katastrophe der Inflation kam der französischen Zermürbungstaktik zu Hilfe; aber der Hunger biß diese Herren doch nicht ins Eingeweide wie die Massen der Bevölkerung. Es war nicht nur ein „Plan", man verhandelte bereits. „Deputationen" fuhren zu Herrn Tirard, dem Vorsitzenden der Rheinland-Kommission in Koblenz. Herr Tirard leugnete natürlich jede Annexionsabsicht Frankreichs. Aber er forderte Garantien: der „Selbstverwaltungskörper" müsse Bundesstaat im Rahmen des Reiches werden, er müsse besondere Reservatrechte haben: eigenes Parlament, eigene Währung, eigene Bahnen, eigene Botschafter in Paris, Brüssel, London.

In Berlin hatte man keine Ahnung von diesen Projekten und Verhandlungen. Erst Ende November wurden sie plötzlich bekannt. Da aber stand das Volk in Westfalen und im Rheinland auf. Auch in Berlin wurde man endlich lebendig. Zugleich griff die Bevölkerung das Separatistengesindel an. Es wurde geschossen und erschlagen. Der Geist Schlageters und der Aktivisten flammte auf. — Und der Spuk war zu Ende. Die Direktoriums-Männer wollten nichts Verfängliches geplant und verhandelt haben, und die Franzosen husten vor diesem Volkssturm zurück. In dem Stück von Johst fehlt leider jede Andeutung dieser Wirkung der Aktivisten auf das Volk und dieses Sieges Schlageters.

Doch auch an ein groteskes Nachspiel zu diesem heroischen Kampf um die deutsche Selbstbehauptung sei jetzt erinnert. Nach dem Abzug der letzten Franzosen aus dem Rheinland beschloß der Reichstag eine Befreiungs-Amnestie. Gegen die Stimmen der Sozialdemokraten. Weil die sogenannten Fememörder einbezogen waren. Die Narren der SPD konnten nicht begreifen, daß ohne diese Männer und ihren Einsatz das Reich wahrscheinlich zerschlagen und zersetzt worden wäre. Die preußische Regierung suchte natürlich die Amnestie zu sabotieren. Damit nicht genug, Braun-Severing leisteten sich noch mehr. Nach dem Abzug der Franzosen nahm das rheinische Volk eine kleine Abrechnung vor mit den Separatisten. Herr Severing schickte Polizeiverstärkungen ins Rheinland. Fehlte nur noch, daß der zum Schluß des Ruhrkampfes höchst aktiv gewordene Widerstand von der Preußenregierung unter Anklage gestellt worden wäre! Das geschah denn doch nicht, aber von den Männern, die damals von der Nation als Helden gefeiert wurden, rückten die Genossen ab; da waren diese wieder fluchwürdige „Nationalisten" und konsequent weigerten sich die blinden Parteifanatiker der SPD, sie zu amnestieren. — Eine traurige Erinnerung!

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Generalmajor a. D. Professor Dr. Karl Haushofer, München. — Dr. Waldemar Höffding, Berlin. — Leo Sternberg, Rüdesheim. — Dr. Arvid Brodersen, Drontheim. — Julius Zerzer, Linz. — Werner Deubel, Affolterbach. — Dr. Hans Prinzhorn, München. — Dr. Carl Haensel, Berlin. — Paul Bernhard, Nürnberg. — Dr. Paul Fechter, Berlin.

Für die Schriftleitung: Hans Kraus, Berlin-Wilmersdorf ● Für die Anzeigen: Heiner Callm, Berlin
Verlag: Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin ● Druck: Wilhelm Greve Aktiengesellschaft, Berlin SW 68

Paul Ernst †

Er war nicht nur eine große Stimme dieses Landes: in ihm war etwas von der alten Sendung des Dichters wieder aufgelebt. Er hatte als Einzelner das Schicksal der Nation, das sie leben muß, vorgelebt. Aufgestiegen aus dem Volk, war er über die Auseinandersetzung mit den Mächten der Zeit, dem Sozialismus, der Literatur, in langer Wanderung dahin zurückgekehrt, von wo er einst seinen Weg angetreten hatte. Je älter er wurde, desto mehr fand er zu den natürlichen Quellen des Lebens, zu den Wirklichkeiten des Volkes und des lebendigen Geistes zurück. Der Bergmannssohn aus Elbingerode im Harz, der zuerst Theologie studierte und ein strenger, herber, unerbittlicher Verfechter des Gesetzes war, kam, je älter er wurde, immer mehr vom nur Gedachten des Gesetzes zu seinem Erlebnis, fand es nicht mehr nur in der verwirklichten Form seiner Kunstgebilde, denen er die Kraft junger Jahre gewidmet hatte. Er erlebte es jetzt ebenso in der scheinbaren Formlosigkeit des menschlichen Daseins in der Welt. Die alte Erkenntnis kam über ihn, daß zuletzt die stärkste Verwirklichung geistiger Energien nicht die Kunst, sondern das Leben selber ist. So wurde er mehr und mehr aus einem Deuter des Schaffens ein Weiser vor der Welt, ein Mensch, der die verworrenen Bezirke des Lebens ordnend übersah und nach dem schönen Wort Hugo von Hofmannsthals Wege noch im ewig Dunkeln fand. Er begann im Bereich der streng gedachten Kunst und endete im Bereich des bis in seine Tiefen erlebten Lebens. Gerade darum konnte er mehr als ein Dichter, konnte er ein Führer der Nation zu ihr selber werden, weil auch er als Einzelner langsam diesen Weg des Ganzen vorangegangen war. Aus den Bereichen der isolierenden Bildung, die er, unerbittlich gegen sich und die Welt, durchmessen hatte, kam er in seinen alten Tagen wieder beim Volk an, von dem er sich als junger Mensch hatte lösen müssen. Der Dichter der jungen Jahre ist der Dramatiker Paul Ernst, der in seinem Werk vom „Hulla" bis zur „Chriemhild", vom „Heiligen Crispin" bis zur „Ariadne auf Naxos" noch einmal versuchte, dem alten Gesetz der Klassik neue Gültigkeit in unserer veränderten Welt zu schaffen. Der reif gewordene, der wirkliche Paul Ernst — denn so, wie er zuletzt war, so war auch er eigentlich — lebt in seinen Erzählungen, in der Riesenarbeit seines Kaiserbuches, in der großen Deutung seines eigenen Lebens, die er in den beiden Bänden seiner Erinnerungen uns hinterlassen hat. Der junge Paul Ernst wollte im Werk die Verwirklichung seiner Idee; der alte wollte die Realisierung der Idee des Ganzen. Es war keine Rückkehr aus bewußtem Wollen; es war eine Wendung, die sich ganz von selbst für ihn ergab. Je älter er wurde, desto mehr wich die strenge Kühle seiner jungen Jahre der schönen, wissenden Wärme, die um den Alten war, die bei aller Herbheit seines Wesens und seiner Erscheinung ihm jene Macht des Heranziehens gab, die er wie wenige besaß. Die große Einfachheit jenseits aller Klugheit, die in ihm war, verband ihn zugleich dem Schönsten des Volkes und dem Höchsten des Geistes. Das war wohl das Geheimnis der Wirkung, die von ihm ausstrahlte, und die in ihrer Bedeutung für die Zeit und die Zukunft noch nicht im entferntesten gekannt ist.

Der Rassenkampf im Reich und die Minderheitenpolitik

Von einem Auslanddeutschen

Deutschland von außen — aber mit deutschen Augen — betrachtet, hat stets ein anderes Bild geboten als bei der Beurteilung von innen her. Heute trifft das in verstärktem Maße zu, weil jenseits der Reichsgrenzen selbst bei allergrößtem Einfühlungsvermögen der deutsche Zeitgeist sich nicht genügend erfassen läßt und im zunächst sich innenpolitisch auswirkenden kraftvollen Vorstoß des neuen Deutschland so manches an außenpolitischer Rückwirkung wohl nicht vorausgesehen wird.

Die Informationen aus den einzelnen europäischen Ländern sind durch den Fortschritt der Technik und das gesteigerte Tempo des Lebenspulses mehr denn je auf den Schnelldienst, die Kurzmeldung beschränkt. Daher liegt die Tendenz vor, Ereignisse, die das Produkt einer allmählichen Entwicklung sind, als spontane und häufig auf das Primitive vereinfachte Geschehnisse zu schildern. So geht es auch mit dem vom neuen Deutschland gegen das Judentum eingeleiteten Kampf, dessen Durchführung vom gesamten Ausland mit größter Aufmerksamkeit beobachtet wird. Die Mehrzahl der Zeitungsleser des Auslandes sehen — gerade wegen der Form der telegraphischen Kurzmeldungen — die Frage äußerst einfach: als eine Judenverfolgung, deren einzelne Etappen registriert und kommentiert werden.

Andererseits stößt man in zunehmendem Maße auf eine Behandlung des Judenproblems in Deutschland im Zusammenhang mit Fragenkomplexen der allgemeinen politischen Entwicklung. Man sieht im Vordergrunde wohl immer den Rassenkampf, den Frontalangriff gegen den semitischen Menschen. Man erkennt aber auch den Kulturkampf, die Abwehr des jüdischen Geistes in der deutschen Literatur, der Presse, im Theater. Die antisemitische Bewegung wird ferner als eine Befreiung von politischen Lehren, deren Träger in besonders starkem Maße das Judentum war, aufgefaßt, obwohl in diesem Zusammenhang häufig der Hinweis darauf unterlassen wird, daß der deutschstämmige Marxist und Parteibuchbeamte in vieler Hinsicht viel härter getroffen worden ist als der Jude, so z. B. durch das Beamtengesetz und die Pensionierungsbestimmungen. Es wird auch erkannt, daß der Rassenkampf gleichzeitig eine Emanzipation von einer bestimmten wirtschaftlichen Herrschaftsform und von dem ihr angepaßten Wirtschaftsgeist darstellt. Die Stichworte: nomadisierendes, internationales oder anonymes Kapital, das nationalsozialistische Zielwort von der Brechung der Zinsknechtschaft mögen andeuten, worum gekämpft wird.

* * *

Diese Ausführungen sollen der Beurteilung des Zusammenhanges des Rassenkampfes mit der deutschen und der europäischen Nationalitätenpolitik dienen. Schon vor geraumer Zeit erklärte im englischen Oberhause der bekannte Völkerbunddelegierte Viscount Cecil, Deutschland verliere seinen moralischen Anspruch auf das Eintreten für die deutschen Minderheiten in Europa, weil es seine jüdische Minderheit entrechtet habe. Aehnliche Stimmen kommen aus anderen Ländern, und sehr häufig — das muß festgestellt werden — handelt es sich dabei um Persönlichkeiten, deren Eintreten für die Minderheitenrechte, sei es im Völkerbund, sei es in internationalen Verbänden, allgemein

bekannt ist. Als Beispiel seien die Ausführungen des Lausanner Professors Ernst Bovet angeführt. Er wirft in seinem Bulletin[1]) zwei Fragen auf:

Die erste betreffe die Rolle, welche Deutschland hinsichtlich des Minderheitenschutzes zu spielen vorgebe. In seiner Rede zu der Eröffnungssitzung des Reichstages am 23. März habe Reichskanzler Hitler unter den Aufgaben seiner Regierung auch die des Schutzes der deutschen Minderheiten genannt, auf welchem Gebiet die neue Regierung sich darauf beschränken würde, der Tradition ihrer Vorgänger zu folgen. Aber mit welcher Autorität würde diese Regierung in Genf als Anwalt der Minderheiten auftreten, wenn ihre erste Handlung darin bestehe, eine ihrer eigenen Minderheiten der elementarsten Rechte zu berauben? — Andererseits frage man sich, in welchem Maße der Völkerbund zugunsten der Juden in Deutschland eingreifen könnte. Die englische Regierung habe sich diese Frage gestellt, und sie sei — zufolge dem „Journal de Genève" vom 1. April — beim Völkerbund einer juristischen Prüfung unterzogen worden. Deutschland gehöre bekanntlich nicht zu den Ländern, die bezüglich ihrer Minderheiten internationale Verpflichtungen unterzeichnet hätten. Immerhin habe es als Mitglied des Völkerbundes den Pakt unterzeichnet, und man müsse sagen, daß die Verfolgungen der Juden dem Geist dieses Paktes vollkommen zuwiderliefen, ebenso auch den Bestimmungen des Kapitels XIII des Vertrages von Versailles, welches die fundamentalen Bestimmungen über die Arbeit (Charte du Travail) enthält. Ueberdies könne fraglos auf den Artikel 23 des Paktes, der die Erklärung enthält, daß die Mitglieder des Völkerbundes sich bemühen würden, humane Arbeitsbedingungen für Männer, Frauen und Kinder auf ihrem Territorium zu sichern und aufrechtzuerhalten, Bezug genommen werden, da gerade die wirtschaftlichen Lebensbedingungen der Juden durch die offiziellen Maßnahmen der Hitlerregierung schwer bedroht seien. Endlich müsse noch daran erinnert werden, daß die Vollversammlung des Völkerbundes am 12. September 1922 eine Resolution angenommen habe, welche der Hoffnung Ausdruck gab, „daß die Staaten, welche hinsichtlich der Minderheiten dem Völkerbund gegenüber durch keine gesetzliche Verpflichtung gebunden sind, bei der Behandlung ihrer völkischen, sprachlichen oder religiösen Minderheiten dennoch zumindest das gleiche Maß von Gerechtigkeit und Duldsamkeit beobachten würden, wie es durch die Verträge und gemäß der ständigen Tätigkeit des Rates gefordert wird". Es treffe zu, daß Deutschland zu dem Zeitpunkt, als diese Resolution angenommen wurde, dem Völkerbund nicht angehört hätte; mit seinem Eintritt im Jahre 1926 habe es jedoch logischerweise sämtliche Verpflichtungen der Mitgliedstaaten des Völkerbundes auf sich genommen.

Inzwischen sind beim Völkerbund Petitionen gegen die antijüdische Gesetzgebung in Deutschland eingebracht worden, und zwar seitens des Judentums in Litauen, in Polen, in der Tschechoslowakei sowie durch eine Abordnung jüdischer Organisationen in Paris.[2]) In all diesen Eingaben und Aeußerungen wird der Rassenkampf als Minderheitenfrage dargestellt. Es sei besseren Kennern dieser Frage überlassen, zu beurteilen, ob diese Auffassung völkerrechtlich zu begründen ist.

Daß die Juden Deutschlands sich nie als eine nationale Minderheit angesehen und gefühlt haben, ist bekannt, doch entsteht die Frage, ob sie nicht durch die Gesetzgebung in Deutschland zwangsweise zu einer Minderheit gemacht worden sind bzw. gemacht

[1]) „Les Minorités Nationales", Bulletin publié par l'Union Internationale des Associations pour la Société des Nations. VI. Jahrg. Nr. 1, Januar/März 1933.

[2]) Es sei in diesem Zusammenhang darauf verwiesen, daß der Klage gegen Ungarn wegen Einführung des numerus clausus an der Hochschule Petitionen der englischen und französischen Judenorganisationen zugrunde lagen (Petitionen des „Joint Foreign Committee of Jewish Board of Deputies and the Anglo-Jewish Association" und der „Alliance israélite universelle"). Bei Behandlung der Frage vor dem Völkerbundrat im Dezember 1925 erklärte der Kultusminister Graf Klebelsberg, das Gesetz sei als eine außergewöhnliche und provisorische Maßnahme anzusehen, die durch eine anormale soziale Lage hervorgerufen wäre. Seitens der ungarischen Juden lag eine Erklärung vor, daß sie sich nicht als Minderheit, sondern als Ungarn betrachteten. Der Rat nahm von den Erklärungen Kenntnis und beschloß, die bevorstehende Abänderung des Gesetzes abzuwarten. Diese ist dann auch in einigen Jahren durch abschwächende Bestimmungen erfolgt.

werden sollen und demnach — wohl gegen ihren Willen — in Verfolg des Ausgliederungsprozesses aus dem deutschen Volk in der Rechtsstellung als Minderheit eine Regelung ihrer Beziehungen zum Staat werden suchen müssen. Darüber darf zum Schluß dieser Betrachtungen einiges gesagt werden.

* * *

Der Rassenkampf im Reich — mag er in seiner weiteren Entwicklung auch zu einem Minderheitenproblem, dabei besonderer Art, führen — kann jedoch als ein Nationalitätenkampf im Sinne der europäischen und deutschen Nationalitätenbewegung der Nachkriegszeit und ihres Eintretens für die Rechte der Völker und Volksgruppen nicht angesehen werden. In der Tat, wenn wir uns die ideellen Ziele des Nationalitätenkampfes sowohl im Angriff als auch in der Verteidigung vor Augen halten, findet sich keine Wesensseite dieses Kampfes, welche eine vergleichende Beurteilung mit dem Rassenkampf gegen die Juden ermöglicht.

In der Nationalitätenbewegung beruht die Offensive auf der Forderung, neben der Einheit der Staaten auch die Geschlossenheit der Völker politisch und rechtlich zu berücksichtigen. Der Tatsache soll Rechnung getragen werden, daß in Mitteleuropa kein Volk nach ethnisch einwandfreien Grenzziehungen staatlich zusammengefaßt werden kann. Man soll die Völker als eigenständige Gebilde sehen, als Träger von Kultur und Geschichtsentwicklung, die von den Staaten zwar nicht zu trennen, wohl aber in manchem gesondert zu beurteilen sind. Daher stehen Völker und Volksgruppen, die einander nicht immer freundschaftlich gesinnt sind, in diesen Bestrebungen trotz verschiedener Taktik und politischer Kampfmethoden in letztlich fast gleicher Frontstellung: die Deutschen, die Ungarn, die Polen und viele andere slawische Völker. Am deutlichsten tritt das im Rahmen des Genfer Nationalitätenkongresses in Erscheinung, wo sich über diese Frage 40 Volksgruppen von 14 Völkern aus 14 verschiedenen Staaten im wesentlichen einig sind. Sogar die außerhalb des Nationalitätenkongresses stehenden Polen halten gerade in der Gesamtvolksfrage auch die Linie des Nationalitätenkongresses, ja mehr noch, sie haben als erste das polnische Gesamtvolk, unabhängig von der Staatszugehörigkeit ihrer Volksgenossen, organisatorisch zu gestalten versucht, indem sie einen nationalen Organisationsrat ins Leben gerufen haben. Dieser umfaßt die Vertreter des Polentums sowohl polnischer als auch fremder Staatsbürgerschaft.

Am Nationalitätenkongreß nehmen auch die jüdischen Volksgruppen aus Polen, der Tschechoslowakei, Rumänien, Bulgarien, Lettland, Litauen und Estland teil. In diesen Staaten ist das Judentum fraglos eine Volksgruppe mit dem Willen und der Befähigung zu einem kulturellen Eigenleben. U. a. ist dieses in der jüdischen Kulturautonomie in Estland und der Schulautonomie in Lettland auch staatsrechtlich klar zum Ausdruck gekommen. Außerhalb der genannten Staaten, insbesondere in Deutschland, kann von einem Volksjudentum wohl nicht mehr die Rede sein. Die Juden nehmen hier eine Sonderstellung ein; ihre Geschichte hat sie von der für andere Völker charakteristischen Gebundenheit an Scholle und Landschaft völlig gelöst und ihnen als verstädterten Menschen den Hang zum Nomadentum zugeteilt. In Oesterreich liegen die Dinge ähnlich wie in Deutschland. Trotzdem haben sich auf dem Nationalitätenkongreß 1928 die österreichischen Zionisten als Vertreter einer jüdischen Minderheit angemeldet und ihre Zulassung beantragt. Der Nationalitätenkongreß hat (wie die „Vereinigung für das liberale Judentum e. V." feststellt: „erfreulicherweise") diesen Antrag abgelehnt, weil er nur faktische Volksgruppen, nicht Splittergruppen, als nationale Minderheiten anerkennt. Als im Oktober 1919 in Oesterreich bei der bevorstehenden Volkszählung das Bekenntnis zur jüdischen Nationalität zugelassen werden sollte, gab die österreichisch-israelitische Union eine Protesterklärung dagegen ab.

Die Einstellung der Juden in den verschiedenen europäischen Staaten zu einer begrifflichen Charakterisierung ihrer Gesamtheit ist keine einheitliche, auch deutsche

Wissenschaftler sind nicht zu einer klaren Auffassung gelangt. Doch darf festgestellt werden, daß maßgebende Juden Deutschlands und deren Verbände eine Auffassung der Juden als Minderheit ganz eindeutig ablehnen, wie es auch Tatsache ist, daß nur ein verschwindend geringer Teil des Gesamtjudentums seinem Empfinden und seiner Einstellung nach als Minderheit angesehen werden kann.

Der Entwicklung und Ausgestaltung des Gesamtvolksgedankens mit ihren politischen und rechtlichen Schlußfolgerungen (Gesamtvolksrecht, Volksgruppenrecht, Lösung der Spannung zwischen Staatsgemeinschaft und Volksgemeinschaft) steht heute noch die Machtpolitik der Staaten gegenüber, die dieses große europäische Problem häufig nicht weniger rücksichtslos bekämpft oder übersieht, als es durch die Politik der Dynastien in der Vorkriegszeit geschah.

Voraussetzung dafür, daß dieser Gegensatz auch das Gesamtjudentum berührt, ist die Bejahung eines eigenständigen jüdischen Volkes und die Beurteilung des gesamten Judentums nach zionistischen Thesen. Daß diese Voraussetzung nicht vorliegt und daß der Zionismus in Mittel- und Westeuropa innerhalb des Judentums keine wesentlichen Erfolge aufzuweisen hat, kann als bekannt vorausgesetzt werden.

Wie eindeutig dieser Standpunkt gerade vom deutschen Judentum vertreten wird, sei aus einem seinerzeit vielbeachteten Artikel des Organs des „Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens" entnommen.[3])

> „Gegenüber der entschiedenen Ablehnung der Idee eines gesamtjüdischen Volkes durch die Juden West-, Nord- und Mitteleuropas erscheint es fast unbegreiflich, wie von nationaljüdischer Seite immer wieder die Fiktion einer alle Juden der Welt umfassenden jüdischen Nation versucht werden kann . . . Demgegenüber können wir nicht oft und nicht entschieden genug betonen: es gibt keine jüdische Nation. Nicht nur, weil die gemeinsame Sprache, eine selbständige Kultur auf dem Boden eines gemeinsamen Vaterlandes, diese wesentlichsten Kriterien einer jeden nationalen Gemeinschaft, fehlen, sondern weil auch das für den Aufbau einer Nation unersetzliche Nationalgefühl nicht vorhanden ist, das in dem Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, in dem Willen, die Gegenwart miteinander zu leben und die Zukunft gemeinsam zu gestalten, seinen Ausdruck findet. Und es sei nicht unerwähnt, daß auch die deutschen Zionisten in der Praxis für sich die Zugehörigkeit etwa zu einer Minderheit in Deutschland ablehnen. Dabei wird niemand leugnen, daß für die jüdischen Massen des Ostens andere Grundsätze gelten."

Demzufolge fußen die Juden Mittel- und Westeuropas nur auf ihren Staatsbürger- und nicht auf ihren Volksbürgerrechten, weil ihnen der Begriff des Volksbürgertums etwas Fremdes ist und sie von seiner Vertiefung, welche die Nationalitätenbewegung anstrebt, vielleicht nicht zu Unrecht eine Erschütterung ihrer Staatsbürgerrechte befürchten.

Ein weiteres positives Ziel der Nationalitätenbewegung ist die Sicherung des Kulturlebens eines jeden Gesamtvolkes und die Freude an der Mannigfaltigkeit der Stammeseigenart. Daraus ist die entschiedene Ablehnung des Kosmopolitismus seitens der Nationalitätenbewegung zu erklären, darüber hinaus die Ablehnung des Internationalismus, insbesondere soweit sich dieser durch alleinige Berücksichtigung der Staatseinheiten über die Volkstumsrechte hinwegsetzt, was ohne Zweifel in der Regel der Fall ist. Das Judentum Europas ist demgegenüber nicht selten aktiver Träger des so charakterisierten Internationalismus und Kosmopolitismus, es bedient sich in weitgehendem Maße der Kultur des staatsverwaltenden Volkes, mit dem es immer stärkere kulturelle Gemeinsamkeiten sucht als etwa mit dem Judentum der Nachbarländer. Ist den in der Nationalitätenbewegung stehenden Minderheiten — darunter bis zu einem gewissen Grade auch den Volksjuden Osteuropas — ihre Muttersprache wichtigstes Kampfesmittel, so ist es dem Judentum die Fremdsprache.

[3]) Dr. Werner Rosenberg, „Volksbürger oder nationale Minderheit" in Nr. 10 der C.V.Zeitung vom 7. März 1920.

Für die Ziele der Nationalitätenbewegung in dem Abwehrkampf liegen die Dinge ähnlich. Im Vordergrunde steht für sie die Ablehnung von Assimilationsbestrebungen. Aus der Erkenntnis, daß die Bindung an das Volkstum die wichtigste Voraussetzung für aufrechtes und kulturschöpferisch fruchtbares Menschentum schlechtweg ist, entstand der Kampf um die muttersprachliche Kulturerziehung. Sprache und Geist der Schule müssen dem Volkstum dienen und von ihm getragen werden. Unbeschadet der Anerkennung der Notwendigkeit fließenden Volkstums und der Tatsache, daß in Grenzfällen Volksgruppen in verschiedenen Nationalitäten verwurzelt sein können, unbeschadet der wegen dieser Fälle notwendigen Anerkennung des Grundsatzes der Bekenntnisfreiheit zu dieser oder jener Nationalität, lehnt die Nationalitätenbewegung trotzdem anonymes Volkstum ab. Was sich eben im Reiche vollzieht, ist das Gegenteil von Assimilation; es ist die Ausgliederung des Judentums aus dem deutschen Volkskörper im Reich. Wenn von den Ausnahmebestimmungen zugunsten der Kriegsteilnehmer in diesem Zusammenhang abgesehen werden darf, so vollzieht sich der Ausgliederungsprozeß nach rein rassischen Gesichtspunkten und ist infolgedessen in nationalkultureller Beurteilung überhaupt nicht differenziert — wenngleich differenzierbar — daher begleitet von Folgen tragischer Härte. Ob dadurch das Judentum Deutschlands in die Linie der Nationalitätenbewegung gebracht werden kann, in eine erneute starke Bindung an das eigene Volkstum, ist fraglich. Selbst für den noch volksnahen Ostjuden ist der Abwehrkampf gegen Assimilation und fremdnationalen, fremdartlichen Schulunterricht ein nicht immer ehrlicher und nur teilweise erfüllbarer Wunsch.

Eine große Sorge der Nationalitätenbewegung liegt in der Erhaltung des kirchlichen Lebens der nationalen Minderheiten. Wenn man die Juden in Deutschland unzweifelhaft am deutlichsten als eine religiöse Minderheit erfassen kann, so liegt es nah, in der Frage der Konfession und des religiösen Lebens zu einer klaren Analogie und Parallele zu gelangen. Das Bestreben der Minderheiten geht wiederum auf die Erhaltung ihrer Muttersprache in den Gottesdiensten wie auch in der Forderung, von Geistlichen des eigenen Volkstums geführt zu werden. Gerade auf diesem Gebiet stehen die Dinge in vielen Ländern besonders schlecht. Es sei nur an die konsequente Bekämpfung des muttersprachlichen Religionsunterrichts in Südtirol erinnert. Hinsichtlich der Juden mosaischen Bekenntnisses ist weder in Deutschland noch anderswo festzustellen, daß sie in dieser Beziehung ähnliche Schwierigkeiten haben wie die nationalen Minderheiten.

* * *

Im allgemeinen kann wohl gesagt werden, daß jedem Volkstum in seinem Daseinskampf Blut und Boden das Wichtigste sind, wobei Blut in diesem Zusammenhang aufgefaßt sei als eine Erhaltung der Art im weitesten Sinne des Wortes. In keiner Hinsicht sind die Minderheiten, insbesondere die deutschen Volksgruppen, so unendlich schwer geschädigt worden wie in ihrem Bodenbesitz. In einem Neujahrsinterview verwies Reichsminister a. D. Geßler, der damalige Vorsitzende des VDA., darauf, daß allein das Auslanddeutschtum durch sogenannte Agrarreformen über 7½ Millionen Hektar landwirtschaftlichen Besitzes teils entschädigungslos, teils gegen eine kaum ernstzunehmende Entschädigung, zwangsweise in andersnationale Hände abgeben mußte.[4]) Die Minderheiten insgesamt haben rund 12 Millionen Hektar verloren. Als diese große Ausplünderung vor sich ging, war in der jüdischen Presse, auch in der Deutschlands und der angelsächsischen Länder, kein Wort der Mißbilligung zu finden, ja in vereinzelten Fällen trat sogar eine deutliche Unterstützung zutage. Daß die Presse des Weltjudentums nicht nur in dieser Schicksalsfrage des deutschen Volkstums, sondern in der noch viel entscheidenderen Frage der Gleichberechtigung des Deutschen Reiches sich für das Recht

[4]) Zum Vergleich sei darauf verwiesen, daß Deutschland laut dem Versailler Diktat 7 Millionen Hektar (70 000 Quadratkilometer) Hoheitsgebiet in Europa abtreten mußte.

des Unterdrückten hätte einsetzen können, ist jetzt durch die Schädigungen des geschlossenen Angriffs gegen das neue Deutschland erwiesen worden.[5])

Von einem Weltjudentum zu sprechen und gleichzeitig unter Hinweis auf maßgebliches Schrifttum der Juden selbst ein jüdisches Gesamtvolk, eine jüdische Nation in Abrede zu stellen, birgt scheinbar einen Widerspruch in sich. Das liegt daran, daß das Judentum als kollektive Einheit in ganz anderer Weise und in ganz anderen Veranlassungen hervorzutreten pflegt als das Volkstum anderer Völker. Die Juden sehen sich selbst als „Gürtelvolk" der internationalen Querverbindungen, deren Ausnutzung auf wirtschaftlichem Gebiet im Vordergrunde steht. Die Tatsache dieses Gürtelvolkes — und das meint man wohl, wenn man von jüdischer Mimikry spricht — kann je nach Bedarf offen gezeigt — so gegenwärtig bei allen Presseaktionen gegen das neue Deutschland — oder geleugnet werden. Deswegen sind die Juden als Volk (sind sie ein Volk?) eine ethnische Kollektivität (sind sie das über das Rassische hinaus?) von sehr unklarer und unbequemer Verantwortlichkeit.

* * *

Obgleich sich, wie zusammenfassend festgestellt werden muß, die Zielsetzung der Nationalitätenbewegung und die des Judentums nicht decken und eine Parallelbeurteilung des Rassenkampfes und des Nationalitätenkampfes von falschen Voraussetzungen ausgeht, kann natürlich eine politische Rückwirkung des Rassenkampfes auf den Nationalitätenkampf, insbesondere auf den Kampf der deutschen Volksgruppen draußen, nicht geleugnet werden.

Der Führer der sudetendeutschen Nationalsozialisten, Abg. Ing. Rudolf Jung, hat sich kürzlich zu dieser Frage geäußert:

> „Die Partei wolle und könne sich nicht in die reichsdeutsche Politik einmischen; trotzdem sagen wir von dieser Stelle aus in rein freundschaftlichem Tone als Verfechter derselben Weltanschauung wie als Auslanddeutsche, daß bei dem scharfen Griff ins Wespennest der jüdischen Frage die Wirkung auf das Ausland und auch die unvermeindlichen Auswirkungen für das Deutschtum außerhalb der Reichsgrenzen nicht immer günstig waren. Schon Bismarck hat gesagt, daß das Judentum auf der ganzen Erde aufschreie, wenn irgendwo auch nur einem Juden auf die Füße getreten würde. Seither ist seine Macht sowohl wie seine Empfindlichkeit nicht kleiner geworden. Im Gegenteil: Demokratie und Geldnöte der Staaten haben seinen Einfluß und auch das Bewußtsein seiner Bevorrechtung vor anderen Völkern vermehrt. Wir merken diese Dinge vielleicht eher und schärfer als die Reichsdeutschen. Das Deutschtum außerhalb der Reichsgrenzen bekommt jede außenpolitische Schwächung des Deutschen Reiches zuerst zu spüren."

Ohne Zweifel wirkt der Rassenkampf im Reich anregend auf alle die Staaten, denen die Verdrängung der deutschen Volksgruppen zur Durchführung des absoluten Nationalstaatsgedankens politisches Ziel ist. Sie fragen nicht viel danach, ob die Judenfrage nationalkulturell oder soziologisch, staatsrechtlich oder völkerrechtlich ein Minderheitenproblem ist, sondern ziehen die primitive Schlußfolgerung, daß die Verdrängung der Juden in Deutschland ihnen, den fremden Staaten, gewissermaßen einen Freibrief für begangene und kommende Sünden am Auslanddeutschtum in die Hand drückt. Sie berufen sich auf die Notwendigkeit der Konsolidierung auch ihres Nationalstaates und greifen freudig jede Nachricht auf, die ihnen über Benachteiligung nicht nur der Juden, sondern auch der wirklichen nationalen Minderheiten in Deutschland zugetragen wird. Nicht nur wegen der Hochwertigkeit des deutschen Bevölkerungselements außerhalb der Reichsgrenzen, sondern auch wegen der viel größeren Zahl der Auslanddeutschen im Vergleich zu den Minderheiten des Reiches, erscheint dem um Deutschland lagernden

[5]) Ueber dieses Thema hat Universitätsprofessor Hans Eibl (Wien) sich in der katholischen Wochenschrift „Schönere Zukunft" sehr interessant geäußert („Deutschland, die Juden und die Weltöffentlichkeit", Nr. 32 vom 7. Mai 1933).

Ring der neuerstandenen oder neubegründeten Staaten eine Durchsetzung des starren Nationalstaatsgedankens als ein politisch überaus vorteilhaftes Geschäft, bei dem der Deutsche zwangsläufig in Nachteil gerät.

In seiner von der ganzen Welt mit größter Aufmerksamkeit aufgenommenen Rede vor dem Reichstag am 17. Mai hat der Reichskanzler Adolf Hitler Worte gefunden, die einen ganz neuen Ausblick für die deutsche Nationalitätenpolitik eröffnen. „Indem wir mit grenzenloser Liebe und Treue an unserem eigenen Volkstum hängen — sagt der Kanzler — respektieren wir die nationalen Rechte auch der anderen Völker aus dieser selben Gesinnung heraus und möchten aus tiefinnerstem Herzen mit ihnen in Frieden und Freundschaft leben. Wir kennen daher auch nicht den Begriff des „Germanisierens". Die geistige Mentalität des vergangenen Jahrhunderts, aus der man glaubte, vielleicht aus Polen oder Franzosen Deutsche machen zu können, ist uns genau so fremd, wie wir uns leidenschaftlich gegen jeden umgekehrten Versuch wenden."

Dieses Kanzlerwort klärt vieles und wird vom gesamten Auslanddeutschtum dankbar begrüßt. Es wird, so glauben und hoffen wir, wichtigstes Instrument zur Lösung des europäischen Nationalitätenproblems, zur Neugestaltung der Beziehungen von Volk zu Volk werden.

Freilich, die Judenfrage ist mit diesem Kanzlerwort nicht geklärt worden, sollte es fraglos auch nicht. Die Judenfrage läßt sich nicht auf so klare Formeln des Volkstums bringen, vor allem nicht einseitig allein von der Staatsführung her. Ist daraus zu folgern, daß der Rassenkampf rechtlich gesehen so stabilisiert werden soll, wie er eben steht? Das kann kaum angenommen werden. Es ist schwierig, an Revolutionen Maßstäbe anzulegen, die für den politisch ruhigen Alltag zweckmäßig erscheinen. Welche Rechtsformen für die Distanzierung vom Judentum einerseits und für die Zubilligung eigenrechtlicher Lebensformen auf der anderen Seite die weitere Entwicklung mit sich bringen wird, ist im Augenblick noch nicht zu übersehen. Desgleichen ist wohl die Frage noch offen, ob nicht ein Differenzierungsprozeß in der Einstellung zu den doch keineswegs auf einen gemeinsamen Nenner zu bringenden verschiedenen Gruppen der Juden Deutschlands unausbleiblich ist. Die Zahl der seit 1918 zugezogenen Juden dürfte eine nicht unerhebliche sein. Die Rolle, die sie im Nachkriegsdeutschland gespielt haben, war eine verhängnisvolle. Sollen alteingesessene Familien ihnen gleichgestellt werden?

Eine andere Frage muß auch ihre Beurteilung finden, und zwar von beiden Seiten her: ist die Rückentwicklung der Juden in ein Volksjudentum Ziel und Absicht, ist sie durchführbar und auch jüdischerseits erwünscht? Oestlich der deutschen Reichsgrenzen liegt das Problem einfacher. Den auslanddeutschen Volksgruppen in ihrer Mehrzahl ist es stets möglich gewesen, gegenüber dem Judentum eine weit größere Distanz zu wahren als im Reich. Das liegt daran, daß die Juden des europäischen Völkermischgürtels östlich und südöstlich Deutschlands in stärkerem Maße Volksjuden waren und es auch heute noch sind. Die bestehende Distanz ermöglichte es aber auch, diejenigen Menschen jüdischen Blutes, die in das Deutschtum aufgenommen worden sind — ihre Zahl ist zumeist viel geringer als im Reich — so restlos in die deutsche Volksgemeinschaft einzubeziehen, daß ein Zurückkommen auf ihre jüdische Herkunft sich nicht zuletzt zur Aufrechterhaltung der Distanz gegenüber dem anderen Judentum verbietet. Während im Reich der Taufe meist nur der Sinn eines formalen Aktes beigemessen wird, bedeutet sie draußen völlige Loslösung des Juden von seinem Volkstum. Das gilt besonders für die Donauländer, wo das Konnubium mit den Juden äußerst selten ist; ebenso für die Tschechoslowakei, Polen und noch weiter nördlich für die baltischen Staaten. Es ist ein günstiger Umstand, daß das Problem dort ein gesellschaftliches ist, jedenfalls für das Auslanddeutschtum; es ist daher leichter zu lösen.

Es ist den Auslanddeutschen vielfach unverständlicher und schmerzlicher gewesen als den Reichsdeutschen, daß in vergangenen Zeiten eine gewisse Art von Juden in Deutschland sich so stark in das Rampenlicht politischer und wirtschaftlicher Geltung bringen konnte. Das Verständnis für die Notwendigkeit einer Reinigungsaktion im Sinne der radikalen Zustandsverschiebung von der Demokratie zum nationalsozialistischen Staat war somit ohne weiteres gegeben. Doch wie soll die Dauerlösung sich gestalten?

Der deutschnationale Abgeordnete Professor v. Freytagh-Loringhoven schlug in einer Unterredung mit einem Vertreter der „Wiener Neuesten Nachrichten" die Bewilligung einer Kulturautonomie für die Juden vor. Dr. Max Hildebert Boehm stellt den Juden im Zusammenhang mit deren Bestrebungen, die Judenfrage als eine Minderheitenfrage zu behandeln, die Frage: „Könnt und wollt ihr euch als eine Volksgruppe eigenen Stammes und eigener Art vom deutschen Volke trennen? Sucht ihr tragbare Formen, um im Deutschen Reich eurem vom unsrigen verschiedenen Volkstum artgerecht und traditionsgetreu leben zu können?"[6])

Das Berliner zionistische Blatt „Jüdische Rundschau", das auf dem Boden des Baseler Programms steht, gibt auf die Frage eine bejahende Antwort:[7])

> „Für die meisten deutschen Juden, die in der Assimilations-Ideologie aufgewachsen sind, ist die Problemstellung neu. Wir hoffen, daß die zuständigen Instanzen des deutschen Judentums sich endlich doch mit dieser zentralen Frage beschäftigen und von sich aus die Initiative ergreifen werden. (Vorläufig ist davon wenig zu merken.) Was uns betrifft, so möchten wir zum ersten Teil von Boehms Frage folgendes bemerken: Es hängt heute nicht mehr von den Juden ab, ob sie sich als eigene Volksgruppe fühlen wollen oder nicht; sie sind tatsächlich bereits aus dem deutschen Volk ausgegliedert, und da sie nicht alle auswandern können, da sie mit Deutschland verwachsen sind und in diesem Staate leben wollen, so muß für sie als Staatsbürger eine neue Lebensform gefunden werden. Obwohl also die Anhänger des Assimilationsjudentums anders denken mögen als wir, bleibt auch ihnen heute nichts übrig, als auf dem Gegebenen neu aufzubauen. Da dies so liegt, glauben wir die zweite Frage bejahen zu können: Wir wollen eine ehrliche Auseinandersetzung, auf Grund deren das Zusammenleben zwischen Juden und Nichtjuden wieder erträglich wird. Daß es so, wie es jetzt ist, nicht weiter gehen kann, verstehen Nichtjuden ebenso wie Juden. Im Rahmen einer solchen Lösung wird es möglich sein, die Juden in ihrer eigenen Sphäre zu verwurzeln. Es ließe sich ein Weg finden, die jüdische Frage, die heute von größter Tragweite für Deutschland ist, in einer ihrer Eigenart entsprechenden neuen Form zu regeln und damit viel Konfliktstoff zu beseitigen. Nach einer bereits vorhandenen Schablone wird man dabei um so weniger verfahren können, als auch das Problem einen Sonderfall darstellt."

Wenn wir uns auch darüber nicht im Unklaren sein dürfen, daß der Rassenkampf im Reich von einer Reihe schwieriger außenpolitischer Auswirkungen begleitet ist und insbesondere auch die Kampfesposition des Auslanddeutschtums vielfach berührt, so wäre es doch nicht angebracht, seine Lösung unter den Gesichtspunkt auslanddeutscher Probleme zu stellen. Der Weg, den die „Jüdische Rundschau" aus der geschaffenen Situation sucht, ist e i n Weg. Es fragt sich, ob dieser Weg allein beschritten werden kann und ob nicht die Gedanken, die in rassischer Hinsicht in dem neuen Bauernrecht zum Ausdruck gekommen sind, verallgemeinert werden könnten.

Die Auslanddeutschen würden es überdies verstehen, wenn das neue Deutschland als S t a a t in seinen neuen kraftvollen Lebensformen die Distanzierung gegenüber dem Judentum allein durch die Kraftquelle des wiederhergestellten Nationalbewußtseins als genügend sichergestellt ansehen würde.

[6]) Dr. M. H. Boehm, „Minderheiten, Judenfrage und das neue Deutschland", „Der Ring", Heft 17, vom 28. April 1933.

[7]) Nr. 38, vom 12. Mai 1933.

Georg Schmidt-Rohr

Sprache oder Volkstum? — Sprache und Volkstum!

Die Ausführungen des Verfassers unterstreichen eindringlich, eine wie wirksame Waffe gerade in der heutigen Zeit der Volkstumsgedanke auch im außenpolitischen Kampfe bedeutet. Die Franzosen jedenfalls haben diese „Gefahr" klar erkannt. Der „Mercure de France" warnt in einer Besprechung nachdrücklich vor dem Buche des Verfassers: „Die Sprache als Bildnerin der Völker" mit folgenden Worten: „Comme ‚arme de la Pensée allemande', c'est un obus du plus gros calibre."

Die Schriftleitung.

Es erscheint unmittelbar deutlich und ist oft genug in schönen Worten ausgesprochen worden, daß die Völker verschieden sind, verschieden in ihrer Geistigkeit und Seelenart, in ihrem „seelischen Antlitz". Und diese Verschiedenheit ist oft in Beziehung gesetzt worden zu Verschiedenheiten ihrer Sprachen.

Die Tatsache, daß überhaupt eine geistig-seelische Verschiedenheit der Volkstümer und eine entsprechende Verschiedenheit der Sprachen besteht, kann vernünftigerweise gar nicht bestritten werden. Sie findet ihren Ausdruck etwa in der Erklärung, zu der Dr. Wilhelm Leyhausen vom Reichsminister Dr. Goebbels ermächtigt wurde, daß die Reichsregierung die beteiligten Nationen zu einem Wettkampf des Geistes bei Gelegenheit der nächsten olympischen Spiele einlädt: „Darum schlägt die deutsche Reichsregierung als geistiges Kampfgebiet den Bezirk des unveräußerlichen Besitztums einer jeden Nation der Erde vor: die S p r a c h e."

Mit dieser Anerkennung der hohen Bedeutung der Sprache bleibt die Reichsregierung gewiß in den besten deutschen geistigen Ueberlieferungen. Von Herder und Fichte und Wilh. v. Humboldt ist das mütterliche Amt der Sprache bei der Volkwerdung in so vollendeter Weise gezeigt worden wie nie von Denkern anderer Völker. Und doch wurde in den letzten Jahrzehnten die nationale Bedeutsamkeit von Sprachfragen vergessen. Das Wissen um diese Dinge entschwand sehr zum nationalen Schaden dem allgemeinen Bewußtsein. So ist heute die von Herder und Humboldt so nachdrücklich widerlegte irrtümliche Ansicht sehr geläufig geworden, daß aus der Besonderheit des Geistes und der Seele der Völker erst die Besonderheit ihrer Sprache erwächst. Genau das Gegenteil ist der Fall, so unglaubhaft es für uns zunächst klingen muß. Es ist in Wahrheit so, wie es der größte deutsche Seher, wie es schon Fichte gefaßt hat, daß die Völker weit mehr von den Sprachen als die Sprachen von den Völkern geschaffen werden.

Die Richtigkeit dieser uns heute leicht unmittelbar als falsch erscheinenden Anschauung Fichtes, die vor allem von Wilhelm von Humboldt in klassische Worte gebracht wurde, habe ich in einem bei Eugen Diederichs erschienenen Buche „Die Sprache als Bildnerin der Völker" zu erweisen gesucht. Hier gestattet der Raum nur, es in großen Linien anzudeuten, wie die Herder-Fichte-Humboldtsche Anschauung zu rechtfertigen ist, daß sich in den Sprachen nicht nur die geistig-seelische Verschiedenheit der Völker ausdrückt, sondern daß diese geistig-seelische Sonderart der Völker durch die Sprachen erst wesentlich mitbedingt ist. All wir einzelnen werden unserer inneren Artung nach Deutsche vor allem durch unsere deutsche Sprache. Es ist nicht das Gegenteil der Fall, wir müssen nicht etwa schon deutsch sprechen, weil wir nach unserer inneren Veranlagung, die unabhängig von der Sprache ist, schon Deutsche sind.

Welches ist nun wesentlich, grundsätzlich die Art der Verschiedenheit unterschiedlicher Sprachen? — Es leuchtet ein, daß die Verschiedenheit der Lautkörper, der Klänge, des Sprachbaues, die einem flüchtigen Blick unmittelbar als die Hauptverschiedenheit erscheint, für die Besonderheit der Denkweisen in den Sprachen ganz und gar unwesentlich ist. Es kann auf genau den gleichen Weltgegenstand hingewiesen sein, ob ich dazu auch verschiedene Lautsymbole wähle, ob ich ihn nun sky, ciel oder Himmel nenne, ob ich einen Menschen als happy, heureux oder glücklich beschreibe. Der Lautkörper, der als Zeichen, als Symbol steht, ist jedesmal willkürlich zufällig. Es ist an und für sich bedeutungslos, daß gerade diese bestimmten Laute zu einem Klangkörper zusammengestellt sind, der Träger von Sinngehalten ist. Ja, auch die so auffälligen syntaktisch-bautümlichen Eigenheiten der Sprachen sind in dieser Beziehung wenig bedeutsam.

So gleichgültig und unwesentlich von einem charakterkundlichen Gesichtspunkt aus die sich so unmittelbar aufdrängende Verschiedenheit der Lautkörper verschiedener Sprachen ist, so bedeutsam und wesentlich ist es, daß mit diesen Worten nur scheinbar Gleiches gesagt wird, daß die scheinbar gleichbedeutenden Wörter verschiedener Sprachen immer und aus einem allgemeinen Gesetz sprachlicher Begriffsbildung die einzelne Welterscheinung auf unterschiedliche ihrer Eigenschaften hin beurteilen und benennen.

Das machen wir uns am besten an Beispielen aus einer Sprache klar. Diesen selben Menschen hier vor mir kann ich Maurer nennen, oder auch Vater. Ich kann auch von ihm als von einem Deutschen sprechen, oder von einem Mann, oder einem Helden, oder einem Berliner, oder einem Nazi. — Es ist jedesmal ganz der gleiche Mann gemeint, aber jedesmal ist er auf eine besondere Auswahl von Eigenschaften hin beurteilt. Auf besondere seiner Fähigkeiten hin ist er Radfahrer. Auf sein Verwandtschaftsverhältnis zu jenem blonden Jungen hin ist er Vater. Und diese Grundbeziehung, daß die gleiche Sache gemeint ist, daß sie aber auf verschiedene, unterschiedliche Eigenschaften hin benannt und beurteilt ist, kehrt nun immer wieder, wenn wir zwei, wie es scheint, gleichbedeutende Wörter verschiedener Sprachen betrachten. Indem ein Engländer, ein Franzose, ein Deutscher das gleiche spielende Kind happy, heureux, glücklich nennen, sehen sie das Kind wohl unter einem ähnlichen Gesichtswinkel, aber doch immer noch in verschiedener Weise, in verschiedener Werteinschätzung, in einer Einschätzung, die verschieden ist um die nationale Besonderheit der Sprachvölker. Wörter wie sky, ciel, Himmel; peace, paix, Friede bezeichnen zwar immer wieder genau die gleichen Weltgegebenheiten, aber sie bedeuten etwas Verschiedenes, sie deuten diese Weltgegebenheiten in verschiedener Weise, sie enthalten immer schon eine besondere, einem Volke eigentümliche, von Menschen vorgenommene Stellungnahme und Beurteilung dieser Weltbefunde. Es ist nicht so, daß der einzelne sprechende Mensch zu einem von ihm selbst geformten, selbst erschauten oder von den Blutseltern ererbten Begriffsschatz von der Sprachgemeinschaft gewissermaßen nur die äußeren Lautkörper zu erwerben braucht, um sprechen und sich mitteilen zu können. Es ist vielmehr so, daß schon die Begriffe selbst, daß schon die Bauteile des Denkens und nicht nur die des Sprechens von der Sprachgemeinschaft übernommen werden, von dem Volk, in dem man aufwächst und sprechen und damit denken lernt. Und diese Begriffe müssen in der Form übernommen und verwandt werden, wie sie innerhalb unseres Volkes üblich ist.

Die Sprache ist daher die den einzelnen in eine Volkstumseigenart hineinerziehende Kraft, und sie ist eine die Gesamtheit der einzelnen in einen Volksgeist hineinformende Macht. Die bis in die letzten Tiefen unserer Menschlichkeit, unserer Menschhaftigkeit reichende, geistig-seelisch-charakterliche Besonderheit einer Menschengruppe, die wir als Träger eines Volkstums Volk nennen, ist wesentlich mitbedingt aus der Sprache.

Wird nicht unsere Deutschheit vom Blut her geformt?

Wenn wir uns auf unsere Deutschheit besinnen, uns unserer Deutschheit freuen, für unsere Deutschheit dankbar sind, dann danken wir gern unseren deutschen Ahnen, die so gewaltige Taten vollbrachten, die die Freiheit deutscher Staaten gegenüber dem Ansturm fremder Staaten bewahrten, die uns das Blut, das unsere Anlagen bestimmende Blut, in unseren Adern vererbten. Mit der besonderen Begabung des deutschen Blutes allein scheint schon die Gesamtheit aller Bedingungen für die Wesensdeutschheit unserer Sprache erkannt zu sein. Wir scheinen auf eine sehr viel tiefere Schicht bedingender Mächte zu weisen, wenn wir aus der Deutschheit unseres Blutes die Deutschartigkeit unserer Sprache und unseres Geistes erklären. Es scheint so ganz natürlich, daß sich aus der Deutschheit des Geblütes die Deutschheit des Gemütes in aller Selbstverständlichkeit ergibt.

Ich bin nicht vermessen genug zu glauben, daß ich hier in aller Kürze solche festen, allgemein bestehenden Ansichten und Vorurteile zu erschüttern vermöchte, die die geistige Luft dieses Jahrhunderts erfüllen. Die Sondergesetzlichkeit der geistigen Welt, die Sonderbedingungen des geistigen Lebens aus göttlicher Gnade werden noch zu oft nicht gesehen. Es ist heute schwer zu erkennen, daß allerdings das geistige Leben an das körperliche Leben gebunden ist, daß allerdings der in völkischen Entfaltungsweisen Form gewordene Geist erscheint auf Völkern als Daseinsmasse, auf Volkskörpern als Rassegemenge von bestimmter Begabung, daß sein Wesen aus diesen Blutbegabungen allerdings ganz entscheidend mitbestimmt ist, daß aber überdies das Wehen des Geistes in einem Reich jenseits der biologischen Gebundenheiten in unnachmeßbarem Ratschluß eine Sonderwelt, eine erst wahrhaft menschliche Welt menschlichen Freuens und Träumens und menschlichen Wahrheitsringens und menschlichen Gutseins und Zerknirschtseins und menschlicher Beseligung in immer volkstümlichen Formen baut. In der Geschichtswirklichkeit sind nur die Sprachtümer, die Volkstümer und nicht die blutlichen Rassen unmittelbar einheitliche Gruppengebilde solcher gleicher Geistigkeit und gleichen Seelentums.

Volk als Volkstum, als Sprachentum ist eine solche eigenständige, persönlichkeitliche Sonderformwerdung des Geistes mit Sonderschicksal und Sondersendung, diese geistige Art des Volkstums ist aber nicht schon eine biologisch einförmige Blutgattung eines besonderen, biologischen, blutlichen Züchtungsgesetzes. Das bunte Rassengemenge, als das sich jedes der europäischen Völker darstellt, ist Einheit nicht aus der Gleichförmigkeit irgendwelcher biologischer Merkmale, sondern Einheit erst durch die verbindende Macht der Sprache. Daran sei mit einem naheliegenden Beispiel erinnert:

Wie groß ist die Zahl der Menschen, deren Eltern Deutsche waren, Menschen deutschen Blutes, und die nicht nur Tschechen, Franzosen, Ungarn, Polen wurden, ja, die als Tschechen, Franzosen, Ungarn, Polen sich als besonders erbitterte Feinde und Bekämpfer des Deutschtums auszeichneten. Die Stimme ihres Blutes beriet sie nicht, diese erschütternd vielen Feinde des Deutschtums, die von deutschen Vätern gezeugt, von deutschen Müttern geboren wurden.

Sind ferner die Deutschen, die Millionen von Deutschen, die erst in den letzten Jahrhunderten Deutsche wurden, aus Polen, Tschechen, Italienern, Franzosen, Holländern, Dänen zu Deutschen wurden, etwa schlechtere Deutsche, weil ihre Blutsvorfahren in einer jüngeren Schicht in das deutsche Volk als eine geistig-kulturelle Gruppe hineinkamen als die Blutsvorfahren älterer Schichten?

Unser Geschlecht hat viel Ursache, diesen Gedanken, wieweit Volkstum mit dem Blut gegeben ist, wieweit unsere Deutschheit von der Sprache, vom Form gewordenen Geist her bestimmt ist, in aller Unvoreingenommenheit zu prüfen. Es ist geradezu von

Schicksalbedeutsamkeit für das deutsche Volk, daß es zu größerer Klarheit in gerade dieser Frage vordringt und daß es alle volksschädlichen Wahnvorstellungen auch im Denken der breiten Massen recht bald überwindet. Die Klarheit über die Frage, was ist ein Volk? ist deswegen so wichtig, weil von der Art der Antwort auf diese Frage nach dem Wesen auch die Antwort auf die politische Tagesfrage abhängt: Was sollen wir tun? welches sind die Verpflichtungen des einzelnen gegenüber seinem Volk? Wie behaupten sich die Ansprüche meines Volkes an mich gegenüber den Ansprüchen des Staates, der Rasse, der Kirche, der Menschheit, des einzelpersönlichen Rechtes auf Leben und Genuß?

Nicht Sprache oder Rasse formen das Volkstum, sondern Sprache und Rasse

Wenn es mir nun auch scheint, als sei die allzu alltägliche und zu dienerhafte Sprache sehr oft in ihrer Bedeutsamkeit für die Volksformung bisher nicht voll erkannt worden, so wäre es natürlich eine verhängnisvolle Einseitigkeit, zu behaupten, die Sprache sei allein die Macht, aus der erst die Besonderheit und Persönlichkeitsprägung eines Volkstums erwachsen. Sprache und Rasse sind nicht Größen auf der gleichen Ebene, und es ist unsinnig, etwa messen zu wollen, wieviel Prozent am Endergebnis der Volksformung jeder der beiden Mächte zukommt. Denn selbstverständlich ist die Sprache als geistiger Gesamtbesitz eines durch viele Geschlechter reichenden Volkstums abhängig von der Bluts- und Rassebegabung besonders begnadeter Einzelner und der Untergruppen reiner und gemischter Rassen, aus denen sich das Volk zusammensetzt. Aus diesem Grunde ist es durchaus notwendig, daß man unser Volk gegen zu starke Ueberfremdung durch schädliches Blut zu schützen sucht, soweit es mit Sicherheit zu einer Verminderung der völkischen Leistungen führt. Aus diesem Grunde sollen die wertvollsten Blutstämme mit besonderem Eifer gepflegt werden.

Ueberdies ist aber die Blutverschiedenheit der Rassen im Volk als eine Tatsache anzuerkennen, die uns keine Beklemmungen zu geben braucht, auf der im Gegenteil erst die kulturelle Fruchtbarkeit eines Volkstums beruht. Die Zusammenarbeit verschiedener Anlagen in einer durch gleiche Sprache gleichförmigen geistigen Welt führt erst zu den wahrhaft großen Gemeinschaftsleistungen. Der einzelne, gleichgültig welchen Blutes er ist, wird durch den Gesamtschatz des in Jahrhunderten von einem bunten Rassegemenge gestalteten objektivierten Geist gestaltet, wenn er in dieser Sprache die Welt erleben lernt. Er wird so auch von Rassen mitgeformt, die seinem eigenen Blut fremd sind. Um innerhalb seiner Sprachgemeinschaft sprechen zu können, muß er auf die Denkformen dieser ihren Rasseanlagen nach uneinheitlichen im Geistigen aber einheitlichen Art eingestellt sein, deren Einheit über die gleichen Sprachbegriffe geschaffen wird. Andernfalls würde er gar nicht verstanden.

Dieses Anerkennen von geistigen Mächten als objektiven Größen fällt vielen schwer, nachdem ein Jahrhundert höchster Leistungen der Naturwissenschaft uns fast zu dem materialistischen Hochmut verführt hat, wir müßten nur die Leistungen unserer Mikroskope vergrößern, dann würden wir schließlich die Verschiedenheit der Ideenwelt verschiedener Völker als Verschiedenheit ihrer Gehirnzellen erkennen. Aus solcher Ueberschätzung der biologischen Gegebenheiten wurde in Deutschland ein Rassewahn als Nationalbewußtseinsersatz geboren, der die Kräfte des Volkstums lähmt, weil er ihre Energien irreleitet, ja weil er dem kämpfenden Volkstum in den Rücken fällt.

Der Rassewahn fällt unserem Volk gegenüber der harten deutschen Wirklichkeit in den Rücken, da der Kampf um die Erhaltung unseres Volkstums ja wesentlich ein Kampf um die Erhaltung deutscher Sprache ist. Wer Volkstumserhaltung erstrebt, muß

praktisch daran arbeiten, indem er es festzustellen sucht, daß in den Bedrohungsgebieten deutsch sprechende Eltern deutsch sprechende Kinder aufzuziehen vermögen.

Wenn gewisse Maßnahmen der Reichsregierung von arischer Rasse sprechen, so ist damit augenscheinlich nicht die hier immer in Rede stehende biologische Rasseauffassung gemeint, die zur schädlichen nationalen Zerspaltung des deutschen Volkes führt. Denn „arische Rasse" — zu der auch Italiener und Engländer gehören — ist ja deutlich wesentlich nur eine Sprachrasse. Zu den „arischen" Völkern gehören tiefschwarzhaarige gelbhäutige Inder, blonde Schweden, mongoloide Russen.

Und in gleicher Weise arische Deutsche — wie etwa Hindenburg und Hitler, Bismarck und Goebbels, Goethe und Göring — gehören doch ganz unmittelbar deutlich zu verschiedenen biologischen Rassetypen. Es ist höchst wünschenswert, daß die Reichsregierung auch weiterhin bei ihrem Verfahren bleibt, daß sie den volkszerspaltenden biologischen Rassenationalismus, der uns nicht vorwärts bringt, nicht zur Herrschaft gelangen läßt, daß sie auch in der Judenfrage dem richtigsten und volksdienlichsten Standpunkt zur Geltung verhilft, so daß die volkswissenschaftliche Einsicht und das nationale Verantwortungsgefühl des heutigen Geschlechtes vor der ganzen deutschen Geschichte in Ehren bestehen können. Der Nachdruck, mit dem heute rassehygienische Fragen angepackt werden, ist über die Maßen erfreulich. Möchte es ein günstiges Symbol sein, daß gerade jetzt Eugen Fischer zum Rektor der größten deutschen Universität gewählt wurde.

Volkstumskampf ist Sprachkampf

Kampf für ein Volkstum ist nicht Kampf für eine blutlich einheitliche Menschengruppe, auch nicht von vornherein Kampf für einen bestimmten Staat mit einer bestimmten Staatsform, sondern Kampf für eine geistig-seelische Art, ist Werbung von neuem Verbreitungsgebiet für eine Sprache, ist Kampf zumeist für die Erhaltung der Sprache als der Kraft, die dem Denken und dem Fühlen eine von geistigen Vätern bestimmte Ordnung und Richtung gibt. Kampf für ein Volkstum ist an sehr vielen Stellen der Erde Kampf für die freie Entfaltung eines Volkes im geistigen Raum seiner Sprache, Kampf wie wir ihn in aller Deutlichkeit als Schicksal dieser Stunde erleben. Der Volkstum schaffende Raum der deutschen Sprache reicht gewiß an vielen Stellen der Erde hinein in fremdsprachliche Gebiete, indem er dort teils Menschen mit Deutschbewußtsein erfüllt, die es erst noch als Aufgabe vor sich sehen, ein vollkommeneres Deutsch zu erlernen, oder aber die bei aller Andersſprachigkeit aus politischen Schicksalen und aus den geschichtlichen Schicksalen ihrer Familien sich doch dem Deutschtum verpflichtet fühlen. Selbstverständlich ist das deutsche Volk als Willensgruppe, als Nation die wesentliche Sorge der Betreuungsarbeit aller Deutschtumsverbände. Hier gilt, daß deutsch ist, wer sich zum Deutschtum bekennt.

Aber bei alledem dürfen wir nicht vergessen, wie sehr die deutsche Sprache das große Schatzhaus des deutschen Geistes ist. Und daraus wächst eine große, uns heute so bitter nötige Kraft. Wenn wir den Kampf für das deutsche Volkstum wirksam führen wollen, müssen wir Deutschen im Reich und wir Deutschen überall auf Erden uns in der rechten Weise auf die deutsche Sprache als die Mutter unseres Seelentums besinnen.

Wir müssen alle von einem klareren und deutlicheren Wissen durchlebt werden, welch heiligen seelenformenden Amtes die Sprache waltet.

Nur wenn das ganze Volk von solchem Wissen durchdrungen ist, das die geläufige Scheinansicht überwunden hat, als sei die Sprache nur ein bloßes Gerät, ein bloßes Mitteilungsmittel, nur wenn es die Bindung der deutschen Geistigkeit in die deutsche Sprache tiefer versteht, wird sich die volle völkische Kraft mit allem Nachdruck hinter

jene deutschen Brüder stellen, die in ihrem Sprachentum bedroht sind, die in den mannigfaltigsten Formen um ihr Erbe seelischer Verbundenheit mit uns gebracht werden sollen.

Noch ist solches Wissen um die Sprache nur der Besitz weniger. Den Deutschen im Reich ist kaum eine Ahnung aufgedämmert über die nationalpolitische Bedeutung von Sprachfragen; ja, oft genug haben sogar die Deutschen in den Gebieten ärgster Bedrohung falsche Ansichten. Man hört von Deutschen in Ungarn, im Elsaß, in Nordamerika immer wieder die verhängnisvoll irrtümliche Meinung, daß sie sagen, es wäre gar nicht so tragisch zu nehmen, wenn sie dem Druck von Fremdsprachen nachgäben. Sie sagen beteuernd und sich entschuldigend, sie sprächen zwar englisch, ungarisch, französisch, aber ihr deutsches Herz ließen sie sich nicht aus dem Leibe reißen. Wir wollen ihnen die Ehrlichkeit ihrer Beteuerung wohl glauben, aber sie gilt höchstens für ein Uebergangsgeschlecht, das die Fremdsprache als Zweitsprache lernt. Sie gilt nur unter besonderen Bedingungen. Auch diesen Sonderfällen gegenüber wollen wir nicht vergessen, daß die deutsche Sprache behauptet werden muß, wo immer und in welchen Formen sie angegriffen wird.

Diese Aufgabe des Erkennens, nach welchen Methoden sich am besten für die Spracherhaltung arbeiten läßt, stellt der Wissenschaft ganz neue Aufgaben, die bisher von unseren beamteten Sprachforschern überhaupt kaum geahnt worden sind. Denn die Sprachbedrohung äußert sich in so mannigfaltigen Formen, daß dieselben Maßnahmen der Gegenwirkung, die an der einen Stelle Erfolg bringen, am anderen Ort bestimmt schädlich sein müssen. Von besonderer Bedeutung ist es etwa, in welchen Formen zwei um Bevölkerungsmasse werbende Sprachen sich gegenüberstehen, ob Hochsprache gegen Hochsprache steht, ob Mundart gegen Mundart oder Mundart gegen Hochsprache. Das Kampfgesetz muß in jedem Fall ein anderes sein. Hier liegen praktische Aufgaben, die überhaupt nur nach gründlicher und richtiger Besinnung, nach wissenschaftlicher Durchforschung gelöst werden können. Leider ist es heute so, daß auf tausend Lehrer, die uns höchstgelehrte Theorien entwickeln können, wie wir es anzustellen haben, um fremde Sprachen zu erlernen, nur ganz wenige kommen, die um die Grammatik und Methodenlehre der Spracherhaltung unserer Muttersprache wüßten. Die Männer, die sich bisher um solche Dinge gemüht haben, — ich nenne hier Heinz Kloß vom deutschen Auslandsinstitut, Franz Thierfelder von der deutschen Akademie, Max Hildebert Boehm — sind Außenseiter des wissenschaftlichen Betriebes.

Die wesentlichste aller Aufgaben aber bleibt, dafür zu sorgen, daß ein neues und tieferes Wissen um die Grundbeziehung zwischen Sprache und Volkstum wirklich Allgemeinbesitz wird. Wir müssen wieder zurückfinden zu Fichte. Er, der schon einmal sein Volk aus tiefer Erniedrigung riß, hat auch den Heutigen noch viel zu sagen. Fichte hat Italien geeinigt, indem er Mazzini das geistige Werkzeug für sein Wirken lieferte. Fichte war der Lehrer Grundtwigs, der den Dänen erst ihr völkisches Selbstbewußtsein gab. Auf Fichtes Arbeit beruht es, daß die slawischen Kleinvölker Eigenstaatlichkeit suchten und fanden. Auf Fichtes Gedankengut beruht der fanatische nationale Wille, der das deutsche Volk heute im europäischen Osten und Südosten so nachdrücklich bekämpft. Wir selbst aber haben Fichte vergessen. Das Bismarckche Reich hat die Kräfte in uns erlahmen lassen, die in den anderen Völkern so gewaltig wuchsen. Wir haben uns von Fichte abgewandt und uns anderen geistigen Ahnen, Darwin, Gobineau, H. St. Chamberlain und ihren Nachfolgern anvertraut.

Es gibt auf der ganzen Welt keine so große Gruppe sprachlicher Minderheiten wie die deutsche. Es ist keine Gruppe sprachlicher Minderheiten so bedroht wie die deutsche, weil der Wille zur deutschen Sprache bei den Deutschen in Amerika, in Polen, in Dänemark, in Frankreich schwächer ist als der sprachliche Selbstbehauptungswille der Fremdvölker, mit denen diese Deutschen zu tun haben.

Erst aus dem Wissen, wie wir der Sprache für unser Deutschsein verpflichtet sind, wird in uns der unbeugsame Wille aufbrechen, unseren Pflichten gegenüber der Sprache und gegenüber den Brüdern in Sprachnot auch in Mühen und Opfern zu genügen. Und diese Brüder selbst, an die sich immer wieder die Versuchung heranschleicht, sich durch Aufgabe der deutschen Sprache Vorteile aller Art zu sichern, werden nur dann in ihrem Volkstum festgehalten werden, wenn ihnen vom deutschen Kernvolk her das sichere Wissen entgegenweht, daß sie in der Sprache ihr Volkstum selbst hüten, daß sie mit der Sprache ihr Volkstum selbst verlieren, daß sie um der Sprache willen unsere Volksbrüder sind. Das heilige Reich der Deutschen, für das Bismarck nur eine Zwischenlösung fand, wird erst vollendet, wenn die geistigen Führer, wenn das ganze deutsche Volk zurückfindet zur Volkslehre seiner großen Genien, die von den Gestrigen so schmählich verraten und vergessen wurde. Wir müssen darum überall, wo deutsche Menschen wohnen, durch die Gassen laufen und in feurigen Zungen predigen, was die Muttersprache uns bedeutet. Die deutsche Sprache ist die Mutter unserer Deutschheit — und seiner Mutter soll man die Treue wahren.

Louis v. Kohl

Erkrankung des Staates

Geschichtliche Bedeutung der deutschen Nachkriegsrevolutionen

I

Nur die biologische Staatsauffassung ermöglicht die Stellung einer politischen Diagnose. Denn eine solche bedeutet ja (genau wie die medizinische) die Feststellung jener Kräfte, die durch eine Ueberspannung der Gegensätzlichkeit, die innerhalb eines Organismus vorhanden sein muß, zu einem Krankheitszustand führen. Im letzten Grunde ist jede Krankheit lediglich die Folge eines bedauerlichen Uebereifers bestimmter Zellengruppen, die eine für den Organismus gefährliche Verschiebung der normalen Arbeitsteilung hervorruft. Ihr Verlauf hängt deshalb davon ab, ob es möglich sein wird, zur rechten Zeit einen Ausgleich der Kräfte wieder herbeizuführen, der seinerseits die richtige Arbeitsteilung wieder herstellt und damit die Kontinuität der organischen Entwicklung sichert. Dabei spielt es theoretisch keine Rolle, ob die Ueberspannung durch das Wirken fremder Einflüsse im Organismus hervorgerufen oder durch ererbte Verhältnisse bedingt wird; nur wird der Heilungsprozeß natürlich verschieden sein müssen. Doch in beiden Fällen ist die Erkenntnis der biologischen Gesetze, die alle Wirksamkeit der organischen Kräfte bestimmen, die Voraussetzung jeder zuverlässigen Diagnose.

In diesem Sinne ist es möglich, die konstitutionelle Bedeutung historischer Ereignisse festzustellen. Denn ein Staat ist auch nichts anderes als eine organische, biologisch bedingte Lebensform eines jeweiligen Volkes innerhalb seines bestimmten geographischen Raumes. Diese beiden grundlegenden Kräfte, Volk und Raum, gestalten das Staatsleben. Aber auch sie wirken in Uebereinstimmung mit denselben biologischen Gesetzen, die in den pflanzlichen und tierischen Organismen tätig sind. Folglich müssen — nach dem Gesetz der Gegensätzlichkeit — im Staatsleben stets gewisse Gegensätze vorhanden sein, weil Neugestaltung nur durch das Spiel und Gegenspiel der Kräfte denkbar ist.

Aber diese Gegensätze müssen auf der anderen Seite innerhalb der durch das Gesetz der Affinität bestimmten Grenzen verbleiben, d. h. sie müssen den natürlichen Bedingungen des Raumes und der Volksart entsprechen. Wenn sie dieses nicht tun oder wenn fremde Kräfte wirken, die nicht in Uebereinstimmung mit den eigenen umgewertet werden können, müssen sie entweder gewaltsam vernichtet oder völlig ausgeschieden werden. Einen Zwischenstandpunkt gibt es in dieser Beziehung nicht. Ihr selbständiges Verbleiben innerhalb des staatlichen Organismus würde seinen Untergang bedeuten.

Aber im staatlichen Leben wirken auch andere biologische Gesetze. Vor allem das Gesetz der Arbeitsteilung und das damit eng verbundene Gesetz der Unterordnung. In der Gesellschaft entsprechen die sozialen Schichten den Zellengruppen des tierischen Organismus. Und auch sie haben — wie diese — bestimmte Funktionen auszuüben, die nur sie erfüllen können. Wenn infolge der Differenzierung des Staates neue Funktionen notwendig werden, findet zwangsläufig eine Spaltung der bisherigen gesellschaftlichen Zellengruppen statt. Es entstehen neue Gesellschaftsschichten, die nun die neuen Funktionen ausüben müssen. Aber diese neuen Schichten müssen sich — genau wie die alten — den Ansprüchen des Gesamtorganismus gemäß anderen Schichten unter- oder überordnen. Aehnlich wie im tierischen Organismus eine wildgewordene Zellengruppe wird im Staate eine größenwahnsinnige Schicht, die alle anderen — ohne Rücksicht auf den Zusammenhang der biologischen Funktionen — unterjocht, den Untergang des Staates oder zumindest eine gewaltsame Umwälzung herbeiführen. Die Geschichte aller Völker beweist uns dieses. In einem solchen Falle darf man zu Recht von einer Erkrankung des Staates sprechen, die nur geheilt werden kann, wenn man die wahren Ursachen der Erkrankung entfernt, nicht aber, wenn man sich nur mit der Unterdrückung oder Retuschierung der Symptome begnügt.

Die Staatsbiologie oder die Naturwissenschaft vom Staate ermöglicht es nun, eine solche Krankheit festzustellen. Aber um dieses tun zu können, genügt es nicht, daß wir nur im allgemeinen das Wirken der gesetzmäßig bedingten Kräfte bestimmen. Wir müssen auch die Historie dieses Organismus in Betracht ziehen. Denn jeder Staat hat seine eigene individuelle „Konstitution", d. h. seine eigene „psycho-physische Ganzheit" der Lebensformen, die durch besondere innere und äußere Bedingungen bestimmt wird. Und eine solche Staatsindividualität ist nur durch die Erforschung ihrer Entstehung methodologisch zu erfassen, da sie sowohl Ererbtes als Erworbenes enthält.

II

Wenn wir, von diesem Standpunkt aus, die Ereignisse der deutschen Gegenwart betrachten, werden diese eine unerwartete und bisher unerreichbare Klärung erhalten. Früher begnügte man sich damit, jede geschichtliche Begebenheit nach seiner subjektiven Einstellung zu werten. Wir waren stets gefühlsmäßig gebunden; unser eigenes Temperament, unsere Sympathien oder unsere Ressentimente, bestenfalls unsere Weltanschauung (wenn wir uns den Luxus einer solchen gestatten konnten) bestimmten für uns den Wert der historischen und politischen Ereignisse. Der Marxist betrachtet deshalb die Revolution von 1918 stolz als den ersten „Silberstreifen" der roten Zukunft und die nationale Erhebung als den Sieg schwärzester Reaktion; der nationaldenkende Mensch sieht seinerseits in der ersten Revolution nur das „Novemberverbrechen" und in der letzten die Morgenröte des neuen Reiches. Da sie beide ihr Urteil subjektiv färben, muß eine Verständigung unmöglich erscheinen. Die verschiedenen Gruppen des Volkes bleiben

deshalb im Herzen getrennt und stehen einander — wie bisher — fremd und leider auch feind gegenüber.

Wenn wir aber den Staat als den organischen Ausdruck der biologischen Kräfte des Raumes und des Volkes betrachten, wird es uns möglich, die Ereignisse objektiv zu beurteilen, also ohne daß unser Urteil durch Sympathien oder Antipathien gefärbt wird — genau wie der Arzt eine richtige Diagnose auch bei Menschen, die er persönlich nicht leiden kann, zu stellen und zu einem Resultat zu kommen vermag, das sowohl Freunde wie Feinde des Patienten als richtig erkennen. Denn es kommt für die naturwissenschaftliche Staatsbetrachtung ja nur darauf an, ob die natürlichen Kräfte in folgerichtiger Weise funktionieren, so wie sie in Uebereinstimmung mit den biologischen Gesetzen wirken müssen. Wenn sie dieses tun, ist der Staatsorganismus gesund, und das jeweilige Ereignis dient positiv der Zukunft. Wenn sie es nicht tun, ist der Organismus krank, und das Ereignis dient nur negativ der Zukunft, indem es eine Gegenwirkung der gesunden Organe auslöst.

Nach dieser Betrachtung müssen Revolutionen folglich entweder schädlich oder fördernd sein. Sie können ein Zeichen der Erkrankung oder aber auch eines der Gesundung sein. Genau wie ein Geschwür eine Abwehrmaßnahme des erkrankten tierischen Organismus darstellt, genau so kann eine Revolution wohl als ein Zeichen dafür aufgefaßt werden, daß Gesundes und Krankes in dem Staatskörper mit einander kämpfen — es hängt aber von ihrem Zusammenhang mit dem Gesamtorganismus und dessen Kontinuität ab, ob sie als Zeichen der Depression oder des Aufstieges aufgefaßt werden darf. Wenn eine Revolution die Kontinuität der historischen Entwicklung und die organische Arbeitsteilung zerbricht, dürfen wir sie als das erstere betrachten. Wenn sie die unterbrochene Verbindung wieder zusammenknüpft, ist sie ein Wahrzeichen der Heilung und des Aufstieges.

III

Die deutsche Geschichte enthüllt uns die Kontinuität in der Entwicklung des Volkes und des Raumes. Räumlich (horizontal) gesehen stellt sie eine ununterbrochene Kreislinie dar, die im Nordwesten (mit den Franken) begann, dann den Rhein entlang ging, bis sie nach unruhigem Hin- und Herpendeln im Südosten verlagert wurde, um schließlich nach dem Norden weiterzuschwanken, wo sie verblieb. Es war deshalb folgerichtig, daß das letzte Kaiserreich seinen Schwerpunkt im Norden hatte. Denn damit wurde der Kreis der horizontalen Entwicklung abgeschlossen — Deutschland hatte seinen natürlichen Raum gewonnen. Zeitlich (vertikal) sehen wir die Kontinuität als eine Wellenlinie, wo Aufstiegs- und Abstiegsperioden einander in fast regelmäßigem Rhythmus ablösen. Aber die Linie selbst weist ein ständiges Fortschreiten der völkischen Einheit aus, so wie die Kreislinie des räumlichen Strebens nach Einheit es tut. Doch immer wieder brachen fremde Kräfte über das deutsche Gebiet und in das deutsche Geistesleben hinein und zwangen das Volk zu ständigen Abwehrkämpfen, die jedoch stets von einem neuen höheren Aufstieg begleitet wurden. Diese Niedergangsepochen, in denen fremde Körper in den deutschen Organismus eindrangen, stellen wahre Krankheitsepochen dar, die so lange anhielten, bis eine innere Abwehrbewegung stark genug geworden war, um die Fremdkörper auszuschalten, zu vernichten oder der eigenen Art gemäß umzuwerten.

Die Zeit nach dem Kriege entspricht einer solchen Krankheitsperiode. Ihre Keime weisen in die Zeit Bismarcks zurück, und sie ist eng mit dem Aufstieg der Maschinen-

industrie verknüpft. Die Entstehung der Sozialdemokratie hatte damals ihre biologische Berechtigung durch die Not und die soziale Unterdrückung der Arbeiter. Aber dieses biologische Recht wurde allmählich zu einem Unrecht, teils infolge der Internationalisierung der Bewegung, teils durch die marxistische Lehre vom Klassenkampf und vom Arbeiterstaat und der daran unlöslich geknüpften „sozialen Revolution". Damit mischten sich zwei gefährliche und mit der Natur des deutschen Staates unvereinbare Momente in die Entwicklung. Jede Staatsform ist nämlich eng an Volk und Raum geknüpft. Sie hat ihre eigene Gesellschaftsbildung und ihr eigenes System der sozialen Unterordnung, die eine Folge der biologischen Arbeitsteilung der Schichten sein muß. Die Lehre vom Arbeiterstaat und vom internationalen Proletariat bedeutete theoretisch einen Bruch der historischen — und damit der biologischen — Kontinuität und bereitete praktisch die Novemberrevolution von 1918 vor. Als Bismarck die äußere Einheit des Reiches schuf und dadurch der inneren eine politische Grundlage verlieh, begann die Sozialdemokratie gleichzeitig das Volk zu einer dem nationalen, d. h. dem biologisch bedingten Staate feindlichen Gesinnung zu erziehen. Und dadurch legte sie den Grundstein zu einer Zersplitterung des deutschen Volkes, die unendlich viel schlimmer sein mußte als diejenigen, die durch den staatlichen Partikularismus oder durch die religiöse Trennung zwischen Katholiken und Protestanten verursacht wurden. Denn diese beiden waren schließlich Glieder der historischen Kontinuität; sie waren räumlich und blutmäßig begründet und haben ihre Aufgaben zu lösen gehabt. Aber die Zersplitterung des Volkes in Klassen, die in bewußter Feindschaft einander tödlich bekämpften, bedeutete einen Bruch dieser Kontinuität, deren innerster Sinn das Streben nach voller Einheit des Volkes und des Raumes war und ist.

Der Weltkrieg mußte zwangsläufig diese Gefahr enthüllen und zur Wirkung bringen. Denn die Feindmächte verstanden es klug, die allem Deutschtum, jedem Nationalstaat feindliche Ideologie des Internationalen Sozialismus und also auch die seiner deutschen Führer auszunutzen. Sie waren imstande, die richtigen Töne zu finden und die entwurzelten Seelen einzufangen. Trotz der wundervollen Tapferkeit, trotz der Vaterlandsliebe und der Treue von Millionen Arbeitern an der Front wurde die Partei als solche ein Instrument deutschfeindlicher Politik. In Weimar hätte sie noch die letzte und größte Möglichkeit gehabt, die gewaltigen und sich zur Entscheidung drängenden Probleme mit der gesamten Volksmehrheit zu lösen. Aber sie tat es nicht. Sie behielt die Macht, die Not und Elend ihr in die Hand gedrückt hatten. Sie behielt sie, obgleich sie infolge ihrer Ausbildung und ihrer Erziehung durch den internationalen Marxismus gar nicht imstande war, die inneren Notwendigkeiten des biologisch bedingten deutschen Staates zu erkennen oder zu begreifen. Deshalb mußte die Nachkriegszeit — ganz abgesehen von den Friedensbedingungen — zu einem ständigen Herabsinken des deutschen Volkes führen. Und es ist folglich auch völlig berechtigt, die Revolution von 1918 als ein Krankheitssymptom zu betrachten. Sie war tatsächlich eine Revolution der nationalen Depression. Sie bedeutet durch ihre Gesamttendenz, durch die Ideen, die sie trug, einen Bruch der biologischen Kontinuität. Sie war das Werk einer größenwahnsinnigen Zellengruppe, die Funktionen des Organismus übernahm, die ihr nicht zustanden; und sie verfälschte dadurch die normale Arbeitsteilung und die biologisch bedingte Unterordnung. Es lag auch in ihrem Wesen, daß sie den fremden Einflüssen freies Spiel nicht nur auf politischem, sondern auch auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet ließ. Es

ist eine tiefe und erschütternde Tragik des deutschen Arbeitertums, daß es an die Ideologie des Marxismus gebunden wurde, der nichts von der schicksalhaften Verknüpfung des Staates an Volk und Raum verstand und deshalb gar nicht begriff, daß er durch seinen Internationalismus den Ast absägte, auf dem der Arbeiter saß. Und doch darf man nicht vergessen, daß auch hier ein versöhnendes Moment vorhanden ist: ohne die Schwäche der marxistischen Machthaber wäre die nationale Erhebung nicht so schnell möglich geworden. So dienten selbst sie, wenn auch nur negativ (wie jeder Krankheitskeim es schließlich tut), der besseren Zukunft.

IV

Es ist ein Zeichen großer Gesundheit, daß das deutsche Volk imstande war, diese lange und schleichende Krankheit, trotz aller inneren und äußeren Widerstände, aus sich selbst heraus zu heilen. Es war aber auch biologisch (man kann auch sagen: geopolitisch) notwendig, daß die Abwehrzelle in Bayern entstand, das räumlich und geistig sowohl den ausländischen als den marxistischen Einflüssen am feindlichsten gegenüberstand. Damit hat Bayern alles gutgemacht, was es nach Ansicht vieler in der Vergangenheit gegen die deutsche Entwicklung verbrochen hatte — wenn man der Zwangsläufigkeit des historischen Geschehens gegenüber von Vergehen oder Schuld sprechen darf. Die staatsbiologische Auffassung muß diese Begriffe allerdings ablehnen.

Bei der Entstehung und in dem Verlauf einer Bewegung wirken die allgemeinen Gesetze des biologischen Lebens natürlich mit. Vor allem wird die Bewegung dem gesetzmäßigen Verhältnis zwischen Druck und Gegendruck unterworfen sein müssen. Je stärker die Not und die Demütigungen, die aus dem Versailler Vertrag folgten, empfunden wurden, um so stärker wurde also die nationale Abwehrbewegung. An sich wäre sie wahrscheinlich doch nie revolutionär geworden, da sie die natürlichen Wünsche eines jeden Deutschen enthielt oder ihnen, wenigstens zum Teil, in ihrem innersten Kern entsprach. Es war erst die gewalttätige Unterdrückung seitens der Machthaber, die ihre revolutionäre Stoßkraft bedingte. Aus einer Bewegung, die allgemein-national hätte sein können, wurde sie dadurch zu einer revolutionären Erhebung. Der Umstand, daß die Bewegung auf legalem Wege zur Macht kam, ändert an sich nichts an diesem Charakter. Man muß sich aber darüber klar sein, daß in diesem revolutionären Moment sowohl eine Stärke als eine Gefahr verborgen liegt. Die Stärke ist in der ungeheuren und leidenschaftlichen Stoßkraft zu finden, die einer wirklich revolutionären Bewegung stets eigentümlich ist und sein muß. Die Gefahr beruht aber darin, daß jede solche Bewegung auch nach dem Siege, geneigt ist, die besiegten Gegner — manchmal auch die Verbündeten — als Feinde zu betrachten, die vernichtet werden müssen, und dabei oft übersieht, daß man diese — oder richtiger: die gesunden Elemente unter ihnen — zur positiven Mitarbeit heranziehen muß, um sie in dieser Weise dem Staate dienen zu lassen. Wenn man dieses nicht tut, geschieht es sehr leicht, daß sich eine neue gegenrevolutionäre Gruppe bildet, die durch nur negative Opposition der biologischen Entwicklung entgegenarbeitet. An sich würde eine solche Behandlung des besiegten Gegners allerdings einen Widerspruch zum wahren Ziel der nationalen Revolution bedeuten.

Denn die ungeheure Bedeutung und die geschichtliche Größe dieser Revolution liegt ja eben darin, daß sie jenem heiligen Ziele entgegenstrebt, das der historischen Sehnsucht des deutschen Volkes entspricht. Daß sie jenen geheimen Sinn der deutschen Entwicklung erfüllen will, jene wunderbare Hoffnung, die im deutschen Wesen schlummert und die,

wie ein leise klingender Sang, uns aus der Tiefe der deutschen Volksseele aller Zeiten entgegenhallt: die Hoffnung auf eine deutsche Einheit.

Doch dieses Ziel kann nur erreicht werden, wenn alle Gruppen, alle Schichten und alle Stämme des Volkes mitarbeiten wollen und mitarbeiten dürfen. Denn die organische Einheit wird nicht durch Verbesserung der staatsrechtlichen Formen des Reiches allein erfüllt, wie bedeutungsvoll diese auch ist. Sie muß das Leben des Volkes selbst umfassen. Sie erfordert nicht nur eine Reichs-, sondern auch eine Volkseinheit, eine wirkliche Volksgemeinschaft. Die Marxisten bildeten sich ein, daß sie das Volk durch den Klassenkampf und die Arbeiterrevolution glücklich machen konnten und übersahen dabei, daß sie gegen die Natur selbst handelten, die im Organismus des Staates zum Ausdruck kommt. Sie zerrissen die natürliche Arbeitsordnung und schufen dadurch Krankheit und Verfall. Es ist aber das ungeheure Verdienst der nationalsozialistischen Partei, daß sie diesen Fehler erkannt hat und sie verstand, daß nur alle Schichten des Volkes gemeinsam, durch ihre freiwillige Mitarbeit, die wahre Volkseinheit schaffen können. Aber dieser gewaltige Gedanke — der völlig mit den biologischen Bedingungen übereinstimmt — wird nur zur Wirklichkeit werden können, wenn alle aufbauenden Kräfte des Volkes nicht nur mitarbeiten wollen, sondern es auch dürfen.

Die psychopolitische Möglichkeit einer solchen allgemeinen Zusammenarbeit ist durch die nationale Revolution unzweifelhaft gegeben worden. Denn — und hier liegt ein zweites geschichtliches Verdienst der letzten Erhebung — das nationale Bewußtsein des gesamten Volkes ist endlich wachgerüttelt worden. Das ganze Volk hat heute, aus tiefstem Gemüt, aus heißester Leidenschaft heraus erkannt (wenn auch nur gefühlsmäßig), daß alle Deutschen Volksgenossen sind. Daß sie an dasselbe Schicksal gebunden wurden und sich nimmer davon befreien können. Daß jeder von ihnen den anderen dasselbe Recht und dieselbe Möglichkeit geben muß, glücklich und gesund zu leben. Daß ein Volk also eine nationale und soziale Gemeinschaft ausmacht. Damit ist eine Grundlage geschaffen worden, von der aus die großen sozialen Probleme unserer Zeit im Sinne der biologischen Entwicklung und damit auch im nationalen Sinne gelöst werden können: nämlich durch eine organische Arbeitsteilung und eine natürliche Unterordnung der Volksschichten, die ebenfalls in Uebereinstimmung mit den Ansprüchen des Organismus sein muß. Diese Lösung kann aber nur auf freiwilligem Wege, nie durch Gewalt erreicht werden: sie muß nämlich innerlich, nicht nur äußerlich sein, und keine Gewalt vermag das Innere eines Menschen zu ändern. Nur freiwillig können sich Kapital und Arbeit, Katholizismus und Protestantismus, Handarbeit und Geistesarbeit in gemeinsamer Arbeit und gegenseitiger Unterordnung finden. Nicht durch den Sieg, nicht durch die gewaltsame Vorherrschaft einer Schicht oder einer Partei über alle anderen (so wie der Marxismus es glaubte), sondern durch freiwillige und willige Mitarbeit aller Volksgenossen wird jenes große Ziel erreicht, wonach die Deutschen seit Jahrhunderten strebten: die wahre Einheit des deutschen Volkes.

Die Möglichkeit dieser tiefen und innigen Volksgemeinschaft, mit der die Kontinuität der deutschen Entwicklung eng verknüpft ist, hat die nationale Revolution geschaffen. In diesem Sinne kann man sie folgerichtig als biologisch positiv bezeichnen. Sie ist somit ein Zeichen der kommenden Gesundung. Und sie dient dadurch dem deutschen Aufstieg, der für lange gesichert sein wird, wenn diese Möglichkeit sich allmählich in Wirklichkeit verwandelt.

Kurt Kluge

Die drei Gelehrten / Novelle

Ein ganzes Gotteshaus mit Schiff, Seitenschiffen, Turm und Glocke hatte sich Professor Gottlieb Köster nicht gekauft, aber immerhin ein Weinberghaus, dessen Keller im Mittelalter nachweislich die Krypta einer jetzt verschwundenen Kirche gewesen war. Das Häuschen lag auf der Höhe des Hügels hinter Meersburg und gewährte dem Professor für Kirchengeschichte eine so weite Aussicht, wie sie ihm die Wissenschaft vom Leben der christlichen Kirche nicht durchweg zur Verfügung stellen konnte.

In dieser Dämmerstunde verzichtete Köster auf jede Aussicht, ließ sich in der tiefen Fensternische seines Kellers behaglich auf eine altersschwarze geschnitzte Bank nieder, welche zweifellos das einstige Postament des Heiligen war, den man vor Zeiten hier verehrt hatte und sagte: „Wie angenehm ist es, besitzen zu dürfen, was ein Heiliger bestanden hat."

Das Abendlicht schien durch das kleine Kryptenfenster, Köster sah den Schein an den mit ungelenker Hand verputzten Gewölbekappen spielen und setzte kopfschüttelnd hinzu: „Meine ganze Besitzung hier oben ist eigentlich angewandte Kirchenhistorik." Er ahnte nicht, wie wahr er da gesprochen hatte. Köster glaubte zu wissen, wo er saß, aber er wußte es so wenig wie jeder andere Gelehrte, denn sein merkwürdiger Sitz war nicht nur ein Sockel, sondern zugleich ein Behälter. Daß er dies nicht sogleich erwog, mußte man ihm zum Vorwurf machen, und es wurde später viel darüber geschrieben. Die lange Reihe seiner Vorsassen bestand aus tüchtigen, trinkenden und rechnenden Weinbauern, und die brauchten beruflich nicht zu erwägen, ob der Sitz unter ihnen einen Gehalt habe. Aber ein Gelehrter muß wissen, daß die Dinge hohl sind und daß eben in dieser Hohlheit ihr Sinn steckt.

Der Sockel war in der Tat hohl, und auf seinem Grund lag ein Bündel beschriebenes Pergament. Dieses uralte Manuskript aber war die unvorstellbar kostbare zeitgenössische Abschrift einer Abhandlung des Antonius von Koma über die Idee von der unwiderstehlich wirkenden Gnade — eine Schrift über deren Inhalt die Wissenschaft wohl Vermutungen anstellte, die aber für verloren galt. Diesen Verlust bedauerten die Gelehrten um so tiefer, als in jenem Antonius mit Recht der Vater des Einsiedlerlebens vermutet wurde.

Nun war gerade die Untersuchung des Eremitentums der Inhalt des Kösterschen Forscherdaseins, und die Tatsache, daß der Meister auf dem saß, was er suchte, braucht niemand zu befremden — ist dies doch die Regel, und nur die großartige Organisation der Wissenschaft verhindert, daß die Völker nicht auf dem Wissen sitzen, ohne es zu merken.

Köster merkte etwas. Er hob die Nase und strich seinen Bart, er bewegte die Nasenspitze und prüfte die Luft in der Krypta: roch es nicht eben nach Eselshaut? Nein, er hatte sich getäuscht — es schwebte nur beträchtlicher Weinduft in seinem Keller. Beruhigt erhob er sich, klopfte einem Faß auf den Bauch und sagte: „Köster, glaube mir, dieses Gewölbe ist voll von Geist. Aber ich werde ihn, so Gott will, genehmigen."

Er erhob sich, stieg die Steintreppe hinauf und öffnete die Tür. Meersburger Keller führen nicht auf gewöhnliche Hausflure, sondern ohne weitere Umstände

ins Freie. Professor Köster trat aus seiner Krypta heraus und stand geblendet still. Vor ihm strahlte tiefgrün Weinstock neben Weinstock, und der Hügel, der diese Pracht trug, senkte sich zart gewölbt nach der Stadt hinab, von der nur ein paar graue Dachfirste über das Blattwerk ragten. Ganz unten, am Grunde der Hügel und Berge, breitete sich weithin der See aus.

„Und er ist voll von Felchen", murmelte Köster, als ob er die Herrlichkeit der Welt zu seinen Füßen abwehren und zu ihrem Inhaber sagen wollte: „Ach nein, danke, ich bin mit allem versehen. Nicht die Welt, nein. Sie ist wundervoll, weiß Gott! Wie das Schiff da eben vor dem Säntis hinzieht. Sie ist gewaltig: ich sehe wohl, wie die alten Berge das Ufer von Bregenz bis Konstanz einhegen. Der See ist über alle Ahnung herrlich — aber mir genügen ein paar Felchen aus ihm."

Der Kirchenprofessor sah die Welt an, würdigte sie, aber stellte sie im übrigen seinen Mitmenschen anheim. Er wandte sich und stieg wieder die Treppe hinab in die gesicherten Substruktionen seines Hauses und hielt sorgsam ein Kännchen aus Steingut unter den Hahn des Fasses, von dem ihm sein Verwalter gesagt hatte: „Herr Professor, hier dürfen Sie."

Menschen, welche die Welt schlecht und den Bodensee nicht kennen, werden nun zu einer ungerechten Beurteilung des Historikers Gottlieb Köster neigen. Sie irren. Die Bedeutung dieses Mannes stand über allen Zweifeln, aber er war in den Abschnitt des menschlichen Daseins eingetreten, in dem Gelehrte und Ungelehrte zur gleichnishaften Anschauung des Vergänglichen durchzudringen beginnen. Köster schwenkte sein Steinkännchen in der Hand, sah in dessen bernsteingelbem Inhalt das Gewölbe seines Kellers sich spiegeln und im bewegten Spiegel das zuverlässig feste Kellerdach wahnwitzige Bewegungen vortäuschen: „So ist die Welt", nickte der Weise, „es ist kein Verlaß."

Still für sich trinkend und nachdenkend saß Köster denn zum zweiten Male über dem Kodex des Antonius von Roma — ohne ihn zu besitzen, der Glückliche. Daß jedoch eine Abhandlung über die unwiderstehliche Gnade anderthalbtausend Jahre in einem geschnitzten Kasten steckt, ohne irgendwann einmal kraft ihrer eigenen Unwiderstehlichkeit den Kasten zu sprengen — das wäre dem Wesen der Gnade entgegen. Diese Gnade unter dem Gesäß Kösters mußte auch bereits den Historiker in ihm beunruhigen. Geheime Ausstrahlungen des Pergamentes drangen von unten her in ihn ein und ließen ihn auf seinem mit Theologie geladenen Sitz nicht recht zur Ruhe kommen. Da tappt etwas! Wer scharrt da? Als ob jemand auf den Steinstufen ginge!

„Jetzt hat's geklopft!" rief Köster und sprang auf. Im Keller war es dämmerig geworden. Köster starrte angestrengt in das Halbdunkel, denn ihm schien, als ob die Kellertür langsam aufginge. „Dort steht ein Kerl", dachte er, „ich schmeiße ihm mein Weinkännchen an den Kopf." Er hob eben den Arm, als der Schatten beredt wurde und fragte: „Meditieren Sie, Kollege? Sie sprachen eben laut und scheinen allein zu sein. Grüß Gott, Köster."

„Mensch, was schleichen Sie hier im Hause herum? Treten Sie doch ordentlich auf, Schwerenot! Guten Abend übrigens." Köster zündete eine Kerze an, suchte nach einer zweiten Kanne und setzte hinzu: „Nein, Bründel, reden Sie nicht dagegen. Auftreten ist nicht Ihre Sache. Ich bin sechzig, Sie sind fünfzig, und ihr jungen Leute habt zwar Zehen und Fingerspitzen, aber keine Hacken wie unsereiner."

„Die Zeitläufte, Verehrter", antwortete sein Fachgenosse und Feriennachbar Professor Bründel. „Sie ragen aus einer soliden Epoche in unser Zeitalter und haben gut auftreten. Zur Sache selbst muß ich aber bemerken, daß Sie eine elende Treppe haben."

„Na, nun sind Sie da", lenkte Köster ein, „und diese Krypta erlebt das bei ihrer Erbauung nicht vorgesehene Schauspiel, daß zwei lebendige Kirchenhistoriker nebeneinander auf einer Bank sitzen und sich vertragen."

Sie tranken. „Gut, nicht?" fragte Köster.

„Hm, die kleine Schärfe geht noch raus, Köster. Passen Sie auf, in sechs Monaten ist der Wein harmonisch. Uebrigens sagten Sie: zwei Historiker — wenn Sie noch den Milchbäk aus Immenstaad herüberholten, könnten Sie drei Leute vom gleichen Fach auf einer Bank sitzend und aus einem Fasse trinkend erleben."

„Den Milchbäk wollen wir lieber in Immenstaad lassen, Bründel. Ich schätze ihn, aber die alte Bank hier unten paßt nicht recht zu seinem Drang nach oben. Der Kerl tut mir zu viel und denkt zu wenig, und ehe Sie sich's versehen, ist da aus dem Drang das Drängeln geworden."

In langsamer Folge nahmen die Gelehrten Zug um Zug aus ihren Steinkrügen. Sie saßen friedlich nebeneinander und gemeinsam auf dem Kodex von der unwiderstehlichen Gnade, und das Gewölbe über ihnen, das seit Karl dem Großen dastand, hielt auch diesen Anblick aus und fiel nicht ein.

„Bründel, da kommt wieder jemand."

Sie horchten. „Nein, Köster, das war nur so."

Die Gelehrten nahmen einen neuen Schluck. „Wissen Sie, Bründel, das Eremitentum erforschen und die Semesterferien hindurch hier oben selber einer sein, das ist nach Gottes Willen."

„Köster", flüsterte Bründel, „Sie haben recht — es raschelt."

Angestrengt lauschten sie. Wahrhaftig! Es bewegte sich etwas im Keller.

„Verdammt, Köster, unter Ihren Steinplatten liegen Tote."

„Wo denn nicht auf Erden, Bründel? Reden Sie keinen Unsinn."

„Da, wieder", sagte Bründel.

„Himmel, das war direkt unter mir!" schrie Köster, sprang auf und fuhr mit der Hand nach seinem Hosenboden.

„Dort?" fragte Bündel leise.

„Schafskopp, wieso in meiner Hose? Unter dem Sitz da!"

Die beiden Gelehrten leuchteten mit der Kerze ihren Sitz und dessen Umgebung ab und horchten. Da tippelte es wieder leise hinter dem Sockelsitz, und Bründel griff mit der Hand nach seiner Stirne und rief lachend: „Kollege, Sie haben Mäuse! Kommen Sie, wir rücken den Sitz ab, dahinter ist das Mauseloch. Das stopfen wir zu und haben Ruhe."

Die Kirchenhistoriker rückten an dem alten Sockel. Er bewegte sich. Bründel zog mit Gewalt nach vorn, Köster hob mehr nach oben. Plötzlich gab es einen Ruck, die beiden Männer verloren fast das Gleichgewicht, sie hielten den abgehobenen Sitz in der Hand — aber der Weg zu ihrem Mauseloch war nicht gewonnen: der Sitz hatte nämlich wie der Deckel einer Schachtel auf einer Art Kiste gesessen, die nun offen stand. Sie stellten das Schnitzwerk beiseite und leuchteten in die Kiste. Köster blickte erschrocken hinein und brachte kein Wort heraus. Bründel fuhr zurück, hob die Hände mit gespreizten Fingern, auf seine Stirne traten Schweißtropfen, aber er konnte nichts von sich geben als ein glucksendes Lachen: am Boden der Kiste lag zwischen Spinneweben, Tierknöchelchen und Stoffresten der pergamentene Kodex, kreuzweise umbunden mit Lederriemen.

Bründel gluckste wieder, und Köster dachte: kriegt der einen Schlaganfall? Gleich darauf aber hatte er Bründels Gegenwart vergessen, bückte sich und hob die Schrift aus ihrem Behälter. Den Knoten zu lösen, nahm er sich nicht die Zeit, sondern schnitt den Riemen mit unsicherer Hand durch und schlug das Buch auf.

„Majuskeln", flüsterte Bründel und hielt den Leuchter näher. Nach wenigen Augenblicken hatten die kundigen Männer erfaßt, was für ein majestätisches Kleinod ihrer Wissenschaft in Kösters Hand lag. Der alte Gelehrte ließ eine Handvoll Blätter am Daumen ablaufen, las hier ein Wort und dort eins, schlug den Kodex zu, drückte ihn an seine Brust und setzte sich, immer noch wortlos, auf den abgehobenen Sockelsitz. Bründel aber trippelte mit seinen Spinnebeinen hin und her und rief mit umbrechender Stimme: „Ueber die Gnade!" Dann, unwissend was er tat, sprang er dicht vor Köster hin, krümmte sich in seinem schwarzen Gehrock zu einem Klex zusammen, schnellte plötzlich wie ein Tintenstrahl aus sich selbst heraus und schrie dem verstummten Köster ins Ohr mit einer Stimme, welche die Toten unter dem Kellerboden erwecken mußte: „Die Unwiderstehliche! Die des Antonius! Des Komaten!! Hahaha!"

Köster streichelte das Pergament und lachte ruhig und eben in sattem Baß vor sich hin: „Hohoho!" Die beiden glücklichen Entdecker wußten von sich nichts mehr. Sie und die gewaltige Handschrift waren ein dreieiniges neues Wesen geworden, das nicht zu hören vermochte, wie unheimlich das Ha und das Ho vom Gewölbe der Krypta zurückklang. Nach einer Pause und wieder nach einer lachten sie wie im Traum ihr Duett, ohne zu bemerken, daß die Haushälterin, welche auf die seltsamen Geräusche hin in den Keller gekommen war, mit gefaltenen Händen an der Tür stand und die zerbrochenen Weinkännchen, den schiefen Leuchter, die zerstörte Sitzbank und die beiden irregewordenen Gelehrten anstarrte. Schließlich schritt sie, die Röcke schürzend, über die Weinlachen und Scherben, bückte sich, sah Köster nahe ins Gesicht und murmelte: „Vielleicht sind sie nur betrunken." Laut sagte sie: „Kann ich den Herrn Professor untern Arm fassen?" Der aber sah ihr selig ins Auge, immer noch den Kodex an seine Brust pressend, und versetzte ihr unversehens einen mächtigen Kuß.

„Sie sind nur betrunken", sagte jetzt Brigitte und traf mit sicherer Hand ihre Maßregeln. „Bitte nur voranzugehen, Herr Professor Bründel", befahl sie und schob den murmelnden Gehrock in die Richtung zur Tür. „Nun der andere Herr Professor." Auch Köster kam in Gang. Sie hielt das schiefgebrannte Licht hoch und, Bründel voran, der Kodex von der unwiderstehlich wirkenden Gnade auf Kösters Armen in der Mitte und das Weib mit dem Licht am Ende, bewegte sich der Zug die Treppe hinan, ums Haus herum und endlich in Kösters Schreibzimmer hinein.

Die frische Luft hatte Köster zu sich gebracht. Er wischte die Papiere von seinem Schreibtisch, legte den Kodex feierlich auf die leere Platte, sah das Weib an und sprach: „Antonius, Bründel und ich werden diese Nacht durchwachen. Koche Kaffee und rede nicht."

* * *

Schon stand der blasse Viertelmond tief im Nordwesten, und in das Frühgrau klangen die ersten Vogelstimmen, als sich die Tür des Häuschens auftat und in dem Lichtkegel Köster und Bründel sichtbar wurden.

„Ja, Köster — daß gerade Sie, ein Kirchenhistoriker, dieses Haus gekauft haben, ist ein Gnade Gottes für die Wissenschaft."

„Na ja", sagte Köster, „wenn es nur gnädig für die unwiderstehliche Gnade des Antonius abläuft."

„Der Antonius", lächelte Bründel schlau, „ruht in Frieden, aber wir leben. In wenig Stunden bin ich wieder bei Ihnen. Dann arbeiten wir weiter."

„Nein, Bründel. Heute will ich allein sein mit dem Pergament."

„Wie Sie denken", antwortete Bründel, „aber gerade für den Text zwischen pagina 24 und 29 bin ich zuständig. Wollen Sie etwa den Milchbäk heranziehen?"

„Keine Angst", lachte Köster und klopfte Bründel auf die Schulter, „auch in einem solchen Kodex sind viele Wohnungen, aber den Milchbäk lassen wir beiseite.

Bründel wanderte beruhigt ab. Er zog die Landstraße nach Ueberlingen hin, wo sein Ferienhaus stand und rezitierte wie ein Verliebter Textstücke des Antonius. Rechts von ihm stiegen die Weinberge in schlanken Terrassen hinauf bis zum Buchenwald, der die Meersburger Höhen krönt. Links schlug das Seewasser leise an die Ufermauern. Der Bodensee atmete sanft bewegt im Halblicht des erwachenden Tages.

„Dieser Tag hat mich wieder jung gemacht", sagte Bründel. Er wandte sich um und lugte nach den Höhen: dort oben lag dunkel der schiefe Steinwürfel des Kösterschen Hauses.

„Er schläft schon. Der Mann ist alt. Ihm fehlt der Schwung." Bründel kam sich angesichts des dunklen Kösterhauses fast jungenhaft vor, er sog die unberührte Luft der frühen Vieruhrstunde ein, hob einen Kiesel auf und wollte ihn behende hinaus ins Wasser werfen. Aber bei dem Ruck des Wurfes knickten ihm die Knie ein, die Schöße seines Gehrockes standen wagerecht ab, und er hockte wie ein schwarzes Teufelchen auf der Straße. Ein Bäckergeselle, der eben auf dem Rade daherkam, sah erstaunt den verbogenen Mann auf der menschenleeren Straße hin und her zucken, lachte gröblich und rief: „Wo kneipts denn, alter Knacker?"

Unruhig sah Bründel dem Bengel nach, der ihm aus der Ferne zuwinkte. „Was weiß solches Pack vom Antonius", murmelte er, aber ging nun doch ernüchtert durch den Rest Wirklichkeit, der ihn noch von seinem Gelehrtenheim trennte. Sein Ferienfrieden war jedoch dahin. Der Kodex auf der Meersburger Höhe zwang ihn zu einem regelmäßigen Hin- und Herwandern auf der Ueberlinger Landstraße.

Im Oktober kam Bründel seltener ins Kösterhaus. Je reifer der Wein wurde, desto seltener kam er. Das lag nicht an der volleren Röte der Beeren auf den Meersburger Hügeln, sondern an einem immer dickeren Stoß Papier, den Bründel auf seinem eigenen Schreibtische zusammenschrieb. In einer der letzten Ferienwochen, als das wissenschaftliche Leben bereits wieder zu plätschern begann, schlug Köster beim Morgenkaffee eine eben eingetroffene Fachzeitschrift auf und gedachte aus sicherer Entfernung ein wenig in ihr zu blättern. Eben stellte Brigitte eine frische Honigwabe auf den Tisch. Köster leckte seinen Bart glatt, löffelte ein gutes Stück Wabe ab und blickte behaglich in die Zeitschrift. Aber plötzlich hielt er inne, sah Brigitte wütend an und rief: „So ein Saukerl!" Der Honig tropfte in langen Tränen auf seine Weste, aber er merkte es nicht, sondern packte Brigitte an der Schürze und rief: „Wie heißt ein Mensch, der stiehlt?"

„O Gott, die Weste", rief Brigitte.

„Wie der heißt!"

„Ich glaube, ein Dieb!" jammerte Brigitte. „Gleich bringe ich heißes Wasser!"

„Ich glaube auch", sagte Köster, „Wasser hilft da nicht."

Die Lust am Frühstücken war ihm vergangen. Er lief mit der Zeitschrift und dem Löffel in der Hand an seinen Schreibtisch und las laut: „Ueber den vermutlichen Inhalt der vermeintlich unwiderstehlichen Gnade des hypothetischen Antonius. Von Gerhard Bründel."

Köster ging auf und ab und dirigierte mit dem Löffel, den er immer noch unbewußt in der Hand hielt, unverständliche lange Sätze. Dann aber blieb er stehen, fuhr mit beiden Armen waagerecht durch die Luft und lächelte: „Die Welt?

Nein, danke, ich bin mit allem versehen. Was meinst du, Antonius: tun wir uns nicht Schaden an der Seele, wenn wir zugeben, bemaust zu sein?"

Das gleiche Heft lag zur gleichen Stunde neben zwei anderen Kaffeetassen: neben der Bründelschen in Ueberlingen und neben der Milchbäkschen in Immenstaad. Bründel war beim Lesen seiner Publikation auch nicht recht nach Frühstücken zumute. Er sah im Geist über den ganzen Erdball hin die Köpfe der Fachgenossen über seinen Artikel gebeugt, hörte sie flüstern: ‚Der Tausend, dieser Bründel!', und sah hoch über diesen Gelehrten, seinen Kollegen Köster, mächtig durch den Raum schreiten — aber der hatte eine Art Toga an, sein Bauch war weg, ausgedörrt ging er hin und drohte mit der Faust, der Staub der Wüste stiebte unter seinen Sandalen, Kösters Erscheinung verschmolz mit dem Bild des Komaten. — „Köster von Koma", ächzte Bründel, „bist du böse, weil ich dir zuvorkam?" Bründel kratzte sich laut im Bart, las wieder ein paar seiner Sätze, murmelte: „Nicht übel geschrieben" und zog fröstelnd seinen Gehrock zusammen.

Milchbäk las auch, aber den fror nicht — der geriet in Hitze: „Wie kommt dieser Bründel zu so was! Wo hat der Kerl die Idee her! Was steckt etwa noch dahinter?"

Gleichzeitig wurde dem Ueberlinger zu kalt und dem Immenstaader zu warm. Sie sprangen beide an ihrem Ort auf, schnappten nach frischer Luft und liefen den Seeweg entlang: Bründel nach Aufgang, Milchbäk nach Untergang. Ungefähr in der Mitte aber zwischen Ueberlingen und Immenstaad liegt Meersburg, oben auf der Höhe über Meersburg lag der Kodex, und unterhalb des Kodex blieb Milchbäk stehen, sah den Weg entlang, wischte den Schweiß von der Stirne und nickte: „Wahrhaftig, er ist's! Was mir da entgegenkommt, das ist der Bründel!"

„Ha, Kollege!" rief Bründel und griff nach Milchbäks runder, weicher Hand. Antonius, der Erfinder des Einsiedlertums, sah diesen Handschlag nicht. Der erste der Eremiten lag tief in Asiens Ruhe und hat zu seinen Lebzeiten schwerlich voraussehen können, daß zwei Fachgenossen von ihm nach so vielen hundert Jahren an einem wonnigen See oben im Nordreich ungefrühstückt und schweißgebadet seinethalben aufs schwerste aus dem Gleichgewicht der gelehrten Einsiedelei gerieten.

„Wo ist der Kodex, Bründel?"

„Welcher Kodex, Milchbäk?"

„Sie deuten seine Existenz an."

„Ich? Kollege, ich sagte nur . . ."

„Daß zweifellos ein unbekannter Satz bestehe . . ."

„Welcher Satz denn, lieber Milchbäk?"

„Ja eben, teurer Freund, welcher?"

„Ach, mein lieber Milchbäk, wieviel richtige Lösungen erlaubt doch ein so tiefer Autor wie der Antonius!"

„Hm, aber zugrunde kann nur ein richtiger Satz liegen. Sagen Sie, Verehrtester, ist das nicht ein herrlicher Oktobermorgen? Wandern wir doch ein Stück am See entlang. Vielleicht machen Sie mir sogar die Freude, in meinem nahen Garten die wertvolle Unterhaltung mit Ihnen fortzusetzen?"

Bründel blickte hinter sich. Das soll der Mensch nicht tun. Hinter ihm, in Ueberlingen, lag auf seinem Schreibtisch die verdammte Feder, mit der er seine Publikation geschrieben hatte. Bründel sah über sich: um Gottes willen, da lag der Kodex selbst, Antonius saß darauf, hatte wieder einen Bauch und grinste, als ob er der alte Köster wäre. Und Bründel sagte dumpf: „Zu Ihnen, Kollege."

Milchbäk war wohlhabend von Natur, und sein Anwesen bot einen angenehmen Aufenthalt. Sie gingen stundenlang auf den verschlungenen Wegen des Gartens und des Kodex spazieren. Anfangs kam es vor, daß sie in der

Erregung des Gespräches in die Staudenrabatten traten, zuletzt trat Bründel aus Versehen in den Kodex, und Milchbäk blieb stehen und sagte: „Aah!“ Nach Tisch wandelten sie ruhiger nebeneinander her, und nach dem Kaffee saß Bründel in der Laube wie ein Mann, dem man einen hohlen Zahn gezogen hatte: befreit und vernichtet zugleich. Milchbäk trommelte mit dem Bleistift leise auf einem Blatt Papier und lächelte: „Ein bedeutender Satz. In der Tat, Bründel, ein großer Satz. Zweifellos echt. Ich will keineswegs mit der Frage in Sie dringen, wo Sie ihn herhaben. Genug, daß er da ist. Dieser Antonius! Ein hübscher, ein ungemein bearbeitbarer Satz: Askese ergreift nur soviel Ewigkeit, als sie Materie begriffen hat. Ich bin Ihnen recht verbunden, Hochverehrter und Lieber, daß Sie mir diesen Spruch des Komaten verraten haben.“

* * *

Die Semesterferien waren zu Ende, und Brigitte trug den leichten Koffer ihres Herrn auf den Hausflur.

„Die beiden Pakete behalte ich lieber bei mir“, sagte Köster und begab sich zu einem Abschiedsschluck in seine Krypta. Das große Paket enthielt den Kodex und das kleine die Kösterſche Abhandlung über den Fund des Pergamentes und seinen Inhalt. Er wollte die wohlverpackten Schriften eben auf ein Faß legen und nach seinem Steinkännchen greifen, als er Milchbäk oben rufen hörte: „Nur auf ein kurzes Wort, Herr Kollege. Sind Sie im Keller?“

„Wie Gott will“, seufzte Köster, „kommen Sie herunter.“ Schnell klappte er die Holzbank hoch und legte den Kodex in die Kiste. „Der tüchtige Milchbäk soll mich nicht nach dem Inhalt dieses auffälligen Paketes fragen. Hat es der Antonius fünfzehnhundert Jahre hier drin ausgehalten, werden ihm die letzten fünf Minuten nicht mehr weh tun.“

„Hier lege ich“, sagte der eintretende Milchbäk, „noch rasch eine Frucht meiner letzten Ferienwochen in Ihre Hand.“

Wenn der Privatdozent gehofft hatte, daß dem alten Schwartenmacher, seinem lieben Ordinarius Köster, diese Frucht den Magen beschweren werde, so hatte er sich nicht verrechnet.

Köster las den Titel, bekam runde Augen, überflog einige Abschnitte, las den Schlußsatz, sah Milchbäk ratlos an und setzte sich schließlich sprachlos auf seine restaurierte Sockelbank.

„Ja, ja“, dachte Milchbäk.

Köster saß nun wieder auf dem Kodex des Antonius — freilich nunmehr als ein wirklich Besitzender. Und zum zweitenmal in diesem alten Weinkeller drückte er, keines Wortes mächtig, ein Schriftstück an seine Brust. Aber diesmal war es kein Antonius, sondern ein Milchbäk.

Milchbäk lächelte.

Köster lächelte auch. Dann lachte Köster. Nicht wie vor Monaten, mit dem Antonius an der Brust, still und selig „hohoho“, sondern mit dem Milchbäk am Busen, schallend und bitter wie ein Schmierentragöde im vierten Akt. Milchbäk stutzte: „Worüber lacht denn der Kerl?“ Aber Köster schien Milchbäks Gegenwart vergessen zu haben. Er ging schnellen Schrittes im Keller auf und ab, hieb zuweilen mit der zu einer Rolle gedrehten Milchbäkschen Abhandlung auf ein Faß und sagte stoßweise zu sich selbst: „Großartig, Milchbäk. Antonius, das kannst du bei all deinem Eremitentum nicht gewollt haben! Sei ruhig, alter Komate, ich passe schon auf und bringe dich wieder an deinen Ort und in dich.“

Einmal blieb er vor Milchbäk stehen, blinzelte ihn an und kitzelte ihn sogar unterm Kinn, sodaß Milchbäk hervorstieß: „Herr!“

„Nein, Milchbäk, die Wissenschaft in Ehren, aber ich und der Antonius haben auch noch Ansprüche zu stellen. Milchbäkchen, tun Sie Ihrem alten Ordinarius die Liebe und schicken Sie heute noch nach unserem lieben Bründel. Ich sah ihn lange nicht. Schicken Sie ihm einen Hahn, einen richtigen Hühnerhahn, Lieber, und lassen Sie sagen, diesen Hahn wären Antonius und ich dem Asklepios schuldig. Halt, Freund, vergessen Sie nicht, den Hahn vorher daraufhin zu prüfen, ob das Aas auch krähen kann. Hören Sie? Er muß nämlich krähen können wie der Hahn des Petrus im Evangelium. Und daß Ihr beide dieses Hähnchen dem Asklepios nicht etwa schlachtet, ehe es dreimal gekräht hat!"

Jetzt wurde dem Milchbäk die Lage ebenso klar wie seinerzeit der Brigitte, und er murmelte: ‚Besauft sich der alte Halunke da ganz still für sich in seinem Kellerloch hier unten! Ja, so ein alter Ordinarius an der Pensionsgrenze.' Laut sprach er: „Den Hahn zur Feier der Genesung des Antonius besorge ich. Aber auch Ihnen wünsche ich recht gute Besserung, Herr Professor."

„Danke schön, Milchbäk. Ich kann sie gebrauchen. Aber vor allem müssen wir dem Vater Antonius beispringen."

„Wir sind ja mitten im Sprung! Bründel und ich haben über ihn geschrieben."

„Das habt ihr. Und so seid ihr. Aber wie ist das denn mit so einem Riesenkerl wie dem Antonius? Der wohnt irgendwo in Kleinasien, die Sonne scheint, er sitzt so da, schneidet sich die Fingernägel — und hat plötzlich eine Idee!! Milchbäk, was tun Sie, wenn Sie eine Idee haben?"

„Ich schreibe sie auf und gebe eine Abhandlung heraus."

„Sehn Sie, Milchbäk, Sie sind ein ehrlicher Mann. Ich habe Sie immer dafür gehalten. Ganz richtig: Sie schreiben darüber. Was tut aber so einer wie Antonius, he?"

„Vermutlich hat er darüber in der Gemeinde geredet."

„Natürlich in der Gemeinde! Der Teufel soll euch holen! Wissen Sie, Mensch, was der Antonius tat, als ihm die Idee des Einsiedelns kam? Der ließ sein Haus stehn und seinen Esel, seinen Geldbeutel und sein Weib und ging im Hemde in die Wüste und l e b t e seine Idee. Verstehn Sie mich, Milchbäk? Der lebte die Idee erst einmal durch von Anfang bis zu Ende, lebte sie mit seinem Leibe. Und dann, am bitteren Ende, wußte er erst, ob seine Idee Leib und Leben wert und Gottes ist. Ihr aber schreibt, schmiert, redet und wartet, bis ein Dummer kommt, der euern Schmierkram lebt."

„O, die Welt ist eine andere geworden", lächelte Milchbäk. „Uns stehen keine geographischen Wüsten mehr zur Verfügung. Wir haben leider nur noch geistige. In unserem Gehirn leben wir unsere Ideen durch. Und wahrhaftig! Der Gedanke kann eine verzehrende Gewalt haben. Er macht uns vielleicht nicht weniger leiden als das bloß wirkliche Wüstenelend die alten Kirchenväter."

„Ach, ihr Schwindelmeier", sagte Köster. „Ich müßte mich doch sehr täuschen, wenn sich die Ideen, die ihr in Bewegung setzt, nicht in einem pensionsberechtigten Dasein bewegten. Die Welt ist ein andere — ein schönes Wort, Milchbäk. In der Tat: die Welt hat verstanden, für die Bewegung der Idee ein gefahrloses Dasein herzustellen. Da aber Leben ohne Gefahr nicht Leben ist, lebt ihr eigentlich gar nicht. Diese Welt hält nicht mehr lange. Sie hat keinen Saft mehr. Seht doch hin, was ihr zustande gebracht habt: eure Wissenschaft sperrt sich in eine Fachwelt ein, eure Kunst wirkt für einen Fachkreis, und eure Literatur beschäftigt nur noch Fachleute."

„Die Tiefe des Erreichten ist der Masse nicht mehr erreichbar", antwortete Milchbäk.

„Gute Nacht, Milchbäk. Wenn Sie ganz unten in der tiefsten Tiefe angekommen sind, dann finden Sie das Volk. Seien Sie ruhig, Sie werden es nicht finden. Ihr Fachstöpsel schwimmt immer oben. Mit den wirklichen Menschen, den Förstern, Barbieren, Soldaten, Bauern und Eisendrehern habt ihr gar nichts mehr zu tun."

Milchbäk ging mit kurzem Gruße und dachte: „Wie rasch doch der Mensch altert. Vor drei Jahren noch hielt dieser alte Köster die feinst durchdachten Vorlesungen über das vierte Jahrhundert, und jetzt will er die Wissenschaft wie eine Jahrmarktbude im Leben aufschlagen."

Die Tür schlug hinter ihm ins Schloß. Köster schreckte auf und sah, daß er allein war. Er erhob sich ein wenig vom Sitz und setzte sich mit einem Ruck wieder hin, wie ein Reiter, der vor einem scharfen Ritt Sattel und Bügel probiert: „Nein, Köster, das tust du deinem Antonius nicht an. Die Bank hält. Ein, zwei Generationen muß er noch liegen. Wenn die Fachmänner ausgestorben sind und die Welt erst wieder von Menschen bewohnt ist, darf er ans Licht. Gute Nacht, Antonius. Schlafe noch eine Weile."

Köster hatte nicht Weib noch Kind, aber er verstand dennoch, die Seinen wohl zu betten und auch den Mann zu finden, der eine zuverlässige Ruhstatt schaffen konnte. Dieser Mann hieß Schottel und war Maurer. Köster zog ihn am Aermel in die Nische: „Meister, Sie wissen, was ein Abendtrunk in Ruhe bedeuten will." Schottel schmunzelte. „Also", fuhr Köster fort, „hier sitz' ich am Abend. Setzen Sie sich mal hin."

Schottel setzte sich und sah den Professor erwartungsvoll an.

„Merken Sie was?" fragte Köster.

Schottel rutschte hin und her und probierte den Sitz: „Hm, es geht. Ein bißchen steif wird man im Kreuz, wenn's lange dauert."

„Wohl gesprochen, Meister. Ein steifes Kreuz kriegt man. Wissen Sie, Schottel, Steifigkeit ist der Anfang von Totenstarre. Die kommt von unten. Aus dem Kasten da zieht sie hoch. 'S liegt einer drin."

Schottel sah den Professor von unten herauf an.

„Ein Toter", sagte Köster.

Schottel stand auf und guckte nun den Sockel an: „Richtig tot?"

„Mm — nun, sagen wir", antwortete Köster, „einer, der vor der Zeit aufstehn will."

Der Maurer nahm eine Prise: „Ne, Ordnung muß sein. Tot ist gut. Lebendig ist gut. Aber mal so und mal so, das taugt nicht. Herr Professor, die alten Häuser hierherum sind nicht geheuer. Und nun schon Ihres! Hier liegt mancher alte Bursche drunter."

„Das sage ich ja! Maure's zu!" rief Köster.

Schottel mauerte, und er mauerte gut. Der geschnitzte Sockelsitz verschwand hinter dem Gemäuer. Bald sah der untere Teil der Nische aus wie ein massiver Steinblock. Eine Stufe vor diesem Sockelblock glich die Erhöhung aus, eichene Bohlen gaben eine einwandfreie Sitzfläche, und eine Rückenlehne erlaubte ein unbedrückteres Ruhen und Trinken als der alte geschnitzte Sockel je hatte bieten können. Köster war sehr glücklich und winkte Brigitte heran, die eben in den Keller kam und sagte: „Werde alt, Brigitte, und du wirst alles. Sieh mich an. Ich wache als Hinterbliebener über der unwiderstehlichen Gnade. Ja, Brigitte, ich bleibe bis zur Auferstehung hier sitzen."

„Recht, bleiben Sie nur ruhig sitzen, Herr Professor", sagte Brigitte, „ich schicke ihn herunter. Aus der Abreise wird heute doch nichts. Herr Professor Bründel ist nämlich gekommen."

„Bis zur Auferstehung! Hörst du?" rief Köster hinter ihr her.

„Da müssen Sie einen langen Atem haben", sprach Bründel, der eben eintrat — ein wenig verlegen, aber doch froh, nach all der Zeit und ihren Ereignissen eine unvermutet leichte Anknüpfung gefunden zu haben. „Wenn Sie nämlich bis zur Auferstehung warten wollen, meine ich. . . ."

„Was sollen Tote Besseres tun, Bründel?"

„Nun, wir leben", antwortete Bründel, aber er sagte es etwas zaghaft. Ihm war nicht recht geheuer.

„Sie sagten das schon einmal. Beweisen Sie es", sprach Köster.

„Aber, Kollege, sind Sie denn noch immer böse auf mich?"

„Böse?"

„Wegen des Antonius, Köster."

„Wegen was für einem Antonius?"

„Na, wegen unseres Kodex doch, lieber Köster."

„Wovon reden Sie denn, lieber Bründel?"

„Donnerschock, von der unwiderstehlichen Gnade, die wir hier gefunden haben. Ich fand sie doch mit. Lieber alter Köster, ich war's doch, der auf die Idee mit dem Mauseloch kam. Das Mauseloch war ja die eigentliche Ursache. Und da dachte ich: warum soll ich nicht auch darüber schreiben?"

„Mensch, Sie haben über ein Mauseloch geschrieben?"

„Ueber die verdammte Gnade, Köster! Lassen Sie die Späße."

„Na, Bründel, an einer verdammten Gnade ist nichts spaßhaft."

„Nein, Köster. Gar nichts. Aber ich fand den Kodex doch nun einmal mit."

„Sie haben einen Kodex gefunden?"

„Der Teufel soll Sie holen, Kollege. Hier in Ihrer geschnitzten Bank fanden wir ihn." — Bründel schwieg plötzlich still, saß in Kniebeuge vor dem Mauersitz und starrte den Steinklotz an. Köster ging auch in Kniebeuge und guckte mit.

„Köster?" sagte Bründel leise.

„Ja. Bründel!"

„Hier war doch ein gotischer Sockelsitz, dahinter ein Mauseloch, und in dem Sockel war die Gnade."

„Hören Sie mal", sprach Köster, „Sie reden seltsame Sachen: Gotik, Mauseloch und Gnade — nein, Bründel, bei aller Freundschaft . . . ."

„Aber Gott im Himmel!" schrie Bründel, „bin ich denn wahnsinnig?"

Köster erhob sich und richtete auch Bründel auf, klopfte ihm begütigend auf die Schulter und sagte: „Freund, ich bin schuld, ich hätte Ihnen den Frischgegorenen nicht vorsetzen sollen. Der ist nichts für einen Historiker Ihrer Art. Leute wie Sie müssen einen ruhigen, ernsten Wein zu sich nehmen."

Bründel stand steif in der Mitte der Krypta, sah Köster groß an und sagte: „Professor Köster, habe ich hier die unwiderstehliche Gnade des Antonius in der Hand gehabt, oder habe ich sie nicht in der Hand gehabt?"

Köster sah den anderen ebenso ruhig an und sagte ernst: „Glauben Sie einem alten Menschenkenner wie ich bin, Bründel — unwiderstehlich kann die Gnade nicht gewesen sein, die Sie hier gefunden haben wollen. Sie haben geträumt, Mann."

*

Jahre sind seit diesem Gespräch vergangen. Milchbäk ist längst ein berühmter Gelehrter geworden — die äußerste Spitze seiner Fachpyramide. Jede aufgehende Sonne grüßt ihn zuerst, und die untergehende sieht er am längsten hinabsinken. Nur das Verschwinden Bründels aus der gelehrten Welt zu beobachten war ihm nicht vergönnt: Bründel erlosch unerklärbar plötzlich. Köster saß noch oft auf

seinem soliden Steinsitz, schwenkte sein Weinkännchen, sah das feste Gewölbe über ihm im bewegten Spiegel schwankend stürzen und sagte: „Nicht die Welt. Nein, danke. Ich bin mit allem versehen."

Aber Antonius, der doch so fern vom Bodensee in Asiens Ruhe lag, mußte ihn verstanden haben: er stand nicht wieder auf, sondern blieb friedlich im ewigen Sande der Wüste liegen und hat wohl seinem Kollegen Köster verziehen, daß der eine Satz — gerade der, in welchem Antonius das durch Askese erreichbare Maß von Ewigkeit den Menschen verraten hat — durch Kösters Unvorsichtigkeit in die Wanderdünen der Fachwelt geriet und dort zermahlen und verblasen wurde.

Paul Fechter

Was fangen wir mit den Dichtern an?

Die Frage hat immer die Völker beschäftigt. Schon Plato mußte sich mit ihr herumschlagen und versuchte, sie schließlich etwas gewaltsam dadurch zu lösen, daß er die unbequemen Herrschaften überhaupt aus seinem Staat hinauswarf. Der neue Nationalismus ist erheblich milder, schätzt vielleicht die Wirkungsmöglichkeiten der süßlichen Muse, wie Plato sich etwas rauh ausdrückt, geringer ein: er behält auch die aus den Worten Lebenden in seinen Bereichen und versucht nur, Formen der Bindung und Einordnung zu finden, mit deren Hilfe diese von Natur aus meist asozialen Elemente in die Welt der neuen Gemeinsamkeit hineinbezogen werden können.

Der preußische Kulturminister Doktor Rust hat vor kurzem der preußischen Dichterakademie das langerwartete neue Gesicht gegeben, indem er die Namen der von ihm in dieses repräsentative Gremium berufenen Männer und Frauen bekanntgab. Die negative Neuordnung hatte sich bereits Wochen vorher in aller Stille vollzogen: man hatte den bisherigen Mitgliedern der Akademie ein Schriftstück vorgelegt, das so etwas wie ein Bekenntnis zu der durch die Umwälzung geschaffenen neuen Lage und die Versicherung des guten Willens zur Mitarbeit enthielt, und hatte dem Einzelnen die Unterzeichnung anheimgestellt. Diejenigen, die nicht die Möglichkeit sahen, diesen Anschluß an die neuen Gegebenheiten zu vollziehen, verzichteten mit der Unterschrift ihrerseits auf die weitere Zugehörigkeit zur Akademie. Man vermied so die Peinlichkeit eines Ausschlusses von oben her und ließ jedem Einzelnen die Freiheit des Entschlusses. Eine ganze Reihe von Männern und Frauen der Linken hat denn auch von dieser Möglichkeit Gebrauch gemacht. Unter diesen Ausgeschiedenen befindet sich, man muß sagen leider, auch Thomas Mann. Man konnte in den letzten Jahren innenpolitisch sehr viel gegen seine Haltung zu dem Aufstieg des neuen Nationalismus einwenden; er hat eine Menge außerordentlich törichter und peinlicher Anmerkungen zu Vorgängen gemacht, die er nicht mehr verstand, welche die Nation völlig anders ansehen mußte, als er das von seinen demokratisch-zivilisatorischen Idealen her vermochte. Man darf aber erstens politische Aeußerungen eines Mannes, der berufsmäßig mit Worten arbeitet, wirklich nicht tragischer nehmen als seine dichterischen Aeußerungen, die auch keinen Anspruch auf Deckung mit der Wirklichkeit erheben können — und außenpolitisch war der Nobelpreisträger Thomas Mann zu weit sichtbar, als daß sein Ausscheiden nicht im Interesse gerade der neuen Nation zu bedauern wäre. Die preußische Dichterakademie wird sicherlich auch ohne ihn fortleben; sie hätte aber, wäre er geblieben, für das Ausland einen großen, schönen, weithin sichtbaren Wimpel mehr gehabt als jetzt — und eine große, mit dem Erzähler Thomas Mann gegebene Propagandamöglichkeit auch für sich als Gesamtheit nutzen können.

Unter den Männern, die Kulturminister Rust neu in die Akademie berufen hat, sind manche, die längst in diese repräsentative Körperschaft der Geistigen gehört hätten.

Paul Ernst, den ein tragisches Geschick wenige Tage später plötzlich dahinraffte, und Hans Grimm hätte eine national bewußtere und klügere Akademie der Dichtung längst freiwillig zu den Ihrigen hinzuholen müssen, und daß Emil Strauß, Kolbenheyer, Wilhelm Schäfer, die vor ein paar Jahren von sich aus die Mitgliedschaft niederlegten, vom preußischen Ministerium berufen, wiederkehren, ist ebenfalls zu begrüßen, vor allem im Falle Emil Strauß. Daß man Peter Dörfler und Agnes Miegel, Hans Friedrich Blunck und Will Vesper holte, war ein Akt der Billigkeit, und Hanns Johst und Werner Beumelburg haben sich durch ihre Arbeit am Volk ebenfalls längst das Recht auf Anerkennung erworben. Die einzigen Fragen, die sich noch erheben, sind die: wer soll jetzt diesem ersten Vortrupp von Dichtern noch weiter folgen, und ferner: sollen die weiteren Mitglieder der Akademie ebenfalls von obenher ernannt oder durch freie Wahl der jetzt bereits der Akademie angehörenden Dichter berufen werden? Und schließlich und endlich als wichtigste Frage: wenn man nun einen solchen zuverlässigen und wertvollen Stamm von Männern zusammen hat, welche die verschiedenen Provinzen der deutschen Dichtung und des deutschen geistigen Daseins betreuen: was soll man dann mit ihnen machen? Was fangen wir mit den Dichtern an? Welche Aufgaben stellen, unterbreiten wir ihnen?

Die erste Frage ist die einfachste. Es gibt im weiten Bereich der deutschen Sprache noch eine ganze Reihe von Männern und Frauen, die auf Grund dessen, was sie geleistet haben, Anspruch auf die Zugehörigkeit zur Preußischen Dichterakademie erheben dürfen, die schon in ihrer heutigen Zusammensetzung eine Vorstufe für die sicher einmal kommende Deutsche Akademie der Dichtung ist. Es gibt auf protestantischer wie auf katholischer Seite eine Menge wertvoller und wichtiger Menschen, die zur Welt der deutschen Dichtung gehören — und das Preußische Kultusministerium ist sicherlich im Besitz mehr als einer Liste, so daß die Arbeit hier höchstens noch im Streichen, nicht im Suchen von Namen besteht. Wichtiger schon ist das zweite Problem: soll auch dieser weitere Dichterschub wieder von oben erfolgen, durch Ernennung von seiten des Ministers — oder soll man die Akademie souverän, selbständig machen, ihr das Recht geben, aus eigener Wahl und Ueberzeugung sich zu ergänzen? Das Führerprinzip spricht auf der einen Seite für das Beibehalten der staatlichen Autorität, auf der anderen aber energisch für die rasche Gewährung der Selbständigkeit gerade auf diesem Gebiet.

Denn darüber muß man sich klar sein: soll eine Akademie der Dichtung überhaupt einen Sinn haben, so muß sie auf der Selbstverantwortlichkeit ihrer einzelnen Mitglieder sowohl wie der ganzen Körperschaft gegründet sein. Es gibt für dichtende Menschen in ihrer Arbeit nur e i n e wirkliche Qualität: das ist ihre Selbständigkeit, ihre Unabhängigkeit von Führern und Vorbildern. Was anderswo eine Tugend, Gehorsam und Unterordnung unter den Willen eines Führers, wird hier nicht nur Sünde gegen den heiligen Geist der eigenen Berufung, sondern Unmöglichkeit. Daß es überdies leichter ist, einen Sack voll Flöhe in Reih und Glied auszurichten, als auch nur ein halbes Dutzend Dichter zu gegenseitiger Anerkennung und zur Friedlichkeit zu bringen, weiß schon beinahe jedes Kind. Plato, der dies schon vor mehr als 2000 Jahren erkannte und den gefährlichen Menschen keine Möglichkeit geben wollte, in seinem Staat auf Grund dieser seelischen Voraussetzungen Unfug anzurichten, war konsequent: er warf die Dichter hinaus. Das ist der einzige Weg, der gangbar bleibt, wenn man die Führung wirklich über die Dichter setzen will. Wünscht man sie im Staat zu behalten, so muß man sie sich überlassen: denn das selbständige Gewissen ist die einzige Sonne ihres Sittentags, der sich obendrein bei ihnen mit dem Tag ihrer dichterischen Arbeit deckt. Ein unselbständiger Dichter ist kein Dichter — und einer, der einen andern als nur sich für den einzig möglichen Führer einer Akademie hält, ebenfalls nicht.

Man kann der Akademie und ihren Mitgliedern diese Freiheit jetzt auch ohne Bedenken gewähren. Die Gefahr, daß Torheiten begangen, Beschlüsse gefaßt werden, die der politischen Würde des Landes und seiner geistigen Vertretung widersprechen, besteht schon bei der heutigen Zusammensetzung nicht mehr. Es ist auch so gut wie ausgeschlossen, daß durch die heutigen Mitglieder Männer hinzugewählt werden, die nicht in eine Akademie der neuen Nation hineingehören. Infolgedessen wäre es politisch, auch nach außen hin, das klügste, der Akademie Autonomie zu geben, nicht nur das Recht, sondern sogar die Verpflichtung zuzuschieben, zu allen wichtigen Fragen des geistigen und realen

Lebens des Landes ihre Stimme frei und unbeeinflußt zu erheben. Die deutsche Dichtung, die das neue Regiment mit uns als die wesentliche und eigentliche der Nation ansieht, hat lange im Schatten stehen müssen: hier bietet sich eine Gelegenheit, ihr die Möglichkeit zu geben, auch nach außen hin als die freie Stimme des Landes vernehmbar zu werden. Wir müssen ja für einen großen Teil dieser Männer und Frauen mit der Tatsache rechnen, daß ihr Ruf dank einer falsch orientierenden Kritik bisher kaum nach draußen gedrungen ist; selbst die bloße Kenntnis der Namen, geschweige denn der Werke werden wir im Ausland erst mühsam erkämpfen müssen, und selbst im Inland ist es nicht viel anders. Je mehr die neue Akademie in der Oeffentlichkeit des nationalen Lebens hervortritt, je mehr sie Stimme des Landes wird, auf die man auch jenseits der Grenzen hört, desto leichter wird es der Kritik gemacht, Gestalt und Werk dieser Dichter ebenfalls weiter hin sichtbar zu machen als das bisher möglich war.

Von hier aus gesehen, bekommen die Aufgaben, die der Staat der neuen Akademie stellen muß, ebenfalls eine besondere Wichtigkeit: auch sie können Gelegenheit geben, den wirklichen Vertretern der deutschen Dichtung die ihnen im Lande und in der Welt gebührende Stellung zu verschaffen. Die Frage: was fangen wir mit den Dichtern an? muß von vornherein auch von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet und beantwortet werden: wo bieten sich Betätigungsmöglichkeiten, durch die deutsche Dichter nicht nur beschäftigt und dementsprechend besoldet werden können, sondern durch die sie in Berührung mit der Welt gebracht werden, so daß sie die Welt sehen und die Welt sie sieht, und daß sie in die Lage kommen, nicht nur auf ihr Land, sondern was mindestens ebenso wichtig ist, auf die Welt zu wirken.

Früher pflegte man die Stellung eines Sekretärs der Akademie als eine der wenigen Dichterpfründen des Landes zu betrachten. Man soll diesen Posten auch heute nicht mißachten: in den Händen des rechten Mannes, der lebendig die Möglichkeiten und Wirkungskräfte der Akademie für das Land zu sehen und zu nutzen weiß, kann es ein wichtiges Amt nicht nur für den Dichter und die Dichtervereinigung, sondern für das Ganze werden. Es gibt aber noch weitere Verwendungsmöglichkeiten für diese Einzelgänger, von denen aus man ihnen mehr und aktivere Beziehungen zur Allgemeinheit verschaffen kann, als es ihre Werke allein vermögen. Es wäre zum Beispiel durchaus denkbar, daß man diejenigen Männer der Dichtung, die über Vortragsfähigkeiten verfügen, an deutsche Universitäten zur Neubelebung der Germanistik holt. Unsere bisherige Germanistik hat die frühere Beziehung zum Lebendigen, die etwa bis zum Tode Erich Schmidts dauerte, langsam eingebüßt: sie ist mehr und mehr rein historische und sprachgeschichtliche Disziplin geworden, mußte es bei der ständig wachsenden Masse des zu bearbeitenden Materials auch werden. Die Dichtung und ihr Wesen sind darüber mehr und mehr in den Hintergrund getreten: von ihren wirklichen Wesenszügen, ihrer Gesetzlichkeit und Entstehung erfahren die jungen Menschen an den Universitäten sehr wenig, wenn sie nicht etwa das Glück haben, an einen Lehrer zu geraten, der wie Ernst Bertram Germanist und Dichter in einem ist. Hier könnte man eine ausgezeichnete Ergänzung für den bisherigen einseitig gelehrten Betrieb schaffen, wenn man neben den Historiker der Dichtung jeweils einen aktiven schöpferischen Menschen stellte, der die Vergangenheit durch die Gegenwart, das Wissen um die äußeren durch das um die inneren Vorgänge und Erfahrungen ergänzen könnte. Es wäre sehr reizvoll, wenn man beispielsweise dem Lyriker Will Vesper, der ein sehr feiner, nobler Dichter und daneben ein ausgezeichneter Kenner der lebendig gebliebenen deutschen Lyrik ist, den Auftrag gäbe, an einer der großen deutschen Universitäten einmal über sein spezielles Arbeitsgebiet zu lesen, wenn man Hans Friedrich Blunck in gleicher Weise den Roman behandeln ließe, ein paar Dramatiker, die von verschiedenen Seiten herkommen, aus den Erfahrungen des lebendigen Schaffens das Wesen des Dramas erörtern ließe. Sie werden es ja alle nicht sehr lange tun; je wertvoller sie als Dichter sind, desto eher werden sie eine Wut auf diese Nebenbeschäftigung bekommen. Aber dem einen oder dem andern würde es doch Spaß bereiten, und die Universitäten und die Studenten hätten ebenfalls ihren Nutzen davon. Für das Fernhalten des Dilettantismus sorgte der historische Germanist, für das Fernhalten der Langeweile der Dichter.

Eine weitere Beschäftigung für die Dichter der Akademie — Will Vesper hat sich mit Energie für diesen Gedanken eingesetzt — wäre die Pflege des Nachwuchses und die

Fürsorge für ihn. Die Akademie müßte nicht bloß gelegentlich, sondern systematisch, berufsmäßig, kontrollieren, was an Arbeiten junger Menschen neu erscheint, müßte eine Stelle schaffen, an der auch das Lebendig-Gute aus dem Ungedruckten erfaßt und weitergeleitet wird. Sie müßte das Verfügungsrecht über einige Mittel bekommen, um jungen Menschen mit Begabung vor allem den für die deutschen Dichter absolut unerläßlichen Einblick in die Welt außerhalb der Reichsgrenzen zu ermöglichen, die schon fast tragische Beschränktheit des Deutschen nur auf das innere und innerpolitische Blickfeld endlich etwas mehr zu beseitigen durch ein Kennenlernen des Draußen schon in jungen Jahren. Sie müßte — wieder ein Vorschlag Vespers — das Recht bekommen, geeignete junge Autoren dem Auswärtigen Amt zur Zuteilung an Gesandtschaften und Konsulate im Ausland zuzuweisen, damit wir endlich wesentliche Vertreter des deutschen Schrifttums heranziehen, für welche die Welt draußen nicht nur eine snobistische Reisesensation wie für die bisherigen Autoren ist, sondern eine Selbstverständlichkeit und ein Stück Wirklichkeit, das ebenso zu unserer deutschen Realität in Beziehung steht wie der Kirchturm des Nachbardorfs. Die Akademie müßte, so ausgebaut durch Hinzuziehung nicht nur von Dichtern und Schriftstellern, sondern von wissenschaftlichen Menschen verwandter Gebiete, die das europäische und außereuropäische Leben aus Studium und eigener Erfahrung kennen, das kulturelle Zentrum werden, das mit den geschliffensten und geistig schärfsten Waffen den Kampf für Deutschland vor allem auch draußen führen kann, wo wir heute so gut wie wehrlos sind. Heute haben wir Hans Grimm und Hans Friedrich Blunck so ziemlich als die einzigen, die in der Lage sind, auch innerdeutsches Leben unter der großen Perspektive der Welt draußen zu sehen und zugleich in der Auslandswelt ein Wort mitzusprechen, auf das man dort hört: es ist aber ein schwerer Schwächezustand, wenn die geistigen Menschen eines Landes, wie es heute fast durchgängig bei uns der Fall ist, Gewicht nur im eigenen Lande haben, also daß der Klang ihrer Stimme schon an den Landesgrenzen machtlos verhallt und in der Welt kaum noch vernommen wird.

Hier liegt eine der wichtigsten Aufgaben der neuen Akademie: hier kann man mit den deutschen Dichtern — sofern sie sich dazu eignen — eine ganze Menge anfangen. Worauf es ankommt, ist dies: daß die Akademie und die leitenden Stellen in ihr mit Männern besetzt werden, denen die Wichtigkeit dieser Aufgaben schon ins lebendige Bewußtsein gedrungen ist, die diese Dichtervereinigung nicht nur als ein Instrument zur Steigerung des eigenen Ruhms, als eine Art staatlichen Reklameapparats für die Werke der Mitglieder ansehen, sondern die erkannt haben, daß in ihm die Möglichkeit liegt, endlich einmal die geistigen Kräfte des Staates zu wirksamen Waffen im deutschen Kampf ums Dasein in der Welt zu schmieden und diesen Waffen auch die nötige Wucht und Wirksamkeit zu verleihen. An diesem Punkt beginnt nämlich das Dasein der Akademie und eigentlich auch das der Dichter überhaupt erst sinnvoll zu werden.

Bernhard Herrmann

Aufbau des Berliner Theaters

Wenn ich in Folgendem versuchen werde, über den Aufbau der Theater im Allgemeinen und der Berliner Theater im Besonderen zu sprechen, so scheint es mir unerläßlich, zuvor einiges über die Geschehnisse der Vergangenheit zu sagen, die das Theater in die traurige Lage gebracht haben, einen Aufbau zu benötigen. Wie konnte dieser stolze Tempel deutscher Kultur so kläglich zusammenfallen, und gibt es heute eine Hoffnung, ihn sicher gebaut wiedererstehen zu sehen?

Von 1900 bis 1914 hatte in rascher Folge, entsprechend der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes, eine strahlende Blütezeit des Theaters eingesetzt, welche die Theater und die Schauspielerschaft über Hauptstadt und Land in ihrer Existenz rechtfertigte und

stabilisierte. So weit, daß sie die vier Kriegsjahre trotz einer enormen Senkung an Gagen, Einnahmen, Neu-Investierungen einerseits und naturgemäßer Steigerung an Betriebsschwierigkeiten aller Art andererseits, einigermaßen gesund überstanden.

Nun kam der Hexensabbath der Revolution, der selbstvernichtend mit dem wenigen Erstarrten das wunderbare Erbgut der Tradition als verächtlich auf den Kehricht fegte. Die schlichten alten Begriffe von Anständigkeit und Ehre, die allerdings unerbittlich für sich einstehen und keine Auswege für psychologische Schwächen bieten, waren zunächst überhaupt verschwunden, dann als reaktionär verhöhnt, und „Oh Mensch" schloß weich und quallig fließend „Oh Menschen" in den Arm. Mütter liebten Söhne, Brüder komplexten Schwestern, Vaterland wurde Verbrechen (wie hätte man sonst die Revolution entschuldigen können?) und mit aufgerollten Fahnen der Völker- und Menschen-Versöhnung raste das Theater in die Inflation hinein. Hier verlor es nun wenigstens die letzten wertbeständigen Artikel an Treu und Glauben und solider Geschäftsführung. Und um 1926 stellte sich unter der Regierungsmehrheit der SPD ein Theater dar, das an Verworrenheit alle Möglichkeiten erfüllte. Der deutsche, der nationale Bühnen-fachmann hatte bei Seite zu stehen und mit gebundenen Händen und versiegeltem Mund zuzusehen, wie die deutschen Theater teils durch platte Unfähigkeit, teils durch eigen-sinnige Theaterfremdheit, teils aber auch durch bösartiges Wollen zerschlagen wurden. Man braucht da nur an die Kroll-Oper, das Schillertheater, die Grenztheater und die preußischen Hof- resp. Staats-Theater im Reich zu denken. Nur an die grotesken Inszenierungen berühmter Regisseure, die Vergewaltigung der Klassiker durch bolsche-wistische Spielleiter, die roten Liebäugeleien der Hochbezahlten zu erinnern.

Der rechts stehende Bühnenmensch war lahmgelegt. Er wurde nur Links gefragt. Die bewußte Politisierung des Theaters entschleierte sich immer offenbarer, aber auch immer feiner und weitreichender wurden die Kanäle, durch welche das für die Ueber-bildeten so süße Gift des Salon-Bolschewismus eindrang. Wenigen Bühnenleitern und Regisseuren ist es in diesem Zeitabschnitt gelungen, deutsche Kunst zu machen. Angefeindet, beschimpft, reaktionär genannt steckte dieses Fähnlein Aufrechter alle persönlichen Kränkungen, viel Vergewaltigung ihrer Arbeit ein in dem Gefühl, trotz allem etwas für die allein gute Sache zu tun und in der Hoffnung, wenn die nationale Erhebung, wenn rechts Recht ist, dann . . ! Es scheint aber fast so, daß die unentwegten Rechts-Bekenner nun auch weiterhin im Schatten stehen sollen. Nur sehr vereinzelt findet man die treuen Kämpen an den Platz gestellt, der ihnen gebührt. Der deutsche Theatermann stand nach Ansicht der rot-schwarzen Regierung 14 Jahre lang viel zu viel rechts. Heute scheinen die Rechtser der letzten Jahre manchem jungen Feuerkopf nicht rechts genug zu stehen. Ob aber Theaterleiter, Regisseure und Schauspieler, die ihr schäbiges Kunstmäntelchen sorglich nach dem Wind hängen und unter jeder Regierung sich verwandeln wie Chamäleone, besser sind für die Sache als die Treuen der letzten 14 Jahre? Vorgestern schwarz, gestern weiß, heute rot und morgen schwarz-weiß-rot plus Hakenkreuz ist eine Beweglichkeit der Gesinnung, die erstaunlich ist, und manchen unwandelbaren Schwarz-Weiß-Roten in Scham rot werden läßt.

Damit aber ist die Gegenwart schon in ihrer heftigsten Mitte erreicht, und ich muß zurückgreifend nachholen, daß die oben erwähnte Politisierung des Theaters mit allem damit Zusammenhängenden an Wahl der Stücke, Regisseuren, Schauspielern und Bühnen-bildern das Publikum mit einer erstaunlichen Folgerichtigkeit aus dem ernsten Theater heraustrieb. Selbst Uebersteigerungen nach dem erschöpften Reiz des Neuen konnten den geplagten Menschen nicht mehr ins seriöse Theater locken. Er las seinen Leitartikel und seinen Bedarf an Mord morgens beim Frühstück in der Zeitung und speiste abends als Mitglied einer Organisation in einer Tauber-Pause sein Abendbrot aus der Papier-tüte auf einem Platz für 3 Mark, für den sein Nachbar aus der Provinz 20 Mark gezahlt hatte.

Summarisch zusammenfassend läßt sich das Berliner Theater im Winter 1932/33 bezeichnen als aufgeteilt in zwei Gruppen: leere Häuser mit gegenwartsfremden, beziehungslosen Schauspielen, gestellt auf typisierte Stars und lieblos behandeltes Mittelgut; und einigermaßen volle Häuser mit Lustspiel und Operette, gestellt auf Stars mit und ohne Stimme und sonst Schlamperei. Die Oper muß in diesem Zusammenhang als sozusagen Einzelwesen unerörtert bleiben. Sie war, ist und wird immer sein ein durch Einnahmen nicht zu deckendes Zuschuß-Unternehmen, also eine Frage der Opferwilligkeit privater Liebhaber oder des finanziellen Kulturwillens einer Behörde, und fällt damit unter das bei subventionierten Theatern noch zu Sagende.

Ehe man nun an den organischen Neu-Aufbau mit seinen Bestandteilen Zuschauerraum und Bühne herangeht, ist eine Frage vorweg zu klären, und zwar die grundsätzliche: ist ein Theater, das auf einem Zuschuß aus öffentlichen Mitteln aufgebaut ist, lebensberechtigt? Diese Frage ist mit Ja zu beantworten in zwei Fällen, Grenztheater und Staatstheater. Alle anderen Fälle sind gegenwärtig und für die nächsten Jahre zu verneinen. Das gilt nach meiner Ueberzeugung auch für Stadttheater. Die Kommunen sind durchweg überschuldet, mit Wohlfahrtslasten mehr denn überhäuft und können derartige Geldausgaben nicht verantworten, zumal sie in vielen Fällen unnötig sind. Denn diese Theater, ohne Opernzwang (!) erfahrenen Leuten mit Steuerfreiheit in Pacht gegeben, werden sich als privatwirtschaftliche Betriebe durchaus halten können. Es wird sich dies Verfahren für die Städte immer noch billiger stellen als ein Zuschuß, der doch überschritten wird.

Die erhaltenden, werbenden und propagandistischen Gründe für Grenztheater liegen auf der Hand. Die Gründe zur Bejahung der Staatstheater sind tiefer gelagert. Primär ist wohl das rein politische Moment der Betonung des Staates in sich selbst, gewissermaßen die Selbstpropagierung, und dies aus der Hand zu geben würde nur Toren einfallen. Auch die Sozialdemokraten hatten das erkannt, nur arbeiteten sie mit verkehrten Vorzeichen. Ein Staat, dessen Regierung aber bewußt an die Tradition der alten sauberen Vergangenheit anknüpft, hat zunächst die Pflicht, diese Tradition auf weithin sichtbarer Plattform darzustellen, und die Bühne ist hierfür das lebendigste und resonanzreichste Instrument. Nächstdem hat er in seinem Theater die wundervolle Aufgabe, junge unerprobte Menschen seiner Gefolgschaft zu Wort kommen zu lassen, Mäzen in verantwortungsvollstem und weitesttragendem Sinne zu sein.

Doch selbst bei dieser wahrhaften Kulturaufgabe steht die Not warnend zur Seite und ermahnt zu strenger Sparsamkeit mit dem Geld der Steuerzahler. Also heißt es, auch diese Theater, trotz des sichernden Zuschusses, auf eine möglichst wirtschaftliche Grundlage zu stellen, und dies führt als Erstes zur Frage des Abonnements. Ein gutgehendes Abonnement ist das tägliche Brot des Theaters, und ich sehe keinerlei Grund, warum unter heutigen Verhältnissen ein in Preis und Zahlungs-Modus entsprechendes Abonnement beim Staatstheater weniger besucht sein sollte als in früheren Jahren beim Hoftheater, sofern das Publikum erst wieder merkt, daß ihm in seinem Theater auch wieder etwas geboten wird. Ein Abonnement verwächst mit seinem Theater, konsolidiert es, ja, es kann so etwas wie gesellschaftbildend wirken. Oder um mit jetzigen Worten zu reden: es schafft Gemeinschaft. Und der Kasse gibt es eine feste Summe, mit der gerechnet werden kann.

Anders denke ich persönlich über die Besucher-Organisationen, von denen manche ein Gesunden des Theaters erwarten. Die Erfahrung spricht dagegen, wenigstens solange die Nutznießer dieser Organisationen sich unbeschränkt aus wohlhabenden Kreisen rekrutieren können. Es bildet sich dann heraus — hierfür gibt es Belege in Menge — daß viele, die es gar nicht nötig haben, vom Abonnement abspringen, um bei einer Organisation 40 bis 60 Prozent billiger ins Theater gehen zu können. Hier müßte eingegriffen werden. Mitglied einer Besucher-Organisation dürfte nur der werden, der

nicht mehr Einkommen als etwa 4800 Mark hat. Wenn auch die Organisationen eine Art feste Einnahmen für ein Theater darstellen, so ist doch festzulegen, daß von diesen Einnahmen kein Theater bestehen kann. Denn die durch das Wesen dieser Vereinigungen bedingten Gesamtpreise sind so niedrig bemessen, daß sie nur zu einem geringen Prozentsatz die Unkosten des betreffenden Abends decken. Organisationen können also helfen, aber nicht tragen.

Das bisher viel geübte Bon-System hat sich in seiner kaufmännischen Unanständigkeit als ein solcher Schädling erwiesen, daß es bei einem Neu-Aufbau überhaupt nicht zur Diskussion gestellt werden darf.

* * *

Soweit der Zuschauerraum, nun die Bühne. Die berüchtigten Stargagen, die bereits mehr der Not gehorchend als dem eigenen Triebe der Prominenten stark gekürzt wurden, müssen noch mehr auf das Normale gebracht werden. Sie entsprangen gleichermaßen dem Konkurrenzneid oder -kampf der Direktoren wie der Urteilslosigkeit des Publikums, das blind der Suggestion eines Namens unterlag. Es soll ruhig ein fähiger Darsteller ein größeres Einkommen haben als ein anderer. Es muß auch manches Rollenfach höher bezahlt werden als ein anderes; das ist Tradition, regelt sich außerdem meist von selbst durch Angebot und Nachfrage bei den seltenen Fächern. Aber 36 000 Mark sind heute für einen Bühnenangestellten zu viel. Auch General-Musikdirektoren und Heldentenöre müssen einsehen, daß man, um dem deutschen Volk das Theater zu erhalten, auch mit 10, 12 und 15 000 Mark Einkommen Kunst machen kann. Es ist nämlich im Grunde ganz gleichgültig, ob der sich selbst viel zu wichtig nehmende Generalmusikdirektor X, ob der bekannte überbezahlte Ober-Regisseur Y ein Werk leitet oder ob ein nicht berlinisch abgestempelter Künstler eine Vorstellung betreut. Sondern: das Werk muß gut sein, und die Darsteller müssen gut und aufeinander eingespielt sein.

Also schaffe man beim Aufbau ein Ensemble. Hierzu sind keine Koryphäen nötig, sondern wandlungsfähige Schauspieler, welche die Fächer, auf die Bühnenwerke nun einmal aufgebaut sind, auch tatsächlich verkörpern. Nebenbei bemerkt ist gegenwärtig die Gelegenheit selten günstig, mit guten Künstlern sichere Verträge auf normaler Basis abzuschließen, denn mancher ausgezeichnete Darsteller schwebt in größter Sorge, ob er für die nächsten Monate etwas zu essen hat oder nicht. Nur habe man den Mut, nicht einzig als Kassenmagnete abgestempelte Künstler zu nehmen. Die berühmte Berliner Typisierung hat sich böse ausgewirkt. Denn im Sinne des Berufs muß ein Schauspieler nicht nur seine Eigenart, sondern vielmehr andere Charaktere darstellen, wie es das Wort Schau-Spieler bedingt. In der Vorkriegszeit waren die Darsteller beweglicher, wandlungsfähiger. Ich erinnere nur an: Matkowski, Kainz, Vollmer, Sauer, Rittner, Else Lehmann, Agnes Sorma, die Schramm und den größten: Friedrich Mitterwurzer.

Ist nun ein Ensemble darstellender Künstler zusammengestellt, so gehört zu seiner Führung ein, bzw. nach Maßgabe der zu leistenden Arbeit, verschiedene Regisseure, die streng in der Linie des Instituts ihre Stücke als Diener am Werk inszenieren Man breche hier, wie bei den Intendanten-Besetzungen, energisch mit allem gebildeten Dilettantismus und verlange von jedem Aspiranten dieser Berufe den Nachweis, daß er mindestens 6 Jahre als Schauspieler oder bei der Oper als Sänger in erster Stellung gewesen und außerdem eine längere Zeit als Regisseur tätig war. Nur mit der eigenen Beherrschung des Berufs wird er sein Ensemble leiten und, bei so nervösen Mentalitäten wie Bühnenkünstler sie nun einmal haben, auch tatsächlich ihr Führer sein können. Nur dann kann er auch fähig sein, junge Begabungen heranzuziehen, zu entwickeln und in den Dienst einer künstlerischen Idee zu stellen. Man gebe der fachlichen Arbeit des Theaters den arbeitenden Fachmann und verzichte auf den Dilettant, der sich statt des Werkes inszeniert.

Hingegen ist für den Dramaturgen, also den geistigen Berater des Theaters, wobei die nationale Gesinnung heute Gott sei Dank eine selbstverständliche Voraussetzung ist, durchaus ein Mann größter Allgemeinbildung und spezieller Literaturkenntnisse zu wünschen. Er wird nicht zu befürchten brauchen, daß es lange dauern wird, bevor wir wieder eine deutsche Literatur haben. Das nationale Schrifttum wird sich schnell entwickeln, man muß es nur zu Worte kommen lassen. Inzwischen muß er in die Rüstkammer der Vorkriegszeit-Werke greifen und während der Entwicklung der neuen deutschen Bühnen-Literatur den Spielplan mit erprobten guten Stücken auffüllen.

Dagegen denke ich es mir kaum möglich, von einer Zentrale aus die deutschen Theater einzustellen. Ich glaube auch nicht an die Notwendigkeit einer solchen Einrichtung. Denn abgesehen davon, daß sowieso kein Teufel mehr in marxistische Problemstücke gehen wird, und die auf Erotik spekulierende Schund-Literatur das Zeitliche gesegnet hat, würde jede freie Konkurrenz der Bühnen-Schriftsteller mit dieser Zentrale aufhören. Und mir scheint, der gesamten nationalen Bewegung sei gedankt, daß das große Publikum unseres Vaterlandes heute so weit hellhörig und gutsichtig geworden ist, daß es jedes Stück ablehnen wird, das nicht in die Anschauung und das Herzensempfinden der endlich erwachten Theaterbesucher paßt. Der Regisseur oder Theaterleiter, der diese Klingelzeichen noch nicht gehört hat, den Vorhang im richtigen Moment aufziehen zu lassen, wird es wohl nie mehr lernen und spurlos in der Versenkung verschwinden. Dagegen wäre einer staatlichen Zensur, die vor dem Erscheinen des Bühnenwerks in Bücherform auszuüben wäre, vielleicht das Wort zu reden.

Alles bisher, in der Hauptsache im Hinblick auf die Staatstheater Gesagte, gilt mit einigen Ausnahmen im wesentlichen auch für die Privattheater Berlins. Zunächst ist hier jede Subvention abzulehnen. Was nicht aus sich bestehen kann, soll genau wie in der Wirtschaft zu Grunde gehen. Dann müssen die Privattheater in ihren Pachtverhältnissen, sowohl der eigenen Pacht wie ihrer Unter-Verpachtungen, Ordnung und Klarheit schaffen. Die Zahl der verdienenden Zwischenleute war stellenweise so grotesk, daß jeder kaufmännische Theaterfachmann an den Fingern das Konkursdatum ausrechnen konnte. Und die Garderoben- und Reklame-Verpachtungen sollten so vernünftig gehalten sein, daß das Publikum nicht von vornherein schwer verärgert wird. Was den Spielplan der Privattheater angeht, so vergesse die Kritik hier nicht, daß ein auf sich gestelltes Theater natürlich keinerlei Experimente machen, bzw. keinen literarischen Entdecker- oder Volkserzieher-Ehrgeiz haben kann. Selbstverständlich in der Linie anständiger Gesinnung müssen sie ein aufgelockertes heiteres Programm bringen, denn das Gros des Publikums — das läßt sich nun einmal nicht ableugnen — will sich nach Last und Aerger des Tages abends im Theater aufheitern, entspannen, auf andere, aber frohere Gedanken bringen lassen, etwas kraß ausgedrückt: bunte, allenfalls nachdenkliche, lieber lustige Märchen für große Leute sehen. Dagegen handeln, ohne gesicherte Subvention, bringt unweigerlich den Ruin. Das ist eine alte Theatererfahrung, die in den letzten Jahren mehr denn schlagend immer wieder bestätigt wurde.

Aber auch für Privattheater halte ich das Ensemble für die allein lebensfähige Form. Kleines Büro- und kleines technisches Personal, ein Regisseur, ein zielbewußt mitarbeitender Direktor, ungefähr zehn wandlungsfähige Künstler, damit scheinen mir die Durchschnitts-Privattheater genügend besetzt. Hierbei möchte ich noch ein Wort über ein besonderes Schmerzenskind der letzten Jahre, das Schillertheater, sagen. Das Schillertheater war in früheren Jahren ein ideales Theater des gehobenen Bürgerstandes von Charlottenburg, eine saubere Repertoire-Bühne mit einem begeisterten, treuen und überaus anhänglichen Publikum. Man trieb es mit viel Aufwand an Ungeschick aus seinem Theater heraus; aber noch heute erscheint mir das Schillertheater das Theater zu sein, dessen Aufbau am Lohnendsten, Erfolgreichsten und — Einfachsten sein wird. Weil

es ein rund herum wohnendes Stammpublikum hat, dem man nur die ehrliche Hausmannskost geben muß, die es verlangt.

Und damit komme ich zu der Theaterweisheit letztem Schluß: nicht der Star, sondern das Ensemble, nicht das wertvolle, sondern das gute Theaterstück macht es. Spielt gute Stücke und spielt sie gut. Spielt mit Euren Herzen als deutsche Männer und Frauen, denen eine neue Zeit die Welt der Bretter wieder zur Alleinherrschaft gegeben hat, pflegt Eure wundervolle Muttersprache, begeistert mit allem Guten und Schönen zum Vergnügen der Einwohner — und nehmt Euch einen guten Verwaltungsbeamten ins Geschäftszimmer.

Fred Hamel

Zukunft der Musik — Musik der Zukunft

Unter den Grundsätzen, die der neue Staat für sein Verhältnis zur Kunst verkündet, in den meisten Reden der entscheidenden Männer schält sich immer vernehmlicher der eine Leitgedanke heraus: Das l'art pour l'art — die Kunst als Selbstzweck — ist eine erledigte Angelegenheit; die Aufgabe der Zukunft gilt der Herstellung einer neuen, unmittelbaren Verbindung von Kunst und Volk. Das klingt außerordentlich einfach, klar und überzeugend und bietet gewiß für viele Gebiete des Kunstlebens keinerlei grundlegende Problematik. In der Anwendung auf die Musik aber erhebt sich eine Fülle einschneidender Fragen, deren Dringlichkeit keinen Aufschub duldet. Ein Versäumnis hieße die Stunde verkennen und wäre womöglich überhaupt nicht mehr gut zu machen. Hier erwächst die Notwendigkeit, jenen Grundsatz in seiner vollen Tragweite durchzudenken und die unerläßlichen Folgerungen daraus zu ziehen.

I.

Zunächst ist der Begriff des „l'art pour l'art" für den Musiker keineswegs eindeutig. Er kann sich einmal auf das Aeußere der Musik, auf ihre praktische Bestimmung, beziehen. In diesem Sinne gäbe es ein l'art pour l'art in seiner radikalen Form überhaupt nicht. Denn der Komponist, der seine Werke nur für sich selbst, ausschließlich zum eigenen Vergnügen schriebe, muß noch geboren werden — und wenn es ihn wirklich gäbe, so hätte er sich eben freiwillig aus der Volksgemeinschaft ausgeschlossen. Wie alle Kunst, setzt auch die Musik vielmehr außer dem Schaffenden den Aufnehmenden voraus. Ob das nun die einzige Angebetete ist, der wir alle mal als Jünglinge unser Liebeslied widmeten, oder ob das Millionen sind, denen ein vaterländischer Gesang Eigentum zu werden bestimmt ist — das bedeutet nur einen Unterschied des Grades, nicht der Art. Jede Musik trägt so eine ganz bestimmte soziologische Bestimmung in sich, mehr — sie erwächst überhaupt erst aus einer gegebenen soziologischen Voraussetzung.

Diese Voraussetzung, so verschieden sie sein kann, hängt wesentlich von dem soziologischen Bau der Umwelt des Musikers ab. So haben wir als älteste und umfassendste Form das Volkslied, haben als Ausdruck des (katholischen) Kirchen- und (protestantischen) Gemeindegedankens die Gottesdienstmusik. Im 16. Jahrhundert blüht die Gesellschaftsform des Madrigals, bestimmt zu gemeinsamer Ausführung im Familien- und Freundeskreis. Das Zeitalter des Absolutismus gebiert die höfische Form der Tafel- und Kammermusik, die konstitutionelle Monarchie, die demokratische Aristokratie und die französische Revolution fördern die eigentliche bürgerliche Musikform des Solisten- und Orchester-

konzerts zutage, die neuere sozialistische Ideologie bevorzugt wiederum die Gattung der großen Massenchöre. Diese Formen erwachsen von vornherein aus den Ansprüchen soziologischer Einheiten ganz verschiedener Größenordnung, die stets den volkstümlicheren oder exklusiveren Charakter des Kunstwerks bestimmen. Ein Aufgeben der höfischen oder bürgerlichen Formen der Musikpflege, d. h. des Konzerts und der Oper, hieße nichts anderes als Bachs Kammermusik, Beethovens Sinfonien, das Vermächtnis der Meister des 19. Jahrhunderts, hieße die Werke Mozarts und Wagners verleugnen! Daß die neue Verbindung zwischen Musik und Volk im nationalen Staat durchaus nicht um einen solchen Preis erkauft werden soll, ging etwa aus der Rede des Kultusministers Rust vor der Musikabteilung der Preußischen Akademie der Künste hervor, in der das freudige Bekenntnis zu den Meistern der deutschen Musik als Fundament für den zukünftigen Aufbau abgelegt wurde.

Aber der Begriff des l'art pour l'art kann auch — und das ist offenbar seine ursprüngliche Bedeutung — auf die innere Beschaffenheit der Kunst, auf ihre geistige Haltung angewendet werden. Auch in diesem Sinne ist es gefährlich, ihn ohne weiteres auf die Musik zu übertragen. Denn die Musik ist die Kunst, die menschliches Gefühlsleben nicht nur am tiefsten, sondern auch am unabhängigsten von körperlichen oder begrifflichen Vorstellungen auszusprechen vermag. Die Musik kann zwar einen malerischen oder epischen, einen lehrhaften, ethischen, religiösen oder patriotischen Inhalt haben — aber sie kann auch, reiner als alle anderen Künste, bloße Anschauung des Schönen sein. In diesem Falle würde das Odium des l'art pour l'art, im Gegensatz zur vokalen, zur Programm- und Zweckmusik, die absolute Musik betreffen: Bachs Präludien und Fugen etwa, Mozarts Sonaten, Beethovens Streichquartette, Brahms' und Bruckners Sinfonien. Am Ende würde ein folgerichtiges Durchdenken vom Praktischen und Geistigen her also auf das gleiche hinauslaufen. Eine Ausschaltung der absoluten Musik würde für das zukünftige Schaffen ebenso untragbar sein wie die Beseitigung des Konzertprinzips — und ist auch von den verantwortlichen Männern ebensowenig beabsichtigt.

II.

Zum anderen ist die Bekämpfung des l'art pour l'art auch nichts Neues. Sie datiert aus der gleichen Zeit wie jene Devise selbst, und es ist bemerkenswert, daß die ganze Streitfrage etwa vor hundert Jahren akut wurde, als Endpunkt einer älteren zweihundertjährigen Entwicklung, die ihren Ursprung in der beginnenden Trennung von Ausübendem und Aufnehmendem, von Musiker und Publikum hat. Darum ist dieser Kampf, als er mit voller Intensität von den Machthabern der Nachkriegszeit aufgenommen wurde, von vornherein mit dem Ziele geführt worden, diese Unterscheidung wieder aus der Welt zu schaffen, eine neue Aktivierung des musikalischen Laien herbeizuführen. Träger dieses Strebens waren sowohl die Schulmusikreform als auch die Volksmusikbewegung und der Arbeitersängerbund. Wenn heute feststeht, daß alle drei trotz des gesunden Kerns, der sich auch in Zukunft als fruchtbar erweisen dürfte, ihr Ziel nicht erreicht haben, so liegt das nicht zum wenigsten daran, daß der Stoß von Anfang an falsch geführt wurde. Denn was ursprünglich verkündet wurde, war nicht nur die musikalische Aktivierung des breiten Volkes, sondern zugleich die Beseitigung des passiven Musikerlebnisses, die Verwischung der Grenze zwischen Berufs- und Laienmusiker, mit einem Wort: die Offensive gegen das Konzertprinzip. Dem ordnete sich auch die Auswahl der Musikliteratur ein: man sang Chorlieder, Motetten, Madrigale des 16. Jahrhunderts, spielte Suiten und Kammersonaten des 17. und betrachtete auch das zeitgenössische Schaffen nur als Quelle einer neuen Zweckkunst: von Gemeinschaftsmusiken, Schulstücken, Arbeitergesängen. Vor Schütz, Bach, den Klassikern und Romantikern streckte man die Waffen; kurz, es war der offene Bruch mit dem l'art pour l'art in jeglicher Gestalt.

Nach dem Gesagten ist ersichtlich, warum der Schlag, der hier geführt wurde, ins Wasser ging. Eine Entwicklung läßt sich nun einmal nicht einfach durch Erlasse um zwei bis drei Jahrhunderte zurückschrauben. Der Geist der toten Meister von Schütz bis Brahms erwies sich als stärker denn die Leute, die ihn totschweigen zu dürfen glaubten. Das Konzertprinzip — so weit es qualitativ Bedeutung hatte — dachte nicht daran, von der Erdoberfläche zu verschwinden. Die Volksmusikbewegung aber geriet in die Gefahr einer Ueberschätzung des Dilettantismus und einer geistigen Unfruchtbarkeit, die ihre Existenz aufs Spiel stellte, sobald sie von unversöhnlichen Gegnern in politischem Sinne ausgebeutet wurde. Nur die Tatsache, daß nationale und Singbewegung in ihrem Ziel auf die Masse des Volkes die gleiche Ideologie vertreten und infolgedessen eine Menge gemeinsamer Anhänger haben, hat ihre Existenz, die an einem dünnen Faden hing, für diesmal gerettet. Aber um die Notwendigkeit einzulenken, kommt sie nicht herum; heute unterscheiden sich viele ihrer Veranstaltungen weder von der überkommenen Form noch von den überkommenen Programmen des üblichen Konzerts.

Doch sind die Kräfte, die hier wirksam wurden, auch am Konzertleben durchaus nicht spurlos vorübergegangen. Es war — das gilt zum mindesten für Berlin — in den Jahren der allgemeinen Mechanisierung von einem wirklichen „Leben" längst zu einem Konzert„betrieb" geworden. Es wurde auf Teufel heraus musiziert, der blutigste Dilettant, der die Kosten tragen konnte, durfte sich eigene Konzerte leisten, der fähigen Jugend war der Weg größtenteils verbaut. Kein Mensch kümmerte sich um die Programme des anderen, die herrlichsten Werke wurden durch Alltäglichkeit entwertet, wichtige andere blieben jahrelang verschollen. Kein Wunder, daß das Publikum mehr und mehr in passiven Widerstand trat, daß es die Freude am eigenen Dilettieren in Sing- und Spielkreisen der Erduldung fremden Konzertehrgeizes vorzog. Die Konzertsäle leerten sich trotz zweifelhafter Freikartenpraktiken mancher Konzertdirektionen in erschreckendem Maße, gute Kräfte, die es noch nicht zur Prominenz gebracht hatten, mußten darunter ebenso leiden wie die eigentlich Schuldigen. Das ganze Gebäude war innerlich vermorscht und wartete nur noch auf den äußeren Anstoß, um vollständig in sich zusammenzubrechen.

III.

Diesen Anstoß hat die mit elementarer Wucht hereinbrechende politische und geistige Umlagerung gegeben. Sie hat die Kopflosigkeit, die bisher bestand, vollends offensichtlich gemacht. Die Zahl der allabendlichen Konzerte, die in den letzten Jahren dauernd zurückging, ist in diesem Frühjahr bis auf eins oder zwei zusammengeschmolzen; die sogenannte „Saison", die sich in den vergangenen Jahren noch tief bis in den Mai, ja in den Juni hineinzog, ist, abgesehen von den künstlich aufgebauten „Berliner Kunstwochen", bereits im April sanft und selig entschlafen. Ein Teil der einstmals öffentlichen Musikpflege hat sich schon früher in mehr oder minder private Haus- und Vereinsveranstaltungen zurückgezogen, die als Zeichen einer neuen musikalischen „Gesellschaftsbildung" bemerkenswert sind, aber den Zusammenhang zwischen Kunst und wirklichem Volksbewußtsein keineswegs fördern. Die einschneidende Wirkung dieses Vorgangs aber ermißt sich erst daraus, daß nicht nur die mittleren und kleinen Konzerte davon betroffen sind; die Absage von Konzerten Bruno Walters und Klemperers, die verlegensten Programmänderungen bezeugen eindringlich genug, daß die Unsicherheit bis zu den Grundlagen geht.

Auch hier hat also die neue Bewegung freies Feld. Aber Recht ist Pflicht! Denn hier geht es um nichts Geringeres als um die Erhaltung von Wert und Weltgeltung der deutschen Musik. Schneller, als sie erwarten konnten, sind die neuen Führer auch hier vor die Notwendigkeit gestellt, ihre produktiven und organisatorischen Fähigkeiten zu bewähren. Die Richtlinien sind, wie gesagt, bereits gegeben. Zu ihrer Durchführung werden Leute gebraucht. Einen Gegensatz der Generationen darf es hier nicht geben; die Erfahrung der Aelteren, der Unternehmungsgeist der Jüngeren werden sich verbinden

müssen, etwas Ganzes zu erreichen. Aber es müssen Männer sein, die sich durch Gesinnung, Rang und Fähigkeiten gleichermaßen auszeichnen. Für Uebereifrige, die nur ihren Ehrgeiz, für Geltungsbedürftige, die nur ihre bisherige Verhinderung in die Waagschale zu legen haben, ist heute keine Konjunktur; Dr. Goebbels hat vor den Vertretern des deutschen Theaters zum Ausdruck gebracht, daß er zwischen bloßer Gesinnung und sachlichem Können wohl zu unterscheiden wisse.

Die Aufgabe, die sich hier eröffnet, liegt demnach ziemlich klar. Das Konzert als die organisch überlieferte Form des Musiklebens wird nach wie vor die Grundlage zu bilden haben. Aber es bedarf dringlicher Erneuerung. Es muß eine autoritäre Stelle geschaffen werden, die die viel geforderte „Planwirtschaft" wirksam durchzuführen in der Lage ist, die für die Sonderung von Leistungsfähigkeit und Dilettantismus, für die zeitliche Verteilung der Konzerttermine, für die Vermeidung des Leerlaufs in der Programmgestaltung zuständig ist. Für die Propagandawirkung der deutschen Musik im In- und Auslande darf dabei nur der eine Gesichtspunkt maßgeblich sein, daß für das Volk das Beste gerade gut genug ist. Die Richtlinien dafür werden etwa die offiziösen Verlautbarungen des Staatssekretärs Hinkel zu bieten haben, die sich vom sogenannten „Radau-Antisemitismus" grundsätzlich absetzen und den freien Wettbewerb im Musikleben gewährleisten. Es ist mehr als eine Ehrenpflicht, dem deutschen Musikleben, das nun einmal eine internationale Führerstellung einnimmt, die repräsentativen Künder deutscher Kunst, auch soweit sie dem Judentum angehören (man denkt etwa an Artur Schnabels kürzlich abgeschlossenen Zyklus der Beethovenschen Klaviersonaten) zu erhalten. Daneben muß es der privaten Initiative der Konzertdirektionen überlassen bleiben, jungen, hoffnungsvollen Kräften, die bisher massenweise aus ihrem Beruf abgedrängt wurden, zum Durchbruch zu verhelfen; daß dazu eine Rückkehr von rein kaufmännischen zu künstlerischen Gesichtspunkten unerläßlich ist, versteht sich von selbst. Hier kommt alles auf die moralische Kraft der neuen Bewegung an.

So wichtig eine gründliche Organisation dieser äußeren Formen der öffentlichen Musikpflege ist, so verhängnisvoll wäre ihre Ueberspitzung und Ausdehnung auf die Seite des Geistigen. Versuche auf anderen Gebieten haben zur Genüge bewiesen, daß die schöpferische Kunst bei dem Versuch gewerkschaftlicher Bürokratisierung Schiffbruch leidet. Eine geistige Normierung, welche die lebendige Vielfalt des künstlerischen Schaffens einengt, müßte ihr Todesurteil sein. Kämpfe um die musikalische Ausdrucksweise hat es immer und überall gegeben: zwischen Händel und Hasse, zwischen Gluck und Piccini, zwischen Brahms und dem Wagner-Liszt-Kreis. Sie haben die Kunst jung und ihre Kräfte rege erhalten und sehr bald rein historische Bedeutung gehabt. Aber immer sind diese Kämpfe als innere künstlerische Streitfragen ausgefochten worden. Es wäre ein Armutszeugnis inmitten eines großen Geschehens, wenn wir heute aus der mehr oder minder traditionsverbundenen Haltung einer Musik auf ihren mehr oder minder nationalen Charakter schließen wollten. Das hieße nicht nur die Kunst, sondern ebenso den nationalen Gedanken verkümmern, der doch nach dem Willen der heutigen Führer alles erfassen soll, was in der Nation fruchtbar ist.

Es ist auch nicht zu verkennen, daß sich aus der stilistischen Gärung der Nachkriegsjahre immer stärker eine neue einheitliche Ausdrucksweise herauszukristallisieren beginnt. Diese Ansätze einer wirklich neuen und wirklich deutschen Musik, die ihre Zukunft in sich bergen, können nur zur Entfaltung gelangen, wenn den verschiedenen wirkenden Kräften der nötige Lebensraum ungeschmälert bleibt. Auch diese Erkenntnis hat sich die Führung des neuen Staates bereits zu eigen gemacht, wenn sie immer wieder dem Volkstumsgedanken das Recht der freien künstlerischen Persönlichkeit gegenüberstellt. Das klang vernehmlich aus der Akademierede des Kultusministers Rust hervor, das wiederholte Dr. Goebbels, wenn er (ich zitiere nach dem „Angriff") in höchster Prägnanz sagte: „Ich

möchte in diesem Zusammenhang aussprechen, daß ich nicht die Absicht habe, etwa das künstlerische Schaffen einzuengen. Wenn irgendwo das Gesetz der Persönlichkeit sich auswirken muß, dann in der Kunst. Und wenn irgendwo der Mensch souverän über den Stoff herrschen muß, dann in der Kunst." Und in der gleichen Rede wurde das künstlerische Ideal der Sachlichkeit, des sentimentalitätslosen Pathos aufgestellt. Angesichts eines solchen Bekenntnisses des Nationalsozialismus zum Fortschritt und zum Willen der jungen Kunst braucht uns um die Zukunft der deutschen Musik nicht bange zu sein, wenn sie rein verwirklicht werden.

*

Gegenüber dieser klaren Situation erhebt sich als letzte Frage die, wie die Musik wieder zum Eigentum des ganzen Volkes gemacht werden kann. Wenn von der Kunst aus das Nötige in der angedeuteten Weise getan ist, dann bleibt nichts übrig, als den letzten Schritt umgekehrt vom Volke aus zu unternehmen. Das ist gar nicht so schwer, wie es aussieht. Hier ist der Punkt, wo die Arbeit der Volksmusikbewegung in ungeahnter Weise fruchtbar werden könnte. Wenn sich die großen deutschen Meister ihrem Aktivierungswillen nicht einfügen, dann wird sie eben auch den Prozeß des passiven Musikerlebnisses neu zu gestalten haben. Einsetzend bei der eigenen Ausübung, wird es ein Leichtes sein, auch einen neuen bewußten Musikhörer zu erziehen, das ganze Volk, soweit es überhaupt musikalisch ist, zur verstehenden Gemeinde der großen Meister heranzubilden. Eine vorzügliche Hilfstruppe fände dieser Plan in der großen Zahl junger Musikhistoriker, die jährlich in den Seminaren der deutschen Universitäten heranwachsen und nicht wissen, wo sie für ihr Können die richtige Aufgabe finden sollen. Sie brauchen nur zu lernen, sich nicht im Historischen zu erschöpfen, sondern es in den Dienst des Erlebens zu stellen, um hier die Mittler der neuen Bindung zwischen Volk und Kunst zu bilden.

Die höchste Aufgabe hat der Rundfunk. Auch er wird, in vorsichtiger Dosierung, ein vorzügliches Mittel zur Erziehung des neuen Hörers sein, der längst da ist, und nur, ein Wort Hermann Aberts anzuwenden, „Wachs in den Ohren" hat. Vor allem aber bietet der Rundfunk die Form für das neue Kunstwerk, das nicht mehr aus einer soziologischen Schichtung ersteht, sondern für das ganze Volk da ist. Denn der Rundfunk ist die einzige Einrichtung, die auch rein technisch nicht mehr an einen bestimmten Raum und eine dementsprechend begrenzte Hörerschaft gebunden ist. Nur wäre es ein Verhängnis, zu glauben, daß man einfach eine Beethovensche Sinfonie, eine Brahmssonate im Rundfunk zu spielen braucht, um dies Ziel zu erreichen. Ein solches Werk, das aus anderen Voraussetzungen der Zuhörerschaft entstanden ist, wird immer seine gewisse Exklusivität behalten, immer bleiben, was es ist. Weit mehr ist der Rundfunk das Gefäß für eine neue, wirklich volkstümliche Kunst, die eben auch die viel geforderte „rundfunkeigene" Form sein muß. Sie wäre der tragfähigste Pfeiler für die Brücke zwischen dem Volk und dem praktischen und geistigen Bau des musikalischen Zeitgeschehens.

Rudolf Degkwitz

Zur Krise der Medizin

In dem Buche von Universitätsprofessor Dr. med. Rudolf Degkwitz „Lipoide und Ionen. Eine allgemein biologische und ärztliche Studie über die physiologische Bedeutung der Zell-Lipoide." (Wissenschaftliche Forschungsberichte Band XXXI, Verlag Theodor Steinkopff, Dresden 1933) finden wir in den Widmungsworten an seinen Lehrer, Geheimrat v. Pfaundler, die folgenden Ausführungen, die uns die gegenwärtige ärztliche Situation auf das klarste zu umreißen scheinen.

Die Schriftleitung.

Der Arzt, der seit der Trennung von Arzt- und Priestertum im Bewußtsein der Menschheit die Geheimnisse der belebten und unbelebten Natur erforscht, um sie für den Kranken anzuwenden und dessen Persönlichkeit wegen der Erhabenheit seines Forschungsobjektes und der Wertschätzung von Leben und Gesundheit in einem besonderen Lichte erschien, hat bei dem rasenden Tempo des technischen Zeitalters nicht nur den Segen, sondern auch den Fluch der Arbeitsteilung erfahren und viel von seiner „natürlichen Stellung" verloren. Die überragende Rolle des alten Allgemeinarztes, die man jetzt durch die Verdrängung des Spezialisten wieder zu gewinnen sucht, beruhte neben der Geschlossenheit des Weltbildes bei Arzt und Kranken nicht zuletzt auf seiner absoluten Ueberlegenheit in der Kenntnis der Natur und ihres Wesens. Während sich nun, vor allem im deutschen Kulturkreis, die Naturkunde in sprunghafter Weise bis in die untersten Volksschichten hinein verbreitete, hat die Aerzteschaft ihren alten Vorsprung und ihre Ueberlegenheit auf diesem Gebiete nicht bewahren können. Ihre ärztliche Technik, ihr chemisches und physikalisches Rüstzeug ist in unerhörtem Maße angewachsen, während ihre naturwissenschaftliche Bildung immer mehr verflacht ist und weiter verflacht werden soll. Der Typ des Arztes, der wie der rechte Handwerker und Künstler sein Handwerkszeug von Grund auf kennt, ist im raschen Verschwinden begriffen. Ueber die „schädliche" biologische Aufklärung der Massen durch Schule und Buch zu klagen und ihre Abschaffung zu fordern, ist nutzlos. Halbwissen und seiner Neigung zu oberflächlichen Verallgemeinerungen mit gründlichen Kenntnissen und überlegener Kritik gegenübertreten zu können, ist eine unerläßliche Forderung für den Besitz verantwortlicher Stellungen jeder Art.

In der wissenschaftlichen Medizin sind die gleichen Veränderungen und Bestrebungen erkennbar, aus der „Krise" herauszuführen. Man versucht vielfach, die Arbeitsteilung mit den exakten Wissenschaften noch weiter zu treiben und ihnen oder speziellen Instituten die Forschung zu überlassen, die naturwissenschaftliche Medizin von ihrem „Irrweg zur Klinik zurückzuleiten", und, offensichtlich als Ersatz für die Aufgabe der Physika, geisteswissenschaftliche Gebiete zu betreten. Dabei wird wiederum von den ereignisnahen Zeitgenossen das Geschehen während einer Episode als Fortschritt und ihre Mechanismen als bleibende Gesetze angesehen, wie das bei jeder vorhergegangenen geistigen und materiellen Erschütterung der Fall war, wenn die zu Brauch, Sitte und Gesetz sublimierten Erfahrungen nicht mehr zu gelten schienen, weil sie die Elemente der Dauer und des Gleichgewichts in sich tragen.

Solange die „moderne Medizin" eine uralte Erfahrung als Fortschritt preist, die vielleicht bei einzelnen, nie aber in der Gesamtheit der Aerzte in Vergessenheit geraten war, daß Wollen und Fühlen des Kranken seine Krankheit zu beeinflussen vermögen, muß die Neuentdeckung der menschlichen Psyche und der Persönlichkeit des Kranken begrüßt werden. Anders aber, wenn man in die Niederungen der Literatur hinabsteigt,

die von Aerzten ohne entsprechende geisteswissenschaftliche Vorbildung in unserer und in anderen Disziplinen mit dem Ziel produziert wird, als geistige Führer, Tröster und Erzieher zu erscheinen. Der naive Materialismus, mit dem diese Richtung den Grundproblemen der menschlichen Gemeinschaft gegenübertritt, und ihr Glaube, gleichzeitig die Rolle eines geistigen Erweckers aus dem „materialistischen Denken in der Medizin" zu spielen, wird als Mißgeburt der jetzigen dunklen Stunde bald verschwunden sein. Das „quos ego", das man als Anwalt des Kindes aber auch geisteswissenschaftlichen Erziehungstheoretikern gegenüber auf den Lippen hat, deren Gedankenflug durch die Erfahrungen über die physiologischen Eigentümlichkeiten und Gebundenheiten des Kindes allzuwenig gehemmt wird, darf uns nicht dazu veranlassen, die Grenzen unserer Stellung zu überschreiten. Unsere Zuständigkeit in der Erziehung endet da, wo ihr weltanschauliche Gesichtspunkte Richtung geben, die von einer höheren Instanz als der unseren ausgehen. Innerhalb solcher Richtlinien sind wir Kinderärzte für die Vermeidung und den Ausgleich taktischer Fehler zuständig und verantwortlich für seelisch Abgeartete.

Daß Intellektualismus und Individualismus von ihrer Taktik als Arzt und Psychologe erwarten, was nur eine zielsetzende, über das Individuum hinausreichende, gefühlsbetonte Idee geben kann, folgt aus ihrem Wesen. Da aber auch dem vollendeten ärztlichen Können durch die physiologischen Gegebenheiten der menschlichen Natur Grenzen gesetzt sind und die daraus erwachsenden Grundkonflikte des Individuums mit Zeit und Umwelt nur von einem überindividuellen Standpunkt aus gelöst werden können, muß eine Ueberschätzung seiner Stellung durch den Arzt zu einer Trübung seines Verhältnisses mit solchen Kranken führen, die diese Fragen im Rahmen des alten, ehrwürdigen Weltbildes betrachten. Welche Problematik sich vielfach hinter dem neuen ärztlichen Erziehungsdrang verbirgt, zeigt eine Aeußerung von einer hervorragenden Stelle, die auf einem unserer letzten Kongresse gegen den Gedanken vorgebracht wurde, Gesunde mit einer Schutzimpfung vor einer lebensbedrohenden Krankheit zu bewahren: daß nämlich an dieser Krankheit von 1000 Kindern „nur eines" zugrunde ging, während die vielen „falsch" erzogenen ein lohnenderes Problem darstellten. Das Verhältnis der neuen ärztlichen Führer und Erzieher muß aber nicht nur mit den geistig konservativen, sondern auch mit den „fortschrittlichen" Bevölkerungsschichten ein krisenhaftes werden. Da es sich bei deren Emanzipation in der Regel um eine oberflächliche, rationale und keine tiefergehende, triebhafte handelt, das Verlangen nach dem Uebersinnlichen nicht erloschen ist und unter der Perspektive des Todes und im Moment des Leidens besonders brennend wird, ist eine Enttäuschung unvermeidlich, wenn der Kranke bei dem Arzt seine eigene Mentalität wiederfindet, deren Insuffizienz ihm gerade bewußt geworden ist.

Von jeher ist es dem wissenschaftlich tätigen Arzt wegen des täglich zu leistenden praktischen Dienstes schwerer geworden als dem reinen Theoretiker, bei seiner wissenschaftlichen Produktion neben der geistigen und literarischen Leistung noch das Plus an körperlicher und handwerklicher Arbeit aufzubringen, das die Experimentalarbeit des Naturforschers verlangt. Die Bedeutung dieses Moments für die geisteswissenschaftlichen Bestrebungen in der Medizin, das Aufgeben eigner Forschungsarbeiten und das Genügen, lediglich die Früchte der exakten Wissenschaften anzuwenden, kann bei dem enormen Anwachsen der alltäglichen ärztlichen Technik und der wissenschaftlichen Methodik kaum überschätzt werden. Eine solche Haltung ist aber für die Stellung der medizinischen Wissenschaft ebenso untragbar wie für das Ansehen der Aerzte. Der „Naturheilkundige", der nach dem Urteil weiter Kreise noch Kenntnis von den Geheimnissen der Natur in einem Umfang besitzt, den man beim Arzt nicht mehr vermutet, würde noch mehr als bisher in die entstehende Lücke einrücken. Es ist ja in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle nicht die Hoffnung auf übernatürliche, die Naturgesetze durchbrechende Wunder, sondern ein unerschütterlicher Glaube an die wunderbaren, nur

Auserwählten bekannten Kräfte der Natur, der im Zeitalter der Technik vor allem die Stadtbevölkerung zum „Naturheilkundigen" treibt.

Bei dem Schlagwort von dem „Irrwege" der allzu naturwissenschaftlich gewordenen Medizin und dem Mahnruf „Zurück zur Klinik" wird vergessen, daß der Arzt der Vergangenheit Botaniker, Zoologe, Mineraloge, Physiker, Anatom und Kliniker sein mußte und seine Lehrer auf diesen Gebieten als Forscher tätig waren. Es wird übersehen, daß die Modernen und die Klassiker nicht eine stärkere Belastung mit naturwissenschaftlichem Wissen und Methoden, sondern eine verschiedene geistige Einstellung unterscheidet. Daß die Forschung früher leichter war als heute und bei ihrer jetzigen Erschwerung nur mit einem Verlust an „ärztlichem Denken" bezahlt werden kann, ist ein Glaubensartikel Außenstehender.

Ansehen und Sonderstellung der Universitäten innerhalb des deutschen Kulturkreises würden durch eine solche Haltung schwer erschüttert. Nicht nur, daß die von den Fakultäten abgesonderten biologischen Forschungsanstalten immer weiter zunehmen, bei der Zahl und der stolzen Höhe des klinisch ärztlichen Niveaus unserer nicht zu den Hochschulen gehörenden Krankenanstalten, würde sehr bald ein Unterschied zwischen ihnen und den Hochschulinstituten nur noch darin bestehen, daß die einen Studenten unterrichten und die anderen nicht.

Aufs schwerste bedroht würde aber vor allem unser Hochschulideal und die Mission der deutschen medizinischen Fakultäten, deren Charakteristikum die Vereinigung von Klinik und Forschung war und von denen die Aerzteschaft mit dem Blick auf die großen naturwissenschaftlichen Probleme erzogen wurde. Was haben denn eine ganze Reihe von Disziplinen selbst innerhalb der medizinischen Fakultäten noch gemeinsam, wenn jede lediglich die Aufgaben ihres Faches mit den Mitteln bearbeitet, die ihr von der Technik oder den exakten Wissenschaften in die Hand gegeben werden und wenn nicht jede versucht, ihre Spezialprobleme zu allgemein biologischen zu vertiefen und zu erweitern? Die Früchte der exakten Wissenschaften und der Technik der Praxis anzupassen und ihre Anwendung zu lehren, entspricht der Mentalität eines Technikums, dem Ehrgeiz einer Technischen Hochschule genügt es erfahrungsgemäß nicht, für das Glied einer universitas litterarum aber bedeutet es die Selbstaufgabe.

Eine solche Einstellung darf der Aerzteschaft nicht suggeriert werden. Nicht nur, weil die praktische Medizin nicht als reine Wissenschaft betrieben werden kann und, was als ärztliche Kunst bezeichnet wird, nicht lehrbar ist und der Fessel des naturwissenschaftlichen Denkens bedarf — die Stellung des Arztes verlangt sowohl ein überlegenes Wissen als eine überlegene geistige Haltung, die ihn von dem Kranken distanziert, dem er als Helfer und Vertrauensmann dienen soll. Wie unser Bruder im Geiste, der Seelsorger, wohl den Menschen dient, aber den Blick auf das Jenseits gerichtet hat, und diese Haltung seine Stellung in der Allgemeinheit bestimmt, so muß der Arzt über seine Tätigkeit am Krankenbett hinaus Diener im Mysterium des Lebens sein. Die Art, wie er ihm dient, nicht der Name des Herrn, adelt den Dienenden und erhebt ihn über den, der anscheinend frei und sein eigener Herr ist. Eine solche Haltung kann nicht dialektisch gelehrt, aber wie jede in der Tiefe der Psyche wurzelnde Einstellung durch das persönliche Beispiel erweckt oder suggeriert werden.

Egon Bandmann

Die deutsche Sendung auf der Welt-Wirtschaftskonferenz

I.

Das Wort „Internationale Konferenz" hat bei den Deutschen seit 1919 keinen guten Klang. Die Ankündigung solcher Tagungen begegnet in der Oeffentlichkeit, nicht ohne Grund, einer mißtrauischen Gleichgültigkeit. Internationale Konferenz, mit diesem Begriff verbindet sich die Vorstellung kosmopolitischer Betriebsamkeit, wichtigtuerischen Versagens von Prominenten, die eben nur auf internationalen Konferenzen prominent sind, des Abfassens tönender, aber nichtssagender Resolutionen und der Vorlage ebenso materialreicher wie unbeachteter Denkschriften. Wenn etwas den Gedanken der internationalen Zusammenarbeit der Völker hinlänglich kompromittiert hat, so ist es diese Art von Konferenzen gewesen, deren einziger Lebenszweck vielfach die Diskreditierung eben des Gedankens ist, der laut Einladungsurkunde gefördert werden soll.

Die deutsche Oeffentlichkeit hat sich, offenkundig seit der nationalen Revolution, von dem unaufrichtigen Konventionalismus befreit, der die diplomatische Geschichte der Nachkriegszeit „auszeichnet". Ein Volk, dessen Jugend mit der bitteren Not beruflicher Aussichtslosigkeit zu kämpfen hat, dessen Alter ohne zulängliche Versorgung dahinvegetiert, dessen Männer einen heroischen Kampf um eine bescheidene, allzu bescheidene Existenzbasis führen und dessen Frauen in stillem Erdulden Tag für Tag wahres Heldentum beweisen, ein solches Volk vermag „akademische" Diskussionen vom sicheren Port der Klubsessel aus nicht mehr zu ertragen. Es will knappe, genaue und sofort ausführbare Vorschläge sehen, es ist bereit, seine letzte Kraft für die Durchführung solcher praktischen Pläne einzusetzen, aber es fühlt sich durch ergebnisloses Finassieren, mag es noch so „interessant" sein, verletzt und abgestoßen.

Wird die Londoner Weltwirtschaftskonferenz, die am 12. Juni zusammentritt, wirkliche Hilfsmaßnahmen für die Weltwirtschaft vorschlagen oder wird auch diese Konferenz eine unter vielen in der Reihe repräsentativer Fehlschläge sein?

Man mag dieser Frage entgegenhalten, ob denn gerade die Weltwirtschaft ein geeigneter „Bewährungsgegenstand" für solche Einkehr durch Abkehr vom Konventionellen sei oder ob es sich hier nicht zwangsläufig um untaugliche Versuche am untauglichen Objekt handeln muß. Wir antworten „Nein". Denn wir sehen die besondere deutsche Sendung auf der kommenden Weltwirtschaftskonferenz nicht im Mitfeilschen in der Vorhalle der Wechsler und Schacherer, sondern in der siegreichen Durchfechtung der Mission, die heute in historischer Stunde dem Lande der europäischen Mitte obliegt. Ueberwindung der Konventionen einer Wirtschaftsroutine, die längst Erstorbenes in den gläsernen Särgen eines gelehrten Jargons festhält und Verkündung der frohen Botschaft der sich wieder regenden Hände, das ist die Aufgabe und die Sendung desjenigen Volkes, das heute wie kein zweites im Zeichen der Jugend steht. Des Volkes der Mitte, das zwischen den überdimensionierten Apparaten der alten Wirtschaftsmächte des Westens und den werdenden Volkswirtschaften des Ostens und Südostens steht.

Die Lage, die es zu beheben gilt, ist ebenso einfach wie tragisch. Man würde den Mann als einen wirtschaftlichen Christoph Columbus preisen, der uns einen neuen Kontinent von Käufern entdeckt hätte, durch deren Versorgung die stillstehenden Räder

unserer Industrie wieder in Gang kämen. Tatsächlich gibt es nun ein Volk von sechzig Millionen künstlich ausgeschalteten Käufern, deren voll befriedigter Bedarf ausreichend wäre, um eine angemessene Beschäftigung der großen Industrienationen sicherzustellen. Es sind dies die Arbeitslosen aller Länder. Nach einer Schätzung des Statistischen Reichsamtes feiern in den Industrieländern Europas, Nordamerikas und in den britischen Dominions gegenwärtig etwa 28 Millionen Menschen, mit Einschluß der exotischen Arbeitslosigkeit dürften es gut 30 Millionen sein. Rechnen wir nun, daß im Durchschnitt ein Arbeitsloser einen Angehörigen zu erhalten hat, dann gibt das einen Ausfall von 60 Millionen Käufer. Es ist doch so: weil der Berliner Arbeitslose Meier seine Kinder nicht mehr neu einzukleiden vermag, kann der amerikanische Farmer Smith für seine Baumwolle keinen zureichenden Preis mehr erzielen. Denn niemand kauft ihm die ganze Ernte ab. Diese Gleichung ist so einfach, aber was umschließt sie alles! Das Feiern der Eisenbahnen und Schiffe, die auf Baumwollfracht angewiesen sind, das Stilliegen der Kaianlagen in den Hafenstädten, das Stillstehen der Spindeln und Webstühle, die Arbeitslosigkeit des Verkaufs- und Verwaltungspersonals.

Wenn aber die grundlegende Gleichung des Weltelendes so einfach ist, warum hat sich die Lösung als so schwer erwiesen? Hier setzt nun erstmalig die deutsche Sendung auf der Weltwirtschaftskonferenz ein: wir haben nachzuweisen, daß die Lösung nicht gefunden werden konnte, solange die in gemeinsamer Not verbundenen Völker sich weigerten, auf dem Fuße der Gleichberechtigung miteinander zu arbeiten. Solange sich die Illusion von Siegern und Besiegten in dem unheilvollen Instrument der politischen Verschuldung symbolisierte, mußte sich die Krise immer mehr verschärfen. Heute liegen zwischen Käufern und Verkäufern, zwischen Meier-Berlin (der seine Kinder kleiden will) und Smith-Wisconsin (der die Erzeugnisse seiner Farm lohnend absetzen will) Drahtverhaue und Stachelreiter in der Form von Krisenzöllen, Einfuhrkontingenten, Devisenverordnungen, Stillhalteabkommen. Heute drohen dem Kaufmann, der zwischen Smith und Meier friedlicher Mittler des Bedarfs sein möchte, Nackenschläge durch Devalvationen und verwaltungsmäßige Restriktionen, die ihm den Lohn der Mühe rauben.

Wie kommen wir aus diesem verkrampften Stellungskrieg heraus? Ich sehe Deutschlands Sendung auf der Weltwirtschaftskonferenz in der Beiseiteschiebung einer Reihe konventioneller Illusionen, welche die Wirklichkeit des grauen Elends dadurch überwinden wollen, daß sie ihr Traumgebilde von Idealwelten gegenüberstellen. Gewiß, es ist etwas Wunderschönes, einer Welt, die sich den Weg zur Wohlfahrt der Nationen mit Zöllen verbarrikadiert hat, einen Zollabbau zu empfehlen. Aber was ist damit in Wirklichkeit getan? Ich glaube nichts. Denn die reale Tatsache, daß der deutsche Bauer nicht zu bestehen vermag, wenn die Nachbarländer den Ueberfluß ihrer Agrarproduktion zu Dumpingpreisen auf den Markt, einen Markt kaufschwächster Konsumenten werfen, bleibt bestehen, ist lebenswahrer als die Deklamation des Freihandels. Also, wird hier Verzicht auf die Abstellung der Uebertreibungen des Handelskrieges gefordert?

Ganz gewiß nicht, aber es wird von Deutschland, dem Lande der Mitte zwischen Industrie- und Agrarstaaten, erwartet, daß es positive Vorschläge macht, um ein Instrument der internationalen Handelspolitik zu schaffen, das nicht wie bisher haltlos zwischen Illusion und Extravaganzen hin und her schwankt.

Wie ist denn der internationale Handelskrieg, der eine so hübsche und perfide Bereicherung durch die Greuelpropaganda-Industrie der Exportkonkurrenz erhalten hat, entstanden? Nun, die Gläubiger der Welt bestanden auf ihrem Schein, und wenn die armen Schuldner zahlen wollten, zahlen mit den Produkten ihrer Arbeit, dann schlug man ihnen das Tor vor der Nase mit schutzzöllnerischen Abwehrmaßnahmen zu. Viele Nationalökonomen, unter ihnen ein so furchtloser Wahrheitssucher wie J. M. Keynes, glauben zwar nicht mehr, daß der Zollwahnsinn durch rein zolltechnische Maßnahmen überwunden werden kann. Aber sie glauben, daß eine bewußte internationale Kredit-

expansionspolitik die Wurzel des Uebels auszurotten vermag. Auf diese Theorie sei hier nicht eingegangen, da sie uns nur ein Teil eines umfassenderen Programms zu sein scheint, dessen von Deutschland vorzubringende Punkte jetzt nachstehend zusammengefaßt seien.

II.

Die Wurzel alles Uebels liegt in der politischen Verschuldung. Für Deutschland hat diese Frage durch das Abkommen von Lausanne einen vorläufigen Abschluß gefunden, aber am Horizont droht ein neuer Schuldner-Gläubigerkrieg zwischen den USA. einerseits und Frankreich—England andererseits. So pikant es wäre, das so „vertragstreue" Frankreich in der Fülle seines Goldschatzes dieselben Argumente vorbringen zu sehen, die es dem armen Deutschland so übel nahm — ein neuer Krieg zwischen Schuldnern und Gläubigern wäre ein Unglück. Gewiß, das Abkommen von Lausanne sichert uns vor einem Rückgriffsrecht Frankreichs auf das Reich für den Fall, daß Amerika mit Erfolg eine Schuldenzahlung verlangt. Aber das genügt nicht, Deutschland kann sich zwar in der neuen Schuldenauseinandersetzung formal neutral verhalten. Es muß jedoch wissen, daß sowohl die Frage der Währungsstabilisierung wie die der Auslandsverschuldung in das große Clearingverfahren, für das die interalliierte Verschuldung einen Kernpunkt bildet, unlösbar hineinverflochten sind.

Deutschlands Interesse an der Neuordnung der Weltwährungspolitik scheint mir sehr eindeutig zu sein. Es braucht eine ausreichende Sicherheit vor Wiederholungen des September 1931, als England die internationale Währungsgemeinschaft sprengte. Es kann es sich auf die Dauer nicht leisten, als eines der Länder mit schwächster Devisenreserve an einer fiktiv gewordenen Goldparität festzuhalten. Aber eben infolge der Schwäche seiner Devisenreserven und infolge seiner massiven Auslandsverschuldung kann es sich nicht wie England und Amerika Kampfdevalvationen leisten. Zudem ist es, da erst 10 Jahre seit einer allgemeinen deutschen Hochinflation verflossen sind, zu besonderer Vorsicht gegenüber Inflationspsychosen seiner Bevölkerung verpflichtet. Deutschland hat daher meines Erachtens alles Interesse an einem neuen internationalen Währungsausgleich, der die Rolle übernimmt, die die englische Goldwährung im neunzehnten Jahrhundert hatte, als Regulator des Welthandels. Ob man dabei mit Keynes an eine internationale Emission von Goldzertifikationen denkt, ob man die Umwandlung der internationalen Bank in Basel von einer Tribut-Buchhaltung in ein Weltkreditinstrument plant, ob man eine dritte Lösung der Notenbank-Zusammenarbeit im Auge hat, das sind Fragen für Währungs- und Kreditfachleute und gehören nicht in diese Erörterung. Aber es muß, populär gesprochen, Eines erreicht werden: entweder finden Amerika und England wieder den Anschluß an das Gold oder aber Deutschland muß seine Währungsverfassung der der beiden führenden Welthandelsmächte in irgendeiner Form anpassen. Dabei wird zu unterscheiden sein zwischen der Goldwährung als technischem Instrument und der alten „Goldparität". Um nicht mißverstanden zu werden: es muß für Deutschland darauf ankommen, im Verständigungswege zu einem allseitigen Währungsabkommen zu gelangen, das ihm in Zukunft die Verteidigung der neuen Währungsstabilität aus eigener Kraft gestattet.

Es wird das aber nur können, wenn sich die Weltwirtschaftskonferenz der Neuordnung der deutschen Auslandsverschuldung annimmt. So dringlich mir die Ordnung des Währungswirrwarrs erscheint: ich muß gestehen, daß ich mir eine Expansion der internationalen Kreditgewährung erst nach Konsolidierung der bestehenden Schuldverhältnisses vorzustellen vermag. Das Deutsche Reich schuldet dem Auslande heute rund 20 Milliarden Mark, deren Tilgung und Verzinsung rund 1,3 Milliarden Mark im laufenden Jahr erfordert. Die Ueberschüsse aus dem Außenhandel und den Dienstleistungen (wie Schiffahrt usw.) werden nicht ausreichen, um diesen Betrag zu verdienen. Die kleine Devisenreserve der Reichsbank von 310 Millionen Mark spielt, wenn man

sie nicht à fonds perdu in ein Faß ohne Boden werfen will, für die Ueberbrückung des Fehlbetrages keine Rolle.

Was also soll geschehen? So wenig die Weltwirtschaft bei einem franko-amerikanischen Schuldenkrieg blühen und gedeihen kann, so wenig kann sie es in Erwartung deutscher Zahlungsschwierigkeiten. Zumal, wenn zu der laufenden Devisenunterbilanz noch die (vorläufig durch Stillhalteabkommen gebannte) Gefahr der Rückforderung auch nur eines Teiles von 9,3 Milliarden Mark kurzfristiger Schulden kommt. An Deutschlands Willen zur ehrlichen Begleichung seiner Verbindlichkeit darf nicht gezweifelt werden, aber die Weltwirtschaftskonferenz soll nicht unsern guten Willen prüfen, sondern die Welt durch rechtzeitiges Handeln von der Gefahr eines zweiten Juli 1931 bewahren. Sie kann es, wenn sie sich entschließt, die deutschen Schulden (die aus Not genommen, aber sehr leichtsinnig gegeben wurden) als Verpflichtungen zu betrachten, die nach Maßgabe des jährlichen echten Devisenüberschusses abzutragen sind. Man wird eine feste Minimalverzinsung festsetzen und darüber hinaus eine zusätzliche flexible Verzinsung zu vereinbaren haben, die nur aus dem Devisenertrage und nicht aus der Devisensubstanz entrichtet wird. Es kann sich auch hier nicht um die Erörterung kredittechnischer Einzelheiten handeln, sondern nur um die Aufzeigung der allgemeinen Richtung, die zu beschreiten ist. Insbesondere bleibt es sich gleich, ob die Zinsen flexibel gestaltet oder die Nominalhöhe der Schuld modifiziert wird.

Nehmen wir einmal an, die interalliierte Verschuldung sei geregelt, ein neues internationales Währungsabkommen geschlossen und die Anpassung der Verschuldung des Deutschen Reiches an seine Zahlungsfähigkeit erfolgt. Braucht dann noch der ganze künstliche Apparat von devisen- und handelspolitischen Schutzmaßnahmen aufrechterhalten zu werden, soweit es sich lediglich um Abwehrmaßnahmen im vergangenen Schuldner-Gläubigerkrieg handelt? Doch kaum. Daher sehe ich einen weiteren Teil der deutschen Sendung auf der Weltwirtschaftskonferenz in dem Vorschlag, zunächst diese reinen Kampfmaßnahmen abzubauen und dem Welthandel die bescheidene Bewegungsfreiheit zurückzugeben, die er anno 1930/31 hatte. Jedoch: seitdem, so wird man sagen, ist einiges passiert. Es ist die Konferenz von Ottawa abgehalten und Englands Zollpolitik reformiert worden, das Reich hat seine Agrarwirtschaft neugeordnet, Amerika hat seinen Zolltarif revidiert. Darum wird zu unterscheiden sein zwischen reinen Kampfmaßnahmen, die eben rückgängig zu machen sind, und der Auffindung neuer handelspolitischer Formen, die an die Stelle der nicht immer ausreichenden, rein formalen Meistbegünstigungen zu treten haben. Die formale Meistbegünstigung wird durch die erhöhte Berücksichtigung von Nachbarschaftsklauseln zu ergänzen sein, wobei für das Reich als „Nachbarschaft" sinngemäß das mittlere und östliche Europa anzuerkennen wäre. Das Deutsche Reich hat weiter, nach Maßgabe des jüngsten deutsch-holländischen Abkommens, eine Antwartschaft auf eine verstärkte Preisschutzklausel bei Agrarprodukten, die besonders scharfer Konkurrenz unterliegen.

Wird diese Neuordnung des handelspolitischen Vertragswesens mit einer Neuordnung der Kredit- und Schuldverhältnisse verbunden und ein tragbarer Währungsausgleich ermöglicht, so darf Deutschland mit dem Ergebnis der Weltwirtschaftskonferenz zufrieden sein. Denn es hat alsdann den Atemraum bekommen, der notwendig ist, wenn es aus eigener Kraft den Neubau seiner Wirtschaft vornehmen soll.

Maximilian Claar

Kolonialkampf in der Sahara

Die Kolonial- und Mandatspolitik des Königreichs Italien

I.

Von zwei Seiten zu gleicher Zeit wird gegenwärtig das große Problem einer Revision der Friedensverträge zur Erörterung gestellt. Formal durch Mussolini. Er hat MacDonald in Rom den sogenannten Paktvorschlag überreicht, dessen Kern eben die Revisionsfrage ist. Er hat ihn den begreiflichen Widerständen gegenüber hartnäckig verteidigt. An Frankreich wendet sich der den Vorschlag bekräftigende Beschluß des Großen Fascistenrats in Rom. An die Kleine Entente der von Mussolini im amerikanischen „Universal Service" veröffentlichte, ungewöhnlich scharfe Artikel aus Mussolinis eigener Feder. Hand in Hand mit dieser formalen Aufwerfung der Revisionsfrage gehen die natürlichen Folgen der nationalen Erneuerung Deutschlands. Ist Italien ein Siegerstaat, der entschieden von Versailles abrückt, so ist Deutschland das vornehmste Opfer der Verträge. Beide sind heute aber gleich entschlossen die Ketten jenes Diktats zu zerbrechen. Deutschland zum eigenen Heil und Frommen, Italien als ein Werk der Gerechtigkeit für Deutschland und Ungarn.

Zu dem großen Komplex der Revisionsfragen gehört aber ein Problem von außerordentlicher Wichtigkeit, das mit besonderer Vorsicht angefaßt werden muß, das Problem der Kolonien und Mandate. Diese Frage ist die einzige, in der die Interessen der beiden befreundeten Reiche in Konflikt geraten können. Mussolini hat verkündet, daß kein Kolonialwunsch anderer Mächte, also in erster Linie Deutschlands, erfüllt werden könne und dürfe, ehe nicht das 1919 an Italien begangene Unrecht wiedergutgemacht sei. Solche schwerwiegende Gegensätze aber beseitigt man nicht, indem man ihre Erörterung vermeidet. Alles kommt vielmehr darauf an, sie objektiv und eingehend zu verstehen und zu würdigen. Deshalb sollen die folgenden Ausführungen einer knappen Darstellung der italienischen Kolonial- und Mandatspolitik seit den Friedensverträgen dienen.

II.

Italien stellt neben dem Deutschland der Vorkriegszeit die europäische Großmacht dar, die am spätesten eine Kolonialpolitik inauguriert hat. Von der Besetzung Massauoas am Roten Meer 1883 bis zur Eroberung Libyens 1912 beschränkte sich der italienische Kolonialbesitz auf Eritrea und auf den nicht von England beanspruchten Teil der Somaliküste. Der Versuch, mit dem Protektoratsvertrag von Ucialli 1889 von Eritrea aus auf Abessinien überzugreifen, scheiterte 1896 nach der militärischen Niederlage von Adua im Verzichtfrieden von Adis Abeba. Im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts machte man schüchterne Versuche, von Afrika nach Kleinasien überzugreifen. Man bereitete auf Grund einer wirtschaftlichen Durchdringung Zukunftsansprüche auf die türkischen Wilajets Adalia und Adana vor, namentlich seit die jungtürkische Revolution von 1908 und die auf ihr fußenden Ereignisse in Bosnien-Herzegowina und Bulgarien Aussichten auf Verfall des türkischen Reiches zu eröffnen schienen. Deutschland befand

sich als Freund der Türkei und Verbündeter Italiens damals schon in einer ähnlichen Lage wie später gegenüber dem italienischen Eroberungskrieg in Nordafrika. Dieser letztere hing aufs engste zusammen mit jener nationalistischen Renaissance im politischen Leben Italiens, die damals in Berlin und Wien in keiner Weise erkannt und gewürdigt wurde. Die tatendurstigen Nationalisten, die Vorläufer der Interventionisten von 1915 konnten das Italien Giolittis nicht zu einem europäischen Kriege drängen, aber sie erreichten die Entscheidung über Italiens künftige Kolonialpolitik in Nordafrika. Libyen wurde erobert und im Frieden von Ouchy 1912 für Italien gesichert.

Die Periode der italienischen Neutralität gegenüber dem Weltkrieg 1914—1915 zwang die italienische Außenpolitik zu Verhandlungen nach beiden Seiten. Wir wissen heute aus den Erinnerungen Salandras, daß der Krieg an der Seite der Entente schon seit dem Spätherbst 1914 nur eine Frage des Zeitpunkts war. Es hat also heute keinen Zweck mehr, die mit Bülow in Rom geführten Verhandlungen zu analysieren. Die Mittelreiche konnten daher auch mit nordafrikanischen Kolonialanerbietungen auf Kosten Frankreichs keinen Eindruck machen. Umgekehrt formulierte Italien gegenüber der Entente im Londoner Vertrag vom 26. April 1915 seine eigenen Wünsche. Diese muten auf kolonialpolitischem Gebiet sehr bescheiden an. Das hat seinen guten Grund. Obwohl man es später nicht hat wahrhaben wollen, glaubte Italien im Frühjahr 1915, in einen verhältnismäßig kurzen und nicht opferreichen Krieg einzutreten. Man unter-unterschätzte namentlich die Widerstandskraft Oesterreich-Ungarns und erklärte ja dem Deutschen Reich zunächst formal mit voller Absicht den Krieg überhaupt nicht. Der italienische Außenminister Sonnino beschränkte daher seine Forderungen auf das Notwendige, also in erster Linie die irredentistischen Eroberungen auf Kosten der habsburgischen Monarchie. Kolonialpolitisch erstrebte man nur Grenzerweiterungen an der West- und Ostgrenze Libyens von seiten Englands und Frankreichs. Mehr hatte man namentlich hinsichtlich der Südgrenze schon deshalb nicht verlangen können, weil 1914—15 dank der energischen Insurgierung des Landes durch Enver Pascha die tatsächliche Herrschaft Italiens auf die Küste beschränkt war.

Die unerwartete Dauer des Krieges mit seinen riesigen Opfern veranlaßte Sonnino, wieder auf asiatische Kolonialpläne zurückzukommen. Als 1916—17 die Entente die Zukunft der Türkei mit Ausschaltung aller dort bestehenden deutschen Interessen besprach, ließ sich Sonnino in den vor dem Krieg erstrebten kleinasiatischen Wilajets durch den Vertrag von Saint Jean de Maurienne eine Zone zuweisen. Das sollte für die Friedensverhandlungen 1919 verhängnisvoll werden.

In Versailles bestand weder bei Wilson noch bei Clemenceau oder Lloyd George die Neigung, Italiens moralischen Anspruch auf Teilnahme an der Beute der deutschen Kolonien zu befriedigen. Man begründete das damit, daß der gänzliche Zerfall der habsburgischen Monarchie den Italienern viel mehr gegeben habe, alssie erwarten durften. Sie erstrebten Welschtirol, Görz und Triest und erhielten nun auch Deutsch-Südtirol, Gradiska, das ganze Küstenland, Istrien und später auch Fiume und Zara. Daß Italien trotzdem noch ganz Dalmatien erstrebte, führte zu einem Bruch, infolgedessen die italienischen Vertreter die Friedenskonferenz demonstrativ verließen, aber lediglich mit dem Erfolg, daß in ihrer Abwesenheit nicht nur Dalmatien an Jugoslawien gegeben wurde, sondern auch der Ausschluß Italiens von der Verteilung des deutschen Kolonialbesitzes endgültig wurde. Statt dessen bot man den Italienern unter Berufung auf den Ver-

trag von Saint Jean de Maurienne einen großen Teil Kleinasiens mit Smyrna an. Sonnino war klug genug, abzulehnen, sonst hätten wahrscheinlich 1922 die Türken dort den Italienern dasselbe Schicksal bereitet wie den Griechen.

III.

Italien ging also aus dem Weltkrieg und den Friedensverträgen in kolonialpolitischer Hinsicht mit völlig leeren Händen hervor. Die Erbitterung darüber wurde noch gesteigert durch die Tatsache, daß Frankreich und England nicht einmal die bescheidenen Verpflichtungen des Londoner Vertrages von 1915 erfüllten, während sie andererseits auch bei der Organisation der Mandate durch den Völkerbund an dem völligen Ausschluß Italiens festhielten. Die kraftlosen Regierungen der ersten Nachkriegszeit mit ihrer Abhängigkeit von den kolonialfeindlichen Sozialdemokraten hatten keine Möglichkeit, dagegen zu reagieren. Es entstand aber seit 1922 für Mussolini und den Fascismus die Frage, was gegenüber einem Zustand zu tun sei, dessen Untragbarkeit für das neue Regime des erstarkenden Italien außer Zweifel stand.

Mussolini war, wie wir heute nach zehn Jahren sehr wohl wissen, vom ersten Tag an in der Außenpolitik vorsichtig und zurückhaltend. Er hat nie versucht, schwierige Situationen zu forcieren und sich dadurch einer Niederlage auszusetzen. (Das könnten sich auch heute Elemente vor Augen halten, die wie Herr Benesch die Einstellung Mussolinis zur Revision der Friedensverträge glauben, mit einer Handbewegung abtun zu können.) Auch in der Kolonialpolitik ist er langsam, und man kann sagen, methodisch seinen Weg gegangen. Es gibt für diesen Weg zwei Ausgangspunkte: einen staatsrechtlichen, nämlich die unterbliebene Erfüllung des Londoner Vertrags, und einen moralischen, die Wiedergutmachung des Italien 1919 von seinen Verbündeten zugefügten Unrechts. Die Schwierigkeit der Lösung liegt darin, daß in beiden Komplexen Italien der Fordernde ist und daß alle Forderungen sich an dieselben Stellen, nämlich Italiens Kriegsverbündete, richten. Auch hier hat nun allerdings der Gang der europäischen Politik im letzten Jahrzehnt eine Unterscheidung bewirkt. England, das allmählich von Frankreich in der Politik Deutschland gegenüber abrückte, näherte sich auch Italien wieder mehr und vollzog 1924 die Erfüllung des Londoner Vertrags durch Abtretung der an Libyen im Osten angrenzenden Oasengebiete an diese italienische Kolonie. Frankreich hingegen, das in einen immer schärferen Gegensatz zu Italien geriet und darin noch heute verharrt, hat die Abtretung der an Libyens Westgrenze stoßenden tunesischen Gebiete unterlassen. Dadurch hat es natürlich Italiens Haltung in allen Kolonialfragen versteift, die Frankreich interessieren, und das sind die entscheidenden.

Im Londoner Vertrag war von der Südgrenze Libyens nicht die Rede. Wir haben oben gesehen, aus welchem Grunde. Heute, wo Libyen bis einschließlich der südlichen Landschaft Fezzan restlos unterworfen ist, tritt diese Südgrenze in gewissem Sinn in den Mittelpunkt der italienischen Kolonialpolitik. An diesen Süden Libyens grenzen die zwei großen Eingeborenensultanate Borku und Tibesti. Bis 1918 waren sie nominell unter der Souveränität der Türkei. Schon seit die Türken 1912 Libyen verloren hatten, schwebte diese Souveränität in der Luft. Im letzten Jahrzehnt ist dieses große Gebiet von Libyen bis zum Tschadsee tatsächlich unabhängig. Anlehnungsmöglichkeiten hat es zwei: an das italienische Kolonialreich im Norden oder an das zentralafrikanische Kolonialreich Frankreichs. Hier setzt die eine kolonialpolitische Hauptforderung Italiens

ein. Als Erbe der Türkei in Libyen verlangt es die Ausdehnung seiner Souveränität über Borku und Tibesti bis zum Tschadsee. Gegen ein solches Zugeständnis hat natürlich Frankreich die allerschwersten Bedenken. Diese italienische Souveränität ist ein zentralafrikanischer Pfahl im Fleisch des französischen Kolonialreichs. Aber dabei ist das bei weitem nicht die einzige Gefahr, denn hier vermischt sich die Kolonialpolitik mit dem großen Problem einer Neuverteilung der Mandate.

Wird das Nordufer des Tschadsees von den Sultanatsgebieten begrenzt, die Italien erstrebt, so bespült der See am Südufer die einstige deutsche Kolonie Kamerun. Diese ist heute französisches Mandat. Und bei seiner Mandatspolitik zielt Italien eben auch hier in Frankreichs afrikanisches Herz. Mussolini steht auf dem unverrückbaren Standpunkt, daß die Ausschließung Italiens von der Mandatsverteilung von 1919 bis 1920 rückgängig gemacht werden muß. Diese Forderung ist nur zu begründet. An der Verteilung wurden Frankreich, Großbritannien, Australien, Japan und Belgien beteiligt, also von den in Betracht kommenden Staaten der Entente nur Italien nicht. Italiens heutige Forderung zielt auf das Mandat über Kamerun. Neben Mussolini ist Träger dieser Politik in erster Linie der Luftfahrtsminister General Balbo. Ihm schwebt eine Verbindung vor, die vom Mittelmeer über Libyen durch italienisches Gebiet zum Tschadsee und durch ein italienisches Kamerun zum Golf von Guinea ginge. Dabei wäre dieser dann Ausgangspunkt für den italienischen Flugverkehr nach Südamerika, den Balbo mit seinem Brasilienflug 1932 eingeleitet hat. Diese weitausschauenden Pläne annullieren auch den von manchen Seiten ausgesprochenen Zweifel, ob Italien wirklich ein Interesse daran habe, neben der mittelmeerländischen Kolonialpolitik eine atlantische einzuleiten.

IIII.

Eine erste mannigfache Formen annehmende Hauptfolge dieser italienischen Forderung ist natürlich der Versuch, Italien hiervon abzulenken durch Hinweis auf andere Objekte, an die es sich wenden könnte. In einer ersten Periode hat man in Frankreich solche Objekte in Asien gesucht. Dabei spielte sowohl die Erinnerung an die oben erwähnten italienischen Vorkriegsbestrebungen eine Rolle als besondere Verhältnisse im Rahmen des französischen Mandats für Syrien und des britischen Mandats für Palästina. Zuerst entstand der Gedanke, Italien das Palästinamandat anzutragen. Man erinnert sich, daß London nach dem blutigen arabisch-jüdischen Konflikt vom Juli 1931 der dortigen Verhältnisse überdrüssig und geneigt schien, auf das Mandat zu verzichten. Damals drückten zwei ganz wesensverschiedene Elemente auf Mussolini, sich dem Gedanken geneigt zu zeigen, nämlich der Vatikan und die Zionisten. Pius XI. hat von jeher beklagt, daß in dem Lande der heiligen Stätten nur Araber, Juden und im Rahmen der Mandatsmacht der nichtkatholische Teil der Christenheit etwas zu sagen haben. Die Uebernahme des Mandats durch das katholische Italien wäre ihm außerordentlich erwünscht, denn bei der heutigen Beziehung zwischen Mussolini und der Kurie hätte davon nur der Katholizismus den Vorteil gehabt. Diese Konstellation haben auch die Zionisten für sich zu benutzen gesucht, deren Führer Weizmann und Sokolowski damals in Rom vom Papst wie von Mussolini empfangen wurden. Aber Mussolini verhielt sich dem ganzen Gedanken gegenüber aus Rücksicht auf England wie auf den Völkerbund sehr zurückhaltend und tat sehr wohl daran, da die erwartete Initiative Londons zur Preisgabe des Mandats ausblieb. Nun trat aber dafür eine Möglichkeit in den Vor-

dergrund, die Frankreich selber und das Mandat über einen Teil von Syrien betraf. Man weiß, daß die Franzosen die Verwaltung Syriens teilen möchten. Das eigentliche Syrien soll als reif für die Unabhängigkeit erklärt und wie der Irak ein Glied des Völkerbundes werden. Dafür möchte Frankreich aber das Mandat für die Republik des Libanon aufrechterhalten und verlängern. Paris sah die Kritiken voraus, die diese Politik hervorrufen mußte und die ja dann auch nicht ausgeblieben sind. Deshalb wäre es bereit gewesen, auf den Plan zu verzichten und das Libanonmandat Italien anzubieten, natürlich unter der Bedingung, daß dafür Italien auf alle anderen Mandats- und Kolonialwünsche (lies Kamerun) verzichte. Dazu aber war Mussolini unter gar keinen Umständen bereit. Vor allen Dingen konnte Italien sich nicht auf ein Mandat einlassen, das mit einem von der französischen Demokratie unklugerweise getroffenen und nationalistisch ausgebauten Parlamentarismus belastet war, nachdem das fascistische Italien das antiparlamentarische Vorbild Europas geworden ist. Dann aber lag auf der Hand, daß die Libanonrepublik nach dem Muster des benachbarten und stammverwandten Syrien danach gedrängt haben würde, in Kürze ebenfalls unabhängig zu sein. Dann hätte Italien auf seine anderen Wünsche und Forderungen verzichtet zugunsten eines Schneemanns, der ihm schließlich und vielleicht in kurzer Zeit unter den Händen zerflossen wäre. Aus alledem zog Mussolini schon vor einem Jahr die Folgerung, daß den Mächten reiner Wein eingeschenkt werden müsse. Dies geschah im April 1932 mit einer Senatsrede des damaligen Außenministers Grandi, die präzisierte:

1. Italien muß Wiedergutmachung des 1919 ihm widerfahrenen Unrechts verlangen.
2. Die Italien zu machenden Zugeständnisse an Kolonien oder Mandaten können nur in Afrika liegen, nicht in Asien.

Damit war eine klare Richtlinie vorgezeichnet. Seitdem ist ein Jahr verflossen, in dessen Verlauf sich die italienische Außenpolitik für die Revision der Friedensverträge eingesetzt hat, zuletzt in der Form des von Mussolini in Rom an MacDonald übergebenen Paktvorschlags. Man weiß, daß Italien unter Revision der Verträge, soweit es selber in Betracht kommt, zweierlei versteht: die ehemals venezianischen Küstenstädte in Dalmatien und ein Kolonialmandat in Afrika. Und da Frankreich nach wie vor von einem Verzicht auf Kamerun nichts wissen will, so sucht man in künstlichen Pressenachrichten immer noch andere Objekte zu suggerieren. Daher das von MacDonald im Unterhaus dementierte Gerücht, Mussolini habe in Rom mit ihm über eine Abtretung des ostafrikanischen Tanganjika-Gebiets verhandelt. Daher auch die soeben im Auftrag Mussolinis in Lissabon abgegebene Erklärung des Kolonialgouverneurs Zoli, daß Italien nicht daran denke, durch Kauf oder auf andere Weise die afrikanischen Kolonien Portugals zu erwerben. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird das Problem in der Schwebe bleiben, bis eine Genfer oder sonstige Erörterung der Revisionsfrage stattfindet. Es wäre aber auch der Fall denkbar, daß Frankreich es vorzöge, mit Italien direkt eine Verständigung zu versuchen, falls Rom dafür auf weitere Verfolgung seiner Revisionspolitik zugunsten Deutschlands und Ungarns verzichtet. Das ist aber seit dem 30. Januar 1933 nicht mehr wahrscheinlich, denn das neue nationale Deutschland würde sich trotz der Freundschaft für das fascistische Italien nicht so leicht ins Schlepptau einer ihm schädlichen Verzichtspolitik nehmen lassen.

Ueberhaupt ist diese Frage der Kolonial- und Mandatspolitik geeignet, zwischen Rom und Berlin ein heikles Problem zu bilden. Italien erklärt offiziell, daß niemand

— also auch Deutschland nicht — eine Kolonie oder ein Mandat erhalten dürfe, ohne daß das an Italien begangene Unrecht gutgemacht und seine einschlägigen Wünsche berücksichtigt seien. Diese Erklärung richtet sich gewiß nicht gegen Deutschland, was Italiens Gesinnung betrifft, aber sie trifft Deutschland als natürliche Folge der seit 1919 bestehenden Lage. Kolonialmandate erstreben eben nur Berlin und Rom. Wenn also Italien seine Priorität verkündet, so muß Deutschland zurückstehen. Und wenn nicht zwei Mandate zur gleichzeitigen Verteilung gebracht werden können, so ist ein Konflikt möglich. Das um so mehr, als das neue nationale Deutschland wohl eher geneigt ist, überhaupt nicht ein Mandat, sondern einfach die Rückgabe der deutschen Kolonien zu verlangen.

Wie man sieht, ist die italienische Kolonial- und Mandatspolitik kein ausschließlich italienisches Problem, sondern auf das engste verwoben und verflochten mit den schwierigsten der schwebenden internationalen Fragen. Deshalb dürfte seine nüchtern-sachliche Zusammenfassung für das Verständnis dieser Fragen im Rahmen der Weltlage nicht ohne Nutzen sein.

Literarische Rundschau

Germanica aus der Bücherflut

Louis von Kohl — ein stolzer Einzelgänger, Skandinavier, aus Wahlverwandtschaft Deutscher — steigt, Ursprung und Wandlung Deutschlands durchforschend, nach den Grundlagen zu einer Geopolitik hinab.[1] Jammerschade, daß dieses edle und tiefe Buch nur wenig über den geschlossenen Leserkeis der Deutschen Buchgemeinschaft hinausdringen wird! Aber es ist eine Ehre für diese Buchgemeinschaft, daß sie ihren Lesern solche Fragenkreise und in solcher Gestalt vorsetzen darf und kann. Auf wenigen Seiten oft — so Seite 434 bis 436 über die Schicksalsverbundenheit Böhmens und des Reiches — sprühen Gedanken aus den Feuerbränden, die hier geworfen werden, an denen sich Geschlechterfolgen von Staatsmännern erleuchten könnten. Auf der einen Seite unter beständigem Tasten nach dem festen naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Grund unter den Füßen, damit man ihn nicht verliere, auf der anderen Seite mit beständiger Fernschau für alles, was jemals das „genus irritabile vatum“ seiner Seher und Dichter über den deutschen Volksboden irrlichtern ließ, so muß dieses Schicksalsbuch der Deutschen gelesen werden, das von geologischen Frühzeiten mit dem langsamen Rhythmus erdgeschichtlicher Perioden beginnt und im Hasten der allerjüngsten Tagespolitik ausschwingt. Immer aber ist jeder Schicksalswandel unter dem Licht des Ewigen, „sub specie aeterni“, betrachtet, und dennoch in reicher Fülle Erfahrungsgut für den im Licht des Tages Handelnden ausgestreut. Angesichts eines allein 14 Seiten umfassenden Inhaltsverzeichnisses ist es unmöglich, im Rahmen einer kurzen Besprechung dem Inhalt auch nur annähernd gerecht zu werden. Allein die 48 zum Teil flüchtig und genial hingeworfenen, aber immer gedankenreichen, leider schlecht wiedergegebenen Karten sprengen den Rahmen solcher Kritik. Denn fast zu jeder müßte man innerlich Stellung nehmen, eine eigene, oft zustimmende, oft auch widerstreitende Besprechung schreiben. Aber ein Geständnis muß ich niederlegen: Daß mir selbst in tiefbewegter Zeit nicht leicht ein Schriftwerk wieder so unmittelbar und packend vor die Seele geführt hat: „Quantae molis erat Germanam condere gentem!“

[1] Louis von Kohl: Ursprung und Wandlung Deutschlands. Grundlagen zu einer deutschen Geopolitik. Berlin, 1932. Deutsche Buchgemeinschaft.

Wie viel Feinarbeit aber nebenher, zuweilen verschlungen von den vulkanischen Stößen des Groß-Geschehens, zuweilen aber wie Filigran zur Geltung kommend, darin steckt, das ver-

rät, mit geschichtskundiger und pietätvoller Hand zugleich ein liebenswürdiges Fürstinnen-schicksal aus umwälzender Wucht heraushebend, Prinz Adalbert von Bayern[2]), wenn er, nach ihren Tagebüchern, siebzig Jahre aus dem Leben der Prinzessin Ludwig Ferdinand von Bayern, Infantin von Spanien: „Vier Revolutionen und einiges dazwischen" beschreibt. Die fünfte liegt zwischen dem Erscheinen und der Besprechung eines Buches, das wie ein Wandelgobelin die wesentlichsten Gestalten der Zeitgeschichte von Isabella von Spanien und Eugenie von Frankreich bis zur Landflucht Alfonsos XIII. — mit seinem seltsamen Wandel von höchster Volkstümlichkeit bis zur Ueberbürdung mit fremder Schuld — vorüberziehen läßt, aber doch alle mit der höfischen Dämpfung durch spanische und bayerische Königsschlösser und ihren distanzierenden Reiz und Zauber.

Es ist vielleicht die höchste Anerkennung, die sich für Dr. Prinz Adalbert von Bayern als Historiker aussprechen läßt, daß er es versteht, diesen ferngerückten Reiz von Ahnengalerien, Königsschlössern und uralter Ueberlieferung mit einer philosophisch-heiteren, jedenfalls souveränen Einstellung zur Gegenwart zu verbinden, wie sie auch seine Mutter so oft bewies. Wie überlegen klingt: „. . . der Umsturz war der Abschluß langjähriger Gärung im Lande; für die Hauptbeteiligten trotzdem — wie immer — eine unliebsame Ueberraschung..." (Seite 9). Das ist für den Enkel Isabellas der Katholischen, einen Bluterben der Bourbonen, Habsburger und Wittelsbacher zugleich, eine sehr philosophische Betrachtungshöhe aus der Vogelschau! Von solchen Ueberlegungen aber ist das Buch erfüllt. Man vergleiche nur die Flucht der spanischen Königsfamilie in die Arme Napoleons III. „. . . der Kaiser kannte aus eigener Erfahrung die Wechselfälle der Politik . . ." oder die Heiratschancen zwischen Karlisten und Christinos oder Kapitelüberschriften wie „Hoch Alfons XII." und „Noch zwei Revolutionen", die Schatten des spanisch-amerikanischen, des Weltkrieges, des Rif; und man wird begreifen, was dieser fürstliche Historiker aus den treuen Tagebüchern einer Prinzessin von Bayern und Spanien zu machen verstand.

Im Gegensatz zu dem bayerisch-spanischen Fürstenbuch, darin der Historiker aus rein geschichtlichen Perspektiven in der Zeitfolge der einzelnen Schachzüge und der Haltung der Persönlichkeiten fast alles sieht, im Raum eine Nebensache, die er nur zuweilen streift, hat Prof. Dr. Karl Krüger[3]) seine „Deutsche Großraumwirtschaft" zuerst vom erdgegebenen Grund des Raumes aufgebaut. Eine Umschlagzeichnung, die Luxemburg, Skandinavien, Zwischeneuropa mit dem Rückgrat des Donauweges, den ganzen Balkan und die Ankara-Türkei umfaßt, verrät, in welcher Richtung diese Großraumträume gehen, in denen feste und harte, nüchterne Wirklichkeit dicht neben kühnen, ideologischen Brücken und Uebergängen zu stehen kommt. Haben sie mehr Bestand als seinerzeit die Konstruktionen, die der Straße Hamburg—Bagdad—Basra zugrunde lagen und so wenig tragfähig waren? Das wird dieses Buch zu erweisen haben! Es steckt zunächst voll wertvoller Erfahrungen. Zu ihnen gehört der Einleitungssatz über „die psychologischen Vorurteile gegen die österreichisch-ungarischen Nachfolgestaaten und den Balkan", mit dem Appell an den „Enthusiasmus" zu Anfang, „ohne den jede politische Arbeit von vornherein zum Versagen verurteilt sei", der dennoch schließt mit der Tatsache, „daß gerade die Norddeutschen erhebliche Hemmungen verspüren, wenn sie sich für großdeutsche Idealpläne einsetzen sollen". Von solchen Kontrasten ist das Buch durchwoben. Wir wissen uns sonst vom Vorwurf des Mangels an Enthusiasmus nicht getroffen und unterschreiben deshalb gern: „Was auf das Konto Oesterreich-Ungarn unter „Schlamperei" und „Verräterei" gebucht wurde, hätte eigentlich auf die Separatkonten der Tschechen, Polen, Slowenen usw. gesetzt werden müssen." Ist es aber dann nicht gewagt, zu meinen, „es wäre zu bedauern, wenn z. B. ein so fleißiges und strebsames Element wie die Tschechen — das fleißigste aller Slawen! — auch noch in der Zukunft seine alten Minderwertigkeitskomplexe an den in der Tschechoslowakei lebenden deutschen und ungarischen Minderheiten durch Unterdrückungsmaßnahmen auslassen würde und somit noch weiterhin die eigentlichen Träger des Donauraumgedankens zum Gegendruck herausfordern würde." (Seite 38). Vorläufig jedenfalls sind diese beiden Druckkräfte noch wirksam am Werk, wie ich mich erst aus Anlaß des 83. Geburtstages

[2]) Dr. phil. Prinz Adalbert von Bayern: Vier Revolutionen und einiges dazwischen. Siebzig Jahre aus dem Leben der Prinzessin Ludwig Ferdinand von Bayern, Infantin von Spanien. München, 1932. Hans Eder Verlag.

[3]) Prof. Dr. Karl Krüger: Deutsche Großraum-Wirtschaft. Hamburg, 1932. Hanseatische Verlagsanstalt. Kartoniert 5,50 Mark, gebunden 6,50 Mark. 234 Seiten.

des Burg-Philosophen Masaryk in Prag überzeugen konnte, dessen Vernichtungswerk an der deutschen Donaustellung auf Seite 167 und 168 anschaulich geschildert ist. „Fraglos war der Einfluß der französischen Kulturpolitik . . . auch sehr groß.“ So steht Seite 40 geschrieben. Ist er es jetzt etwa nicht mehr als jemals zuvor, „die französische Art der Menschenbehandlung“ und „der Charme des Pariser Lebens“ mit ihrem „tiefen Eindruck auf jeden Südeuropäer, der in ihren Bann geriet“? Vortreffliches steht über die Ukraine (Seite 106 und 169) geschrieben, aber auch der Zweifel daran, „daß der Weg ans Schwarze Meer mit reiner Wirtschaftsvernunft geöffnet werden kann“ (Seite 169). Wie viel schwieriger erst war der Versuch, „den Weg an die mesopotamische Front um 250 Kilometer durch Besetzung der Kaukasusländer abzukürzen“. Davon wüßte der „im Kaukasus als Befreier begrüßte General Kreß von Kressenstein“ manches zu erzählen, aber mehr im Stil der gleich darauf von Krüger schlagend zusammengefaßten Leidensgeschichte Kaukasiens unter den Sowjets — trotz dem Osseten Stalin — Dugaschwili und den drei wichtigen Georgiern im Wirtschaftsgetriebe. Eisenhart, aber folgerichtig sind die Seiten 221 bis 225 über Deutschland und die Minderheiten, über „die Vogel-Strauß-Politik der übrigen Nationen, die glauben, unabhängig zu sein und doch politisch oder wirtschaftlich eingespannt sind in eines der beiden Kraftfelder, des Völkerbundes als Verkörperung französischen und angelsächsischen Machtwillens oder der III. Internationale als außenpolitische Triebkraft Rußlands.“ Deutschland ist zunächst von innen her andere Wege gegangen, als Krüger (Seite 224) für richtig hält. Aber es hat eben nur nach innen festen Boden unter den Füßen. Der deutsche Großwirtschaftsraum ist vorerst ein Traum, und nur Macht und Wille — gewiß von solchen Vorstellungen her anregbar — können ihn vielleicht in Leben verwandeln!

K. Haushofer

Von Mommsen bis Hans Grimm

Von der „Propyläen-Weltgeschichte“ ist wiederum ein neuer Band erschienen, der neunte: „Die Entstehung des Weltstaatensystems“ (Berlin, Propyläen-Verlag). Er gliedert sich in die Beiträge des Herausgebers Walter Goetz „Die Erschließung des Erdballs“, Felix Salomon „Geschichte der angelsächsischen Staaten im 19. Jahrhundert“, Hermann Wätjen „Mittel- und Südamerika im 19. Jahrhundert“, Hans Heinrich Schaeder „Die islamitische Welt seit dem 18. Jahrhundert“, Martin Winkler „Russische Geschichte seit Beginn des 17. Jahrhunderts“, Friedrich Ernst August Krause „Die moderne Entwicklung Ostasiens“. Für die breite Masse mögen einschneidende Tagesereignisse auch eine grundsätzlich veränderte Stellung zur Weltgeschichte hervorrufen, niemals aber werden auch die in solcher neuen Festigkeit alle Lebensverhältnisse, die eigenen wie die der Völker, Beurteilenden der Geschichte als Lehrmeisterin entraten können. Gerade hierfür ist dieser Band recht aufschlußreich, denn der Aufstieg und der Niedergang der Völker und die geschichtlichen Gründe dafür, die Bildung ganz neuer Gemeinschaften, werden hier so überzeugend deutlich, daß auch der innerlich Befangene sich den Lehren kaum wird entziehen können. Es heißt, daß die „Propyläen-Weltgeschichte“ um einen Band erweitert werden soll, der die jüngste Entwicklung behandelt. Um so notweniger erscheint Zurückhaltung im Urteil, bis alle Bände vorliegen.

Die Geschichte als Lehrmeisterin zu benutzen, dafür eignen sich in ganz besonderer Weise zwei Veröffentlichungen, die jüngst im Phaidon-Verlag (Wien) erschienen sind. Da sind aus Theodor Mommsens Werk Teile, die eine geschlossene Einheit bilden, herausgezogen und unter dem Titel „Römische Geschichte“ und „Das Weltreich der Cäsaren“ herausgegeben. Ein Geleitwort zum einen und ein Nachwort zum andern schrieb der ausgezeichnete klassische Philologe der Berliner Universität Professor Eduard Norden, dessen Arbeit der Berliner Universität erhalten bleiben muß, das in feinsinnigstem Eindringen Mommsens Werk würdigt und dem Leser die Größe und die Bedeutung seiner Leistung klar vor Augen führt.

Der erste Band „Römische Geschichte“ bringt auf 984 Seiten die ersten vier Bücher von Mommsens „Römischer Geschichte“, und zwar erstes Buch „Von den ältesten Einwanderungen bis zur Begründung der Republik“, zweites Buch „Vom Sturz der etruskischen Macht bis zur Zerstörung Carthagos“, drittes Buch „Die Revolution“, viertes Buch „Die Begründung der Militärmonarchie“. Diese Ausgabe beruht auf der zweiten, überarbeiteten Auflage der Originalausgabe in drei Bänden. Die Abschnitte, die von der Kunst und Literatur der Römer handeln, sind herausgenommen und im zweiten Band „Das Weltreich der Cäsaren“ im Zusammenhang wieder-

gegeben. Die Kürzungen, die notwendig waren, haben Wesentliches nicht betroffen, so daß das großartige Werk in dieser gekürzten Fassung zu seiner vollen Wirkung kommt. 150 Tiefdruckbilder sind beigegeben. Der ungewöhnlich niedrige Preis von 4,80 Mark wird den sehr begrüßenswerten Zweck der Ausgabe zur Erfüllung bringen: Mommsens großes Werk zu einem wahren Volksbuch zu machen.

Der Text des zweiten Teils „Das Weltreich der Cäsaren" besteht aus dem fast ungekürzten fünften Band von Mommsens „Römischer Geschichte", der wirklich in sich ein geschlossenes und vom ersten Teil unabhängiges Werk darstellt. Für den Mommsen-Kenner ist der stilistische Vergleich dieses Bandes mit den ersten Büchern höchst aufschlußreich und interessant. Er ist ja auch 30 Jahre nach dem eigentlichen Werk geschrieben und trägt in seinem Stil dem sehr viel schärfer gewordenen Profil des großen Historikers Rechnung. Der Wert gerade auch im Hinblick auf unser zeitliches Geschehen ist fast unausschöpfbar. Sehr belebt ist das Werk durch das Einfügen von Bild- und Kartenmaterial. Wir zählen über 200 Abbildungen und 10 Karten und Pläne. Der Preis auch dieses Bandes ist auf nur 4,80 Mark festgesetzt worden.

Zum selben Preise bringt der gleiche Verlag das berühmte Werk von Herman Grimm „Leben Michelangelos" heraus, und zwar gleichfalls in vollendeter Buchgestaltung. Herausgegeben ist der Band, der 300 Bilder in Kupfertiefdruck und eine Falttafel enthält, von Ludwig Goldscheider. Herman Grimm, der auf diesen Blättern so oft das Wort genommen hat, hat in seinem Werke, wenn auch neuere Forschung wesentliche Züge zum Bilde des größten Künstlers aller Zeiten beigetragen haben mag, ewig Gültiges geschaffen. Ihn fesselte im Leben Michelangelos der Künstler-Held im Strome des Zeitgeschehens. Die Wirkung dieses faszinierenden, mitreißenden Buches ist heute so stark wie am ersten Tage.

★

Ein lobenswertes Unternehmen ist die Bändchenreihe, genannt „Die deutsche Folge", Dichtung der Gegenwart in Schulausgaben, herausgegeben von Walther Linden (München, Albert Langen / Georg Müller). Die Auswahl ist nach gesunden Gesichtspunkten getroffen und bringt das Schaffen der Gegenwart der heranwachsenden Jugend nahe. Bisher liegen vor: Paul Alverdes „Der Kriegsfreiwillige Reinhold", Paul Ernst „Auswahl erdachter Gespräche", Paul Ernst „Zehn Geschichten", Friedrich Griese „Der Ruf der Erde", E. G. Kolbenheyer „Heroische Leidenschaften", E. G. Kolbenheyer „Die Brücke", K. B. v. Mechow „Reiter im Krieg", Adolf Meschendörfer „Deutsches Leben in Siebenbürgen", Wilhelm Schäfer „Ausgewählte Anekdoten", Emil Strauß „Das Grab zu Heidelberg/Befund", J. M. Wehner „Verdun", Ernst Wiechert „Soldat Namenlos". Die Auswahl der Verfasser bedarf keiner kritischen Legitimation.

Das Institut für Leser- und Schrifttumskunde in Leipzig hat im eigenen Verlage einen „Führer zu Büchern" „Deutsche Erzähler" herausgegeben als Heft 2 seiner Veröffentlichungen. Dies Büchlein zählt 120 Erzähler von deutscher Art auf und ist sicherlich in hervorragendem Maße geeignet, durch die lebendigen und knappen Bemerkungen über Art, Wesen und Schaffen der einzelnen Dichter zu den Büchern selbst hinzuführen. Neben den ersten Teil „Lebendes Erbe" ist als zweiter gestellt „Deutsche Erzähler der Gegenwart", und ein Anhang über verwandte nordische, niederländische und englische Erzähler rundet das Bild ab.

★

Der Verfasser des prächtigen Buches „Die Insel der fünf Millionen Pinguine", Cherry Kearton, hat wiederum ein feines Büchlein herausgebracht, „Pallah" genannt (Stuttgart, J. Engelhorn), eine Tiergeschichte, wie sie in solcher Vollendung kaum ein anderer Beobachter des natürlichen Lebens schreiben kann. In 32 Jahren hat er auf Hin- und Herfahrten durch Afrika den dunklen Erdteil gerade da, wo sonst der Mensch nicht hinkommt, genau erforscht. Pallah ist eine kleine Schwarzfersenantilope. Er begleitet die von ihrem Rudel Versprengte auf ihren Irrfahrten, die sie mit verwandten Tiergruppen und den großen und furchtbaren Feinden ihrer Art, den Herren der Wildnis, Löwen, Krokodilen, Elefanten, in freundliche und gefährliche Berührung bringen. Das alles wird ohne jede dumme Vermenschlichung der Tierpsychologie wahres Leben, unterstützt durch prachtvolle Aufnahmen aus der Tierwelt. Seinen Zweck, den Unrichtigkeiten und den Fälschungen afrikanischen Tierlebens in der Freiheit, wie sie viele gefällige Erzähler und neuerdings in gefährlicher Form der Film versuchen, durch die Wahrheit der Schilderung vom Leben und Treiben der Tiere in der Frei-

heit entgegenzuwirken, hat Cherry Kearton vollkommen erreicht. Das Buch ist eine höchst erfreuliche Bereicherung unseres Wissens von unseren vierbeinigen Verwandten.

★

Ein Buch von Eigenart ist das Buch des Koreaners Younghill Kang „Das Grasdach", eine Art Autobiographie (Leipzig, Paul List), aus dem wir sehr viele Einzelheiten von hohem Reiz erfahren über Korea und seine ihres Lebens. Aber das ist nicht das Wichtige Bewohner bis in die kleinsten Alltäglichkeiten an diesem Buch, sondern es ist die Spiegelung in einem Sohne Koreas, der zum Höchsten für sein Volk strebt, wie der Freiheitskampf ihn und sein Volk ergreift gegenüber der sehr harten, rücksichtslosen und oft grausamen Unterdrückung durch Japan. Zu den welthistorischen Vorgängen, welche in dem Freiheitskampf aller unterdrückten Völker Asiens sich abzeichnen, ist dieses Buch ein wesentlicher Beitrag, wenn man aus der Ferne auch nicht entscheiden kann, ob die historische Wahrheit im Interesse Koreas und der Koreaner gefärbt ist. Für die Glut des Hasses gegen die Unterdrücker aber ist es ein überzeugendes Dokument.

★

Hans Friedrich Bluncks deutsche Vorzeitromane, in denen er, wie gerade auf diesen Blättern auf das stärkste hervorgehoben ist, uns Wege zum neuen germanischen Mythos wies, sind zusammengefaßt unter dem Titel „Die Urväter-Sage" jetzt in der Deutschen Buchgemeinschaft (Berlin) erschienen. Dieser frühgeschichtliche Roman unseres Volkes faßt die „Gewalt über das Feuer", den „Kampf der Gestirne" und endlich die Sage von Weland, dem Schmied, „Streit mit den Göttern", zusammen. Das erste ist bekanntlich eine nordische Schöpfungsgeschichte, das zweite spielt in der Zeit der Entstehung des germanischen Volkes, der Hünengräberzeit, das dritte in der Bronzezeit. Einzeln waren die Bücher bei Diederichs erschienen. Die Freunde von Bluncks Schaffen werden feststellen, daß keine erheblichen Aenderungen gegenüber der ersten Fassung vorliegen, eine gewisse stilistische Ueberarbeitung ist spürbar und an einigen Stellen eine stärkere Zusammendrängung. Wir können nur wünschen, daß gerade in der jetzigen Zeit die Verwaltung unseres Vorzeitgutes in den Händen so dichterischer und zugleich so besonnener Männer wie Hans Friedrich Blunck bleibt.

S. G. Millin behandelt in seinem Roman „Gottes Stiefkinder" (München, C. H. Beck) ein bedeutsames und sehr ernsthaftes Rassenproblem, das im Hinblick auf die Auseinandersetzungen im Deutschen Reiche auch für uns von aktueller Bedeutung ist. Das Schicksalhafte der Blutmischung zwischen der weißen und schwarzen Rasse wird an der Geschichte einer Familie in vier Generationen zu erschütterndem Ausdruck gebracht. Ein englischer Missionar glaubt, um die Schwarzen ganz für das Evangelium zu gewinnen, schon nicht mehr voll Herr seines Verstandes, das letzte Opfer bringen zu müssen und heiratet eine Negerin. Seine Nachkommen überwinden mehr und mehr äußerlich die Merkmale des schwarzen Blutes, innerlich kein Einziger, und sie alle kehren so oder so zu ihrem schwarzen Volk zurück aus dem unüberwindlichen schwarzen Blutserbteil heraus. Das alles wird ohne Tendenz, aber menschlich ergreifend dargestellt, und so bildet dieses Buch in der guten Uebersetzung von Alice Steiner ein menschlich bedeutsames Dokument.

Das kann man von dem Roman von Reinhold Conrad Muschler „Liebe in Monte" (Berlin, Paul Neff) durchaus nicht sagen. Das, was hier gegeben wird, ist reine Literatur — alle seine Menschen reden druckfertig, aber lange nicht so gescheit, wie sie und ihr Autor es glauben — und so bleibt diese angebliche Liebesgeschichte eines nach Ansicht des Verfassers ungemein bedeutenden deutschen Mannes zwischen zwei bis drei Frauen trotz des farbigen Riviera-Hintergrundes eine dünne Literaturangelegenheit.

Die Verfasserin des „Götzen", Alma M. Karlin, bringt einen neuen Roman heraus „Windlichter des Todes", der in Siam spielt (Leipzig, Hesse & Becker) und das Schicksal von Europäern behandelt, die mehr oder weniger Widerstandskraft gegen den entnervenden Einfluß des Klimas und der Umwelt aufbringen, zum Teil durchstoßen, zum Teil zugrunde gehen. Die Verfasserin zeigt auch in diesem Roman, daß sie Menschen scharf auffassen und in sicherer Kontur hinstellen kann. Sie ist konzessionslos, und dadurch erhält das Buch auch eine eigenartige und merkwürdige Härte. Aber es lohnt, sich damit zu beschäftigen.

Ein Buch voll drängender Spannungen und erregten Lebens ist René Kraus' „Spione im Geldkrieg" (Berlin, Wilhelm Schaefer & Co.). Hier wird mit großer Meisterschaft und mit gut angewendeten Mitteln der Spannung die fremdländische Industriespionage, von

deren Ausmaß sich der Laie keine rechte Vorstellung macht, und ihre Abwehr durch deutsche Männer, verkörpert in der prächtigen Gestalt eines alten Meisterdetektivs, lebendige Wirklichkeit.

*

Zum Brahms-Jubiläum ist von Universitätsprofessor Joseph Müller-Blattau eine kurze Brahms-Biographie erschienen (Potsdam, Athenaion) mit 17 Abbildungen. Müller-Blattau, der unendlich viel für die Würdigung gerade der Volkslieder seiner ostpreußischen Heimat getan hat, widmet hier seine tiefgründige Kenntnis und die Wärme seines Herzens und die Klarheit seiner Forschung dem großen niederdeutschen Komponisten. Ihm steht gerade der junge Brahms besonders nahe, und diese Werdezeit ist ein Glanzstück des Büchleins. Von ihr aus wird der ganze Brahms deutlich, meisterhaft sind die Analysen auch der großen Werke, und die Stellung von Johannes Brahms wird endgültig umrissen. Das Buch ist ein kleines Juwel deutscher Musikermonographien.

*

Das Deutsche Ostland-Institut, Danzig, leistet unersetzliche und vorbildliche Arbeit für den deutschen Osten. So empfehlen wir dringend die beiden Neuerscheinungen aus der Reihe „Ostland-Schriften" (Danzig, Kommissionsverlag der Danziger Verlags-Gesellschaft) „Der Abfall Posens 1918/19 im polnischen Schrifttum" von Dr. A. Loeßner und „Die Kultur Pommeraniens im frühen Mittelalter auf Grund der Ausgrabungen", ein Bericht über das polnische Buch von Dr. W. Lega. Wenn man aus diesen beiden Büchern wiederum ersieht, in welcher geschickten Form die Polen ihre Propaganda gegen den deutschen Osten betreiben, so wird der Wunsch um so lebhafter, daß endlich auch von deutscher Seite dieser Propaganda planmäßig mit den gleichen Mitteln entgegengetreten wird.

*

Ein Roman, der im Gegensatz zu so vielen anderen Büchern wirklich in das Innere der chinesischen Art und Seele eingedrungen ist, ist der Roman „Söhne" von Pearl S. Buck (Berlin, Paul Zsolnay) in der deutschen Uebertragung von Richard Hoffmann. Hier wird, oft etwas langatmig, aber überzeugend, der chinesische Ahnenkult an einer Geschichte von drei Söhnen in der Gegenwart abgehandelt. Das Buch ist trotz seiner Längen spannend und vermittelt wirkliche Einblicke in chinesische Art.

*

Ansprechend in seiner Einfachheit ist der geschichtliche Roman „Vor tausend und einem Jahr" von Walter von Rummel (München, Knorr u. Hirth), der in einer auch unserer Jugend zugänglichen Form deutsche und insonderheit bayerische Geschichte aus der Zeit der deutschen Ungarnnot wiedergibt.

*

Das Buch von Professor Walter Maria Kersting „Die lebendige Form" (Berlin, Leonardo-Presse) ist geeignet, nachhaltige Anregungen im Sinne der Gewissensschärfung der Hersteller und der Käufer für alle unsere Gebrauchsgegenstände zu wecken. Frisch und lebendig wird hier, unterstützt durch überzeugende Bilder, die Frage des Serienmodells und der Massenfabrikation abgehandelt. Sympathisch ist die unumwundene Forderung der Verpflichtung aller in Frage kommenden Kreise zur guten Form. So ist das Buch nicht nur ein gutes Zeugnis für den lebendig schaffenden Künstler, sondern bringt wesentliche Beiträge auch zur Kultur der Technik. Es zeigt, daß, wenn nur die schöpferische Kraft an der richtigen Stelle eingeschaltet wird, wir von allen Kulturgreueln auf das schnellste befreit sein könnten. Kersting nutzt, vielleicht in einer etwas zu großen Ausschließlichkeit, seine eigenen Erfahrungen und die Ergebnisse der von ihm geleiteten Schulabteilung.

*

Hans Grimms erregendes und aufrüttelndes Buch „Der Oelsucher von Duala" ist jetzt (Langen/Müller, München) neu erschienen. Das war eine Notwendigkeit. Denn wenn ein Mann wie Hans Grimm von den unerhörten und furchtbaren Leiden unserer deutschen Kolonialkämpfer und ihrem Schicksal in englischer und französischer Gefangenschaft erzählt, so wird er auf das Ohr aller Volkskreise rechnen können. Dieses erschütternde Dokument menschlicher Niedertracht gegenüber Wehrlosen ist aber kein Dokument des Hasses, es ist jedoch eine ständige Mahnung, die für unser Volk ein Erfordernis ist, nicht zu vergessen, wessen der aus den bösesten Quellen geschürte Haß der gesamten Welt gegen uns fähig ist, wenn er die Herrschaft über uns erlangt. So verstanden, wird das Buch in hervorragendem Maße dazu beitragen, unser Volk innerlich zu festigen und es von schädlichen Illusionen frei zu halten. D. R.

Politische Rundschau

Früher sprach man gewöhnlich vom Balkanfrühling: wenn am Balkan der Knoblauch blühte, flogen die Bomben. Seit der Balkanisierung Europas ist es beinahe in dem ganzen alten Erdteil so geworden, nur daß es nicht bis zum Bombenwurf kommt, man begnügt sich mit dem Säbelrasseln. Wie sehr der Krisenfrühling 1933 diese Tatsache bestätigt hat, bedarf keiner weiteren Begründung. Es war die höchste Zeit, daß eine Reinigung der Atmosphäre erfolgte. Sie ging von zwei Staatsmännern aus, die durch die alten Ränke der Krisenmacher noch nicht vorbelastet waren, durch den Präsidenten der Vereinigten Staaten und den deutschen Reichskanzler. Roosevelt hatte wohl in der wachsenden Krise einen guten Grund, die alte Ansicht aufzugeben, daß man sich jenseits des Ozeans nicht um die Dinge in Europa kümmern sollte. Wir können seinen Schritt nur begrüßen; er will die Abrüstung fördern und die unter französischem Druck immer mehr weichende Sicherheit in Europa wieder herstellen. Die Antwort des deutschen Volkes gab sein Kanzler in einer klaren, wohlaufgebauten Rede, die eine einstimmige Billigung im Reichstag fand. Wir können feststellen, daß die nationale Regierung des Reiches die Kontinuität der Außenpolitik in klarer Führung übernommen hat, sie will die Sicherheit Deutschlands und die Abrüstung der anderen. Des Kanzlers Forderung nach Frieden fand das notwendige Echo in der Welt. Seitdem die beiden Staatsmänner gesprochen haben, ist die muffige Luft der Genfer Sitzungszimmer aus der Politik gewichen.

Wer die alte Hetzerei und die Druckmittel kennt, die man in den französischen und frankophilen Kreisen Europas benutzt, wenn Deutschland ins Unrecht gesetzt werden soll, wundert sich nicht, die alten Platten wieder auf dem Völkerbundsgrammophon abgespielt zu hören. Der letzte Rest von Würde ist diesmal verlorengegangen, darum hatte der Kanzler recht, wenn er am Schluß seiner Rede erklärte, wir könnten auch ohne den Genfer Bund auskommen.

Die internationale Lage hat sich jetzt so klar gestaltet, daß wir heute folgende Feststellungen treffen können: die internationale Welt erkennt an, daß die hochgerüsteten Länder abrüsten müssen. Die angelsächsische Politik hat sich zu dem Ziel bekannt, die Unsicherheit aus Europa durch eine vorsichtige Revisionspolitik herauszubringen, sie strebt schließlich einen Ausbau der Ideen des Kellogg-Paktes an, wobei Amerika die These aufstellt, der Krieg soll als Mittel der Politik in allen Streitfragen der europäischen Völker verpönt sein.

Diese Leitsätze der gegenwärtigen Politik der Weltmächte werden sich durchsetzen, auch wenn Frankreich und seine Vasallen die gegenteilige Ansicht vertreten. Wir haben für Deutschland als Erfolg zu buchen, daß die Abrüstungsfrage in einen Rahmen gebracht worden ist, der durch Genfer Manöver der üblichen Art nicht mehr so leicht gesprengt werden kann. Die folgerichtige Auswirkung dieser Tatsache ist das Wiederaufleben des Vier-Mächte-Paktes, der schon in die Papierkörbe versenkt zu sein schien. In letzter Zeit sind noch die Verhandlungen über den Pakt so weit gefördert worden, daß mit einer baldigen Unterzeichnung gerechnet werden kann. Immerhin eine gute Grundlage für den Fortgang der Genfer Konferenz und der großen Weltwirtschaftskonferenz in London.

Es wäre, wenn wir diese Momente der Entspannung feststellen, ein verhängnisvoller Fehler, wollten wir nun in Optimismus versinken. Danach sieht es in der Welt noch lange nicht aus. Deutschland wird Schritt für Schritt um seine Gleichberechtigung und seine Sicherheit noch weiterkämpfen, es wird ständig daran arbeiten müssen, die Gefahrenzone, in der es dank seiner militärischen Ohnmacht steht, unter scharfer Beobachtung zu halten, damit nicht plötzlich durch ein fait accompli besonders durch die polnischen Nachbarn, die Dämme niedergerissen werden, die in Europa aufgerichtet wurden, um den Bolschewismus fernzuhalten. Europa und die Welt sind noch lange nicht vor den Gefahren gesichert, die durch den Unruheherd der Dritten Internationale bewußt ins Ausland getragen werden. Das beste Gegengift gegen die Unruhestifter ist Arbeit und eine gesunde Wirtschaft. Hoffentlich gelingt es, auf der bevorstehenden Londoner Konferenz, die Grundlagen für beides zu schaffen.

Wir können heute noch nicht übersehen, wie die Verhandlungen sich im einzelnen gestalten werden. Einen gewissen Anhaltspunkt bieten lediglich die Besprechungen in Washington, auf die wir heute nochmals zurückkommen wollen. Frankreich hat dort nicht gut abgeschnitten. Es ist nicht nur die Dezemberrate an Amerika schuldig geblieben, sondern hat erneut seine Zahlungspflicht verletzt. In den Vereinigten

Staaten wirkt jede Verzögerung der Erledigung finanzieller Verpflichtungen auch politisch mehr als schlecht. Wir können feststellen, daß Amerika heute mit Recht den Franzosen erklärt: rüstet ab, dann könnt ihr zahlen! Die alte These der Franzosen, daß erst Deutschland zahlen müsse, bevor man selbst zahlen kann, ist heute nicht mehr zu halten. Wir können deswegen wohl annehmen, daß in London nicht leicht ein Kompromiß in der Frage der interallierten Kriegsschulden zu finden sein wird, denn von Paris aus wird man sicher versuchen, möglichst billig wegzukommen. England hat in Washington besser abgeschnitten. Die Taktik, die von MacDonald eingeschlagen wurde, die wahrscheinlich auch in London wieder in die Erscheinung treten wird, ist auf den Versuch abgestellt, durch eigene Zugeständnisse eine möglichst baldige und möglichst hohe Stabilisierung des Dollars zu erreichen. Die Angelsachsen haben sich in Washington einander genähert. Wir sehen sie seitdem meistens auf dem Gebiet der Abrüstung in einer Linie fechten, wohingegen Frankreich in einer unverkennbaren Isolierung steht, die nur dadurch verschleiert wird, daß England in finanziellen Fragen einen Sekundanten braucht. Von einer Einheitsfront der Schuldner, die früher immer in Erscheinung trat, war in Washington nichts mehr zu merken, sie wird auch so leicht nicht wieder aufgerichtet werden können.

Deutschland kann die taktischen Möglichkeiten aus dieser Lage nicht ganz für sich ausnutzen, da seine eigenen finanziellen Sorgen eine gewisse Weichheit der Taktik erfordern. Wenn wir um ein Transfermoratorium herumkommen sollen, dann muß das Ausland Zugeständnisse machen. Es ist gut, daß die Privatgläubiger sich jetzt schon in Berlin versammeln, noch bevor auf der Konferenz von London die Fragen der Weltwirtschaft in den Vordergrund treten. Es wird in London notwendig sein, die alte deutsche Ansicht zu vertreten, daß wir nur zahlen können, wenn die Zollmauern fallen.

Die Verlängerung des Berliner Vertrages ist inzwischen erfolgt. Wir wollen es uns versagen, zu dem Vertrag heute nochmals eingehend Stellung zu nehmen. Wir haben bei früheren Gelegenheiten unsere Ansicht über die Beziehungen Rußlands zu Deutschland und umgekehrt ausführlich begründet. Heute sei nur bemerkt, daß Vertragspartner auch eine gewisse innerliche Uebereinstimmung der Ansichten haben sollen. Da dies im vorliegenden Falle nicht zutrifft, glauben wir nicht, daß sich Annahmen erfüllen werden, die man da und dort vertritt.

In Genf tagt wieder der Völkerbundsrat. Er hat eine reichliche Fülle von Material zu behandeln, die ruhige Luft am Genfer See wird wohl auch nicht gestört werden, trotzdem in Südamerika jetzt ganz offiziell am Gran Chaco Krieg geführt wird. Die Interessen der Großen scheinen dadurch nicht berührt zu sein, sie verdienen durch Waffenlieferungen an beiden Parteien, warum soll man eine so gute Exportgelegenheit stören, wenn es auch in den Satzungen anders heißt? Der Rat empfängt einen Bericht, der Präsident murmelt sein „adopté", die im Vorzimmer wartenden Agenten der Rüstungsindustrie ziehen schmunzelnd ab, Gott sei Dank, das Geschäft kann weitergehen! So sieht der Völkerbund aus, wenn es irgendwo auf der Welt einmal Krieg gibt! Wir sind gespannt, wie man sich auf der Hauptversammlung des Genfer Vereins aus der Affäre ziehen wird, wenn die kleinen Staaten zu Worte kommen, die sich doch so viel von dem Institut des Friedens versprochen haben.

Es stört heute in Genf auch die gute Stimmung nicht weiter, daß Japan inzwischen vor den Toren von Peking steht. Kann angesichts der Kriegslage im Fernen Osten überhaupt noch von dem sogenannten Völkerbund als einer vorhandenen Einrichtung gesprochen werden? Er beschränkt sich darauf, die geeignete Kulisse für die französische Politik gegen Deutschland abzugeben. Diese Feststellung allein genügt aber nicht. Die Welt soll sich die Männer einmal näher ansehen, die Genf zu dem gemacht haben, was es heute ist, die Benesch, Paul-Boncour, Titulescu und Konsorten, die leider immer noch die Möglichkeit haben, die alte Heuchelei fortzusetzen. Hoffentlich findet sich bald eine internationale Persönlichkeit, die es wagt, ihnen in Genf selbst die Masken vom Gesicht zu reißen.

Benesch, der in Genf den Friedensmacher spielt, hat in den letzten Wochen erneut mit blutigem Terror seinen Ausrottungsfeldzug gegen das Sudetendeutschtum fortgesetzt. Was irgendwie nach Nationalsozialismus aussieht, wird ins Gefängnis geworfen. Die Bevölkerung hängt so stark an ihren Führern, daß sich kürzlich Menschenmassen vor einen Eisenbahnzug warfen, der einen politischen Häftling abtransportieren sollte. Es wird bald an der Zeit sein, über die Unterdrückung und das Gewaltregiment des Herrn Benesch in seiner eigenen Heimat laut und deutlich vor der Weltöffentlichkeit Anklage zu erheben.

Nicht viel anders sieht es in Polen aus, wo man gegen das Deutschtum mit allen Mitteln vorgeht. Es gibt keine Minderheitenschutzverträge, die ausreichen würden, um die Terror-

akte zu verhindern. Wir sind der Ansicht, daß in die Sicherheitsverträge für die Staaten auch Schutzbestimmungen für die unterdrückten deutschen Minderheiten aufgenommen werden müssen, die im Osten und Südosten Spielball der Staatsvölker geworden sind. Sollen die Unruheherde politisch eingekreist werden, so müssen sie zunächst klar erkannt werden. Die Tschechoslowakei und Polen stehen an der Spitze der Staaten, die immer wieder Unruhe in die Welt tragen, um Machtpositionen zu schaffen, die rechtlich und moralisch nicht haltbar sind. Was besonders in diesen beiden Staaten durch Terrormaßnahmen gegen eigene Staatsangehörige fremder Nationalität ständig für Unruhe geschaffen wird, zeigen die täglichen Meldungen der Blätter, die im Ausland objektiv berichten. Soll ein Sicherheitspakt zustande kommen, der einen praktischen Wert hat, so schaffe man im Rahmen des Viermächtepaktes eine Instanz, die als objektive Schiedsstelle sofort eingreift, wenn wieder einmal neue Unterdrückung und Gewalt gegen die deutsche und andere Minderheiten in den Staaten um Deutschland den Frieden stören. Die Schiedsstelle soll dann den Weg für eine gerechte Autonomie, besonders der Sudetendeutschen, ebnen; sie wird so am besten dem Frieden der Welt dienen.

Ueber die Vorgänge in Oesterreich ausführlich zu berichten, verbietet uns ein Gefühl völkischen Anstands. Wir kommen an anderer Stelle darauf zurück. Dollfuß und sein Regisseur Starhemberg sind so weit in fremden Netzen gefangen, daß sie jeden Begriff von Volkstum bereits verloren haben. Wir erkennen in den Handlungen der beiden Männer auf Schritt und Tritt die Einflüsse der Parma-Habsburg-Gruppe, die den Augenblick für gekommen erachtet, die Grundlagen für ein neues Habsburgerreich zu schaffen. Es mag sein, daß da und dort die Bauern unter dem Einfluß des Klerikalismus für die Vergangenheit schwärmen, in der großen Masse der österreichischen Bevölkerung ist das deutsche Volksempfinden so wach und lebendig geworden, daß es nicht mehr unterdrückt werden kann. Wir rechnen damit, daß sich die Regierungszeit der Dollfuß und Starhemberg bereits ihrem Ende nähert, da der Nationalsozialismus in Oesterreich genau wie im Reiche infolge der Unterdrückung durch die Regierung täglich wächst und auch im Bauerntum starke Fortschritte macht. Im Zeitalter des Rundfunks hilft keine Pressezensur mehr, auch kein Verbot des Radioapparates im eigenen Hause kann das Eindringen der Propaganda verhindern, wenn die psychologischen Voraussetzungen gegeben sind.

In Prag tagt jetzt die kleine Entente, die sich so gern als die fünfte Großmacht bezeichnet. Die Pressevorbereitung der Konferenz läßt erkennen, daß große Aufmachung geplant ist, um die innere Machtlosigkeit und das Fehlen natürlicher Bindemittel für diese Ehe der französischen Schuldner zu verschleiern. Wenn der kleine Mann in Paris in seinem Blatt liest, daß die Wacht an der Moldau unerschütterlich fest steht, dann fragt er nicht nach dem Geld, das dort schon längst verloren ist, und zeichnet weiter die Anleihen, aus denen Skoda und Schneider ihre Dividenden holen. Unter diesem Gesichtswinkel die Prager Festlichkeiten zu betrachten, halten wir für richtiger, als wenn sie politisch ernst genommen würden. Denn die fünfte Großmacht hat innerlich so große Schwächen, die durch unumstößliche Wirtschaftsgesetze diktiert werden, daß eine starke Machtentfaltung nur dann möglich erscheint, wenn das Reich und Italien als Machtfaktoren ausfallen. Da damit nicht zu rechnen ist, wird Klein Genf an der Moldau hoffentlich bald dasselbe Schicksal vor sich sehen wie das große Vorbild des Volksbetruges in der Schweiz.

Die innere Lage Rußlands ist durch verstärkte wirtschaftliche Schwierigkeiten noch ernster geworden. Als letztes Hilfsmittel gegen den Verfall der Kriegsindustrie hat Stalin die Posten von Generaldirektoren geschaffen, die in den Betrieben mit allen Vollmachten schalten und walten können. Die Sklaverei ist also vollendet. Wir glauben allerdings, daß auch diese Radikalkur den Verfall nicht aufhalten wird, denn die Arbeiterschaft geht zum passiven Widerstand über. Dieser lähmt schließlich jeden Betrieb und ist durch Gewalt nicht zu beseitigen.

Reinoldus.

Vor dem Schnellrichter

Die großdeutsche Schicksalsverbundenheit ist von Wolken überschattet. Die Mainlinie im Reiche fiel; soll die Zwangsgrenze von St. Germain zur neuen „Mainlinie" werden? Wären die innerösterreichischen Auseinandersetzungen um die Macht im Staate eine rein innerösterreichische Angelegenheit, es brauchte einem um das Werden und die Zukunft Großdeutschlands nicht bange zu sein. Aber hinter diesen Auseinandersetzungen stehen die Mächte, die Gleichschaltung und Anschluß nicht wollen. Im österreichischen Raum kreuzen sich die französischen und italienischen Interessen, und weder in Paris noch in Rom ist man geneigt, die deutsche Karte als Trumpf gelten zu lassen. Herr Dollfuß ficht mit einer „autoritären" Bravour, die einer besseren Sache würdig wäre und einem ehemaligen Kaiserjäger nicht wohl ansteht. Daß sich um ihn aber alle die sammeln, die das deutsche Oesterreich erneut „verösterreichern" wollen, kennzeichnet die Gefahr, und angesichts der Energie, mit der diese Regierung den unbequemen nationalsozialistischen Gegner durch Ausnahmebestimmungen abzuwürgen sucht, erscheint die schlichte Formel, die Gleichschaltung werde sich schließlich zwangläufig durchsetzen, nicht mehr ganz zeitgemäß.

Der an sich selbstverständliche Kampf zwischen der nationalsozialistischen Bewegung, welcher der großdeutsche Gedanke mächtigen Impuls gibt, und einer Regierung, die leider immer mehr von der auch von ihr betonten deutschen Linie abrückt, wird zudem durch Begleiterscheinungen getrübt, die keinesfalls nötig wären. Daß das amtliche Oesterreich heute mit dem Plan spielt, die der deutschen Reichswehr angeglichene Uniformierung der österreichischen Wehrmacht durch die Wiedereinführung der alten österreichischen Chargenabzeichen abzuändern, ja, daß man am Ballhausplatz durch Sonderverhandlungen mit den Genfer Diktatmächten die Erlaubnis für die allgemeine Wehrpflicht zu erreichen hofft, anstatt als „zweiter deutscher Staat" in Genf bedingungslos an der Seite des Reiches zu kämpfen, trägt nur dazu bei, die vorhandenen Gegensätze zu verschärfen. Die Kluft zwischen Berlin und Wien, die sich zur Freude der anderen bei dem Ministerbesuch in Oesterreich vor aller Oeffentlichkeit auftat, darf keinesfalls mehr verbreitert werden, wenn die gesamtdeutsche Sache nicht Schaden erleiden soll. Diesem unerbittlichen Tatbestand sollte man sowohl im Reiche wie in Oesterreich Rechnung tragen. Wenn ein Kampf zwischen den Regierungen nicht zu vermeiden war — wir hätten gewünscht, er wäre vermieden worden — so darf er niemals zu einem Kampf zwischen zwei blutsverbundenen Gruppen des deutschen Volkes werden. Dem Verein für das Deutschtum im Ausland unter der zielbewußten neuen Führung von Dr. Hans Steinacher kommt in diesem Zusammenhange besondere Bedeutung zu. Er hat bei der neuen Verschärfung der Lage seine Pfingsttagung von Klagenfurt nach Passau verlegen müssen. Stärker noch als sonst muß dort über alle noch vorhandenen parteiischen Trennungsstriche hinweg das Gemeinsame herausgestellt werden. Und das muß mit feinem völkischen Takt geschehen!

*

Die Skandalszenen von Budapest, die sich die verhetzte ungarische Studentenschaft gegenüber Professor Bleyer leistete, haben das Gegenteil von dem erreicht, was ihre Urheber bezweckten. Die Darlegungen Bleyers über die unhaltbare Lage des ungarländischen Deutschtums, über die auf diesen Blättern immer wieder berichtet ist, wurden durch diese „bestellten" Proteste nicht überdeckt, sondern vielmehr nur unterstrichen. Die Diffamierung des verdienten Vorkämpfers für das Lebensrecht der Deutschen in Ungarn gelang nicht, die Gegner mußten einlenken, zumal der mutige Professor sich trotz seines Alters nicht scheute, gegen einen seiner gehässigen Verleumder mit der Waffe anzutreten. Auch die Regierung Gömbös sah sich genötigt, die Friedensposaune zu blasen, und es liegt nun bei ihr, die Folgerungen aus der unwiderleglichen Rede Bleyers zu ziehen, das heißt: endlich den zum Schutze der deutschen Sprache und Kultur erlassenen Gesetzen und Verordnungen praktische Geltungskraft zu geben. Das Manöver, den Reichsdeutschen als Freund zu behandeln, die Existenz des ungarländischen Deutschen aber zu verleugnen, muß ein Ende haben. Für die bisherige ungarische Nationalitätenpolitik, die den Deutschen mehr oder weniger zum Analphabeten erzog, gibt es keine Entschuldigung mehr, und ebenso wenig dient es dem Ansehen der ungarischen Regierung, jenen gesellschaftlichen Boykott und behördlichen Druck länger zu dulden, der

das Deutschtum an der gesetzlich verbrieften Pflege seiner Eigenkultur hindert, es sei denn, der ungarische Staat lege bewußt Wert darauf, mit Staaten verglichen zu werden, in denen es eine für alle Bürger geltende Rechtsordnung nicht mehr gibt. Die Art und Weise, wie — um ein charakteristisches Beispiel zu nennen — noch immer die Magyarisierung deutscher Namen erzwungen wird, ist nicht einmal in Polen üblich.

Die Forderungen der Deutschen sind klar und einfach: freies Organisationsrecht ohne behördliche Einmischung, Schulen, in denen wirklich in der Muttersprache unterrichtet wird, also völlige Ausmerzung des berüchtigten Schultypus C, freier Gebrauch der Muttersprache auch gegenüber den Behörden und vor allem gerechte staatliche Durchführung aller Gesetzesbestimmungen gegenüber den Deutschen. Daß das Reichsdeutschtum in dieser Existenzfrage seiner ungarländischen Volksgenossen einer geschlossenen Meinung ist, dürfte inzwischen jedem Ungarn klar geworden sein. Zu den vordringlichen Aufgaben der nationalen Regierung des Reiches aber gehört, diese Meinung auch in den Verhandlungen von Staat zu Staat nachdrücklich einzusetzen.

*

Die nationalsozialistischen Führer und der Staat sehen sich genötigt, immer schärfer gegen das Heer der Konjunkturritter und gegen das Schmarotzertum der nationalen Revolution vorzugehen. Eine Gesinnungsschnüffelei und Angeberei übelster Art wird von diesen Elementen betrieben. Die NSDAP wird nicht mehr viel Zeit verlieren dürfen, um ihre Reihen zu säubern und diesen Schädlingen das Handwerk zu legen. Denn diese Verlumpung muß verhängnisvolle Folgen zeitigen — nicht nur in der nationalsozialistischen Bewegung. Wir haben das alles schon einmal erlebt — nach dem Umsturz 1918. Damals schwenkten Hunderttausende eilig und hemmungslos zur „siegreichen" Linken über. Millionen hängten den Mantel nach dem Winde. Die Angst vor Gesinnungsschnüffelei, um den Arbeitsplatz, ums tägliche Brot taten ein übriges. Die Folge war Rückgratlosigkeit, Feigheit, Charakterlosigkeit. Und in der Politik? Man bediente sich der demokratisch-parlamentarischen Formen, um Geschäfte zu machen. Am Ende stand die Aufspaltung der Nation in „Interessentenhaufen", Korruption und allgemeine Demoralisierung.

Heute droht wieder von den Gewissen- und Bedenkenlosen her die Gefahr der „System-Politik". Das Novembersystem hat das deutsche Volk in zwei Teile gespalten. Es darf nicht dahin kommen, daß jetzt wiederum eine solche Kluft aufgerissen wird, daß die Nation gespalten wird in nationalsozialistische Parteigenossen und Nichtnationalsozialisten. Es darf nicht zu einer Scheidung des Volkes in Staatsbürger erster und zweiter Klasse kommen.

Die nationalsozialistischen Führer sehen die Gefahr und bekämpfen sie gleich im Entstehen mit rücksichtsloser Schärfe. Millionen können sich nicht zum Nationalsozialismus als Weltanschauung bekennen, wohl aber zur nationalen Revolution und Erneuerung. Sie sind darum nicht weniger nationale Männer und nicht weniger wertvolle Kräfte für den Neubau des Reiches und der Nation. Wollte man sie verdächtigen, beschnüffeln und diffamieren, so würde man viele zum Schweigen, Ducken und Heucheln treiben. Was aber könnten dem neuen Deutschland solche rückgrat- und charakterlose Menschen nützen? Wir wollen ja grade heraus aus dieser Verlumpung.

In diesem Zusammenhang mag auch ein Wort zu der politischen Uniformierung gestattet sein; Uniformierung wörtlich genommen. Immer mehr tritt diese Uniformierung in die Erscheinung; das Straßenbild erhält davon ein immer stärkeres Gepräge. Niemand wird die Rolle der Nachkriegsorganisationen, wie SA, SS und Stahlhelm, in der deutschen Revolution verkennen, auch nicht ihre politische Bedeutung für die weitere Entwicklung. Aber Dr. Goebbels hat recht, wenn er sich auch hier gegen ein Zuviel wendet, gegen ein Aufkommen von immer mehr Kampfstaffeln. Der alte Kern dieser Gruppen hat einen harten Kampf bestehen müssen, der eine Angelegenheit harter Männer war. Es wäre eine Mißachtung dieser alten Kampfgarde, daneben eine Soldatenspielerei aufkommen zu lassen. Sie ist, wie das Reichsbanner, die „Eiserne Front" mit ihren „Hammerschaften" usw. bewiesen hat, praktisch wertlos. Der Deutsche hat nun einmal eine Neigung zur Uniform, aber diese Neigung ist nicht bei allen dem soldatischen Geist eines wirklichen Kämpfers und dem Willen zu harter und echter Disziplin gleichzusetzen.

*

Die deutsche Gruppe des PEN-Club hat einen neuen Vorstand bekommen. Dieser Vorstand besteht zum Teil aus Männern, die als Mitglieder des Kampfbundes gewiß mancherlei

Verdienste für die nationalsozialistische Bewegung in den vergangenen Jahren gehabt haben, wenn sie auch einen literarischen Namen sich erst noch erwerben müssen. Wir sind wohl von dem Verdacht frei, daß wir das überschätzen, was man den „literarischen Ruf" nennt. Aber der PEN-Club ist nun einmal gegründet als eine internationale Vereinigung von poets — essayists — novellists, das heißt als Schriftstellerorganisation. Männer sollen darin vertreten sein, die als Dichter oder Essayisten Ansehen in ihrer Heimat genießen, und es wäre höchst sinnvoll, wenn man gerade im Vorstand den einen oder anderen Namen fände, der in Deutschland oder gar in der Welt eben als Schriftsteller bereits Geltung besitzt. Denn die Aufgaben, die der PEN-Club zu lösen hat, sind vornehmlich außenpolitischer Natur, und hier kann ein allgemein anerkannter Schriftsteller am ehesten Entscheidendes bewirken. Wenn in einer Sitzung geäußert wurde, der PEN-Club solle nicht irgendein privater literarischer Verein sein, so war dies richtig. Wenn daraus gefolgert wurde, er solle eine Organisation des Staates sein, so war dies grundfalsch. Der PEN-Club als staatliche deutsche Institution ist zur Wirkungslosigkeit verurteilt, denn man wird ihn im Ausland stets mit Mißtrauen betrachten, während jeder beliebige französische oder polnische Schriftsteller von sich behaupten wird, er sei frei und unabhängig, und wenn er für seine Nation eintrete, so geschehe dies aus freien ideellen Entschlüssen. Solche Leute werden dazu noch ihren literarischen Namen in die Waagschale werfen, und die Welt wird andächtig „Ah" sagen und erklären, die deutschen Vertreter zählen ja nicht, sie sind ja nur staatliche Beauftragte, die das tun, was ihnen befohlen wird. Nun ist dies gewiß völliger Unsinn und würde die Lügen, die heute über Deutschland um den Erdball laufen, um eine neue verhüten. Aber eine solche neue Lüge wäre zu vermeiden, wenn man auch den Anschein vermiede, als wären die deutschen Repräsentanten in irgend einer Form mit der Regierung identisch.

Man sieht wieder einmal, wieviel wir außenpolitisch noch zu lernen haben, damit wir als Staatsvolk uns ganz in der Welt behaupten können. Auch die Erklärung der Vorstandes der deutschen Gruppe des PEN-Clubs entsprach weder in ihrer sprachlichen Formulierung dem, was hier gefordert werden muß, noch zeugte sie — bei allem guten Willen — von außenpolitischer Begabung. Man sollte heute in Deutschland sehr vorsichtig sein, mit allen Antichambristen und Gschaftlhubern, die sich jeder neu heraufsteigenden Macht an den Hals werfen. Denn gerade solche Leute können es verhindern, daß die Nationalsozialisten, die sich mit einer für sie gänzlich neuen Materie befassen müssen, die Verbindung zu den deutschen Schriftstellern finden, auf die es wirklich ankommt, und die in der Lage wären, das neue Deutschland auf internationalen Kongressen zu vertreten, kraft der Selbstverständlichkeit ihres nationalen Bewußtseins, kraft ihres Namens und kraft der Fähigkeiten, die sie zu einem Auftreten in einem Gremium vieler Völker berechtigen. Man möchte nur wünschen, daß im PEN-Club sich eine solche Erkenntnis durchsetzt und daß Herr Dr. Goebbels sich diesen Verein einmal ansieht. Denn dieser Mann, der ein so feines außenpolitisches Empfinden besitzt und der g a n z i m S i n n e u n s e r e r A u s f ü h r u n g e n erklärte, er würde nicht in die internen Verhältnisse des PEN-Clubs eingreifen, würde dann dafür Sorge tragen, daß auch der PEN-Club seinem eigenen Wesen, und seinen, in diesen Tagen so außerordentlich wichtigen Wirkungsmöglichkeiten mehr als bisher zugeführt wird.

Der Zwischenfall auf der internationalen Konferenz in Ragusa rückt den PEN-Club aufs neue ins Licht der Weltaufmerksamkeit. Die deutschen Delegierten sahen sich gezwungen, die Sitzung zu verlassen, als der Vorsitzende H. G. Wells das Wort Ernst Toller erteilte und als innerdeutsche Angelegenheiten — entgegen der ursprünglichen Abmachung — erörtert werden sollten. Sie taten auch das vernünftigste, was möglich war, als sie überhaupt auf eine weitere Teilnahme an der Konferenz verzichteten. Das noble Verhalten der österreichischen, Schweizer und holländischen Delegation, die mit den Deutschen die peinliche Tagung verließen, zeigte, daß wir durchaus nicht isoliert waren und das eine spätere weitere Mitabeit in diesem Gremium durchaus eine Wendung und damit eine sinnvollere Zusammenarbeit der Nationen bringen kann.

Was ist aus diesen Vorkommnissen für uns praktisch zu lernen? Vor allem, daß es notwendig ist, aus dem PEN-Club wirklich eine Repräsentanz des deutschen Schrifttums zu machen. Das heißt, daß man in Zukunft Männer als Vertreter der deutschen Interessen ins Ausland schickt, die nicht nur den guten Willen mitbringen, sondern auch einen in Deutschland und möglichst auch in der Welt angesehenen literarischen Namen, den sie in die Waagschale werfen können und der ihren Worten ein besonderes Gewicht verleiht.

Versorgungskrisen in Sowjetrußland stellen an sich nichts Neues dar, weil sie gewissermaßen zu einem dauernden Bestandteil der bolschewistischen Wirtschaft geworden sind. Was aber jetzt auf dem russischen Dorf und in den russischen Städten vor sich geht, ist eine Ernährungskatastrophe, die in ihrem Ausmaß die Schreckensjahre 1920/22 zu überschatten droht. Vom furchtbaren Ernst der Lage zeugen auch zahlreiche Briefe und Hilferufe der Wolgadeutschen, aus diesen einst blühenden deutschen Kolonien Südostrußlands, die jedes deutsche Herz erschüttern müssen. Tausende deutscher Bauern sind in den letzten Monaten verhungert, und täglich sterben neue Opfer. Man lese doch die erschütternden Berichte nach in Nr. 4/5 der Zeitschrift „Deutsches Leben in Rußland" und raffe sich endlich zu wirksamer Hilfeleistung auf!

Die jetzige Katastrophe unterscheidet sich in mancher Hinsicht von den chronischen Ernährungsschwierigkeiten, unter denen Rußland seit dem Bestehen des Sowjetregimes leidet. Erstens hungern jetzt die Menschen auf dem Dorfe mehr als in der Stadt. Die im Zuge des Fünfjahresplanes durchgeführte Enteignung der Bauern und ihr Zusammenzwingen in den Kolchosen hat es den Kommunisten ermöglicht, die Lebensmittelvorräte fast restlos zu erfassen und den privilegierten Verbrauchern in den Städten zuzuführen: Partei, GPU., Rote Armee, die wichtigsten Gruppen der Industriearbeiter. Zweitens ist die jetzige Hungersnot keine Folge von Mißernten oder sonstigen Naturerscheinungen, sondern einzig und allein die Folge der Maßnahmen der kommunistischen Regierung, der Enteignung und Kollektivierung der Bauern im Zuge des Fünfjahresplanes. Wie nicht anders zu erwarten war, ist auch der stärkste politische Druck unfähig gewesen, das Selbstinteresse des Bauern an seiner eigenen Scholle und seiner eigenen Wirtschaft zu ersetzen. Das offenbart sich in geradezu erschütternder Weise in dem Niedergang des Viehbestandes seit 1928, dem ersten Jahre des Fünfjahresplanes. Laut amtlichen Schätzungen hat sich die Zahl der Pferde in der Sowjetunion in den letzten fünf Jahren von 30 auf 15 Millionen, also um die Hälfte, vermindert. Selbstverständlich können die Traktoren, die im selben Zeitraum in die Landwirtschaft „investiert" wurden, auch nicht entfernt diese Abnahme der Zugkraft ersetzen, ganz abgesehen davon, daß der größere Teil dieser Traktoren dauernd „streikt" — infolge schlechter Qualität (die Mehrzahl der guten, früher eingeführten amerikanischen Traktoren ist bereits „kaputtgefahren" worden) und chronischen Mangels an Ersatzteilen. Der Abgang an anderem Vieh, Kühen, Schweinen und Schafen, wird für die letzten fünf Jahre auf 40 bis 70 Prozent geschätzt. Genaue amtliche Zahlen liegen für Westsibirien vor, vor dem Kriege das Zentrum des blühenden russischen Butterexports, das nach England und Deutschland bis 75 000 Tonnen Butter im Jahre ausführte. Von 1927 bis 1932 hat sich hier die Zahl der Milchkühe von 2 471 000 auf 1 556 000, also um 42 Prozent, vermindert, die Zahl der Schweine von 1 882 000 auf 638 000 — um 70 Prozent, die Zahl der Schafe von 10 775 000 auf 2 649 000 oder um 75 Prozent.

Noch schlimmer als der Mangel an Brotgetreide ist der Mangel an Saatgut, der sich erst in der kommenden Ernte voll auswirken wird. Wenn die russische kommunistische Presse in den letzten Wochen von großen „Siegen" auf der „Aussaatfront" zu berichten weiß, so ist demgegenüber zu bemerken, daß die Angaben über die Saatfläche, mit denen die amtliche Statistik operiert, an sich gar nichts beweisen. Denn es ist einwandfrei festgestellt worden, daß die Leiter der Kolchosi und Sowchosi aus Furcht vor der schweren Verantwortung für Nichterfüllung des Planes Saatgut, das etwa für 100 Hektar normalerweise ausreichen würde, einfach auf 200 und mehr Hektar in sinnloser Weise „ausstreuen". Charakterisierte doch selbst die Moskauer „Prawda" vor einem Jahre (21. Juni 1932) derartige Vorgänge auf dem Dorf und das Verhalten der Ortsbehörde mit dem Satz: „Die Saat mag verloren gehen, wir erfüllen den Plan!"

Auf Grund früherer Erfahrungen wäre es falsch, aus der Tatsache der Hungersnot unmittelbare Schlüsse auf die innerpolitischen Zustände in Sowjetrußland zu ziehen. Solange der russische Kommunismus im Besitz aller seiner Machtmittel bleibt, solange er ein paar Millionen Menschen an Hunger sterben lassen kann, solange die Nahrungsmittel noch für die Verpflegung von Partei und Armee ausreichen, braucht seine Lage noch nicht unmittelbar bedroht zu sein. Die Lage ändert sich aber, wenn der Nahrungsspielraum sich derart einengt, daß auch die privilegierte kommunistische Schicht in Mitleidenschaft gezogen wird. Dann beginnt die Zersetzung des kommunistischen Machtapparats. Dann denunziert der

Kommunist seinen Parteigenossen, um in den Besitz seiner Brotkarte zu gelangen. Erscheinungen im Parteileben („Disziplinlosigkeit"), gegen die keine „Säuberungsaktionen" helfen, deuten an, daß diese Zersetzung teilweise bereits eingetreten ist.

Die Ernährungskatastrophe Sowjetrußlands muß sich aber auch zwangsläufig außenpolitisch auswirken. Unmittelbar beeinflußt sie die Exportfähigkeit und dadurch die Zahlungsfähigkeit der Sowjetunion. Der Köder der „Sowjetaufträge" verliert unter diesen Umständen seine Wirkung auf das nichtkommunistische Ausland. Ebensowenig kann diese Entwicklung ohne Einfluß auf die „Bündnisfähigkeit" des kommunistischen Rußland bleiben. Die technische Ausrüstung der Roten Armee mag noch so ausgezeichnet sein (hierüber sind die Meinungen übrigens in der letzten Zeit auch geteilt): ohne Brot und Pferde kann auch eine bolschewistische Armee keinen Krieg führen.

„Von der Zivilcourage der Deutschen" sprachen wir im Aprilheft der „Deutschen Rundschau" auf Seite 66. Da hieß es u. a.: „Wie kann man von den Führern der Nationalsozialisten, die doch alle im letzten Jahrzehnt Gelegenheit nahmen, ihre Zivilcourage zu erweisen, wie kann man von ihnen Respekt vor Andersdenkenden erwarten, wenn der Herr Staatsrat Schäffer, nachdem er dauernd Brandreden gegen sie hielt und auf die unverantwortlichste Weise die Mainlinie beschwor, sich nun plötzlich hinter seine Partei verkriecht und erklärt, er hätte dies alles nur aus Parteidisziplin getan, er selber wäre gar nicht so usw.?" Herr Staatsrat Schäffer legt Wert auf die Feststellung, daß „er nirgends eine Erklärung in dem behaupteten Sinne abgegeben, veranlaßt oder gebilligt hätte". Aus Gründen der Loyalität geben wir auch dieser Zuschrift aus der Vergangenheit Raum. Wir stützten uns bei der Aufnahme des in Frage stehenden Satzes auf Zeitungsmeldungen, deren Dementi durch Herrn Staatsrat Schäffer uns nicht bekannt war.

An unsere Leser

Die gegenwärtige Zeit erfordert nicht nur die Zusammenfassung aller nationalen Kräfte, sondern auch die Sichtbarmachung geistiger Fronten. Aus diesen Gründen haben wir uns entschlossen, den Namen von Dr. Paul Fechter als Mitherausgeber auf das Titelblatt unserer Zeitschrift zu setzen. Wir sind sicher, die volle Zustimmung unserer Leser für diesen Schritt zu finden, der für die Zeitschrift und damit für unsere Leser eine Bereicherung bedeutet.

Der Verlag der Deutschen Rundschau G. m. b. H.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr. Georg Schmidt-Rohr, Frankfurt a. d. Oder. — Dr. Louis v. Kohl, Berlin. — Professor Kurt Kluge, Berlin. — Dr. Paul Fechter, Berlin. — Bernhard Herrmann, Berlin. — Dr. Fred Hamel, Berlin. — Professor Dr. Rudolf Degkwitz, Hamburg. — Egon Bandmann, Berlin. — Professor Dr. Maximilian Claar, Neapel. — Professor Dr. Karl Haushofer, München.

Für die Schriftleitung: Hans Kraus, Berlin-Wilmersdorf ● Für die Anzeigen: Heinz Callm, Berlin
Verlag: Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin ● Druck: Wilhelm Greve Aktiengesellschaft, Berlin SW 68